on Brandt

eiunddreißig Jahre in Ost-Asien



I-huan, Prinz von Chun gest. 1890.
7ter Sohn des Kaisers Taokwang; Vater des
Kaisers Kwangsü





Dreiunddreissig Jahre in Ost-Asien.

Erinnerungen eines deutschen Diplomaten.

Von

M. von Brandt,
Wirkl. Geheimen Rath,
Kaiserlichem Gesandten a. D.

In drei Bänden.
Band III.



Leipzig,
Verlag von Georg Wigand.
1901.

China.

1875 bis 1893.

Meiner Frau.

Der Freude und dem Glück des Hauses.

Vorrede.

Der dritte, letzte Band meiner Erinnerungen behandelt die Zeit von 1875—1893, die ich, abgesehen von kurzen Urlauben in den Jahren 1878, 1883 und 1889, ganz in China zugebracht habe; er ist daher auch fast ausschließlich diesem Lande gewidmet. Die Form einer fortlaufenden Erzählung konnte ich nicht wählen, da die Zahl der im Laufe der Jahre aufgetretenen Fragen eine zu große war und dieselben, um sie verständlich zu machen, einer zu ausführlichen historischen Einleitung und Behandlung bedurften, als daß ich sie gewissermaßen episodisch in die Schilderung meiner persönlichen Erlebnisse hätte einflechten können. Was der Text dadurch an Lebhaftigkeit verloren haben mag, wird er, wie ich hoffe, an Gründlichkeit und Verständlichkeit gewonnen haben. Die kurze Zeit, die verflossen ist, seitdem ich China verlassen habe, legte mir in Betreff der Schilderung meiner Thätigkeit in diesem Bande größere Rücksichten als in den früheren auf; ich habe mich daher, so weit dies irgend möglich war, der Bezugnahme auf die nach dem Frühjahr 1893 stattgehabten Ereignisse enthalten. Dieselben sind noch zu neu, um eine eingehende kritische Schilderung, und nur eine solche könnte von Interesse sein, zu erlauben. Aus demselben Grunde habe ich fast jede Erwähnung meiner vielen deutschen Mitarbeiter während dieses langen Zeitraums vermieden; die meisten von denselben befinden sich noch in amtlichen Stellungen,

zum Teil in China selbst, und wenn ich auch glaube, für mich selbst die Linie ziehen zu dürfen, innerhalb derer meine Erinnerungen sich frei bewegen können, habe ich dies für andere nicht thun wollen. Sie werden mir auch ohne besondere Versicherung glauben, daß ich ihnen ein treues Andenken bewahrt habe.

Weimar, im November 1901.

M. von Brandt.

Inhaltsverzeichnis.

ERRATA.

Band		Seite		Zeile		von oben:	
Band	II	Seite	308	Zeile	17	von oben:	Richard statt Rudolf.
„	III	„	11	„	19	„ „	Burgewines statt Burlingames.
„	III	„	19	„	7	„ „	westlichen statt östlichen.

I.

Rückblicke und Ausblicke.

Unbefriedigende Beziehungen zwischen Chinesen und Fremden. — Aus der Mongolenzeit. — Portugiesen und andere Seefahrer. — Die Zerstörung der portugiesischen Niederlassung in Ningpo 1545. — Niedermetzlung portugiesischer Seeräuber in Ningpo 1857. — Portugiesische, spanische und holländische Gesandtschaften. — Russische Gesandtschaften. — Die Zustände in Kanton. — Betragen der Fremden daselbst. — Der Opiumkrieg. — Missionare und Presse. — Cobden 1864. — Gründung von Hongkong. — Seeräuberei in den chinesischen Gewässern. — Kulihandel in Macao. — Der Taiping-Aufstand. — Die Kriege von 1858 und 1860. — Chinesische Abneigung gegen und Mißachtung von Krieg. — Fremde Militär-Instruktoren. — Mißtrauen der chinesischen Regierung. — Widerstand gegen die Ausführung der Verträge. — Eifersucht und Intriguen der Fremden untereinander. — Amerikanisches Vorgehen 1859. — Hoffnung auf die Uneinigkeit der Fremden untereinander. — Differenzen zwischen Regierungen und Vertretern. — Nichtratifikation von Abkommen. — Amerikanische Politik chinesischen Einwanderern gegenüber. — Annexionen chinesischer Gebietsteile. — Einfluß der fremden Presse. — Gute Informierung der Chinesen. — Vergangenheit und Zukunft. — Und es bewegt sich doch.

Die neue Aufgabe, vor die ich mich durch meine Versetzung nach Peking gestellt fand, traf mich nicht ganz unvorbereitet. Ich hatte während der langen Dauer meiner Thätigkeit in Japan versucht, mich durch das Lesen von amtlichen Veröffentlichungen, Zeitungen und Büchern, wie durch gelegentliche Gespräche mit Leuten, denen die Verhältnisse aus eigener Anschauung bekannt waren, auf dem Laufenden über die Zustände in dem gewaltigen Nachbarreiche und die Entwicklung der Beziehungen desselben zum Auslande zu erhalten, aber ich mußte mich doch bald überzeugen, nachdem ich in persönliche Berührung mit China und den Chinesen

gekommen war, wie viel mir noch zu einer richtigen Beurteilung der Verhältnisse fehlte. Wie damals für mich, ist heute für meine Leser ein Rückblick auf die Entwickelung der Beziehungen zwischen China und dem Auslande unentbehrlich zum Verständnis der gesamten Lage, wie der einzelnen von Zeit zu Zeit auftretenden Fragen, nur möchte ich von vornherein bemerken, daß das, was ich heute nach fast zwanzigjährigem Verkehr mit chinesischen Staatsmännern und fast dreißigjähriger Beschäftigung mit den einschlägigen Fragen zu geben im stande bin, weit über das hinausgeht, was ich bei der Übernahme der Geschäfte in Peking und noch während längerer Zeit hinterher wußte und verstand.

Die Beziehungen zwischen Chinesen und Europäern sind, wie leider zugegeben werden muß, durchaus nicht der Art gewesen, um den ersteren besondere Achtung für oder großes Vertrauen in die letzteren einzuflößen. Es ist überflüssig, auf die alten angeblichen und thatsächlichen Beziehungen zwischen China und dem römischen Reiche zurückzugreifen, es genügt mit denen zu beginnen, die sich im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts unter der Herrschaft der Mongolen-Dynastie in China entwickelten. Die Europäer, die damals über Land nach China gelangten, waren entweder häufig mit diplomatischen Missionen betraute Mönche oder Kaufleute, wie die Polos und andere; von beiden Klassen darf man wohl annehmen, daß sie sich ohne weiteres den am Hofe der mongolischen Fürsten herrschenden Gebräuchen unterwarfen; dasselbe kann man von den nestorianischen Priestern und Christen voraussetzen, die sich seit der Mitte des 7. Jahrhunderts in China befanden und sich des besonderen Schutzes der Herrscher der mongolischen Dynastie erfreuten. Sie und eine gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Peking gegründete katholische Mission gingen in den den Sturz und die Vertreibung der Mongolen begleitenden Unruhen zu Grunde und verschwanden so vollständig, daß man verstehen kann, wie die Chinesen aus dieser und späteren ähnlichen Erfahrungen die Hoffnung geschöpft haben mögen, sich auch anderer christlicher Missionen und ihrer Werke wieder entledigen zu können.

Wenn die Haltung der damals nach China gekommenen Europäer die Chinesen in dem Glauben an die Oberhoheit ihrer Herrscher über das Weltall bestärken mußte, so war das Betragen der Fremden, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf dem Seewege nach China gelangten, der Art, daß die Chinesen in ihnen nur ein ruhestörendes, durchaus minderwertiges und gefährliches Element erblicken konnten. Am schlimmsten scheinen sich die Portugiesen betragen zu haben, die, wie alle Seefahrer der damaligen Zeit mehr noch Seeräuber als Kaufleute, plünderten, raubten und mordeten, wo sich eine Gelegenheit dazu bot. Aber auch die anderen Fremden, Holländer, Spanier, Engländer, waren nicht viel besser, und es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die chinesischen Behörden, die aus verschiedenen Gründen, unter denen der des persönlichen Gewinns, den sie aus dem Handel zogen, wohl nicht der wenigst einflußreiche war, denselben nicht ganz unterdrücken mochten, sich wenigstens bemühten, die Berührungspunkte mit den aufsässigen Fremden möglichst zu beschränken. Einige der portugiesischen Niederlassungen an der Küste, in denen sich die Fremden die schlimmsten Ausschreitungen gegen die Landeingebornen hatten zu Schulden kommen lassen, wurden zerstört und das fremde Gesindel mit Feuer und Schwert ausgerottet. So in Ningpo, wo 1545 das Volk gegen die Portugiesen aufstand, weil sie sich wiederholt an eingebornen Frauen vergriffen gehabt hatten, bei welcher Gelegenheit 800 Portugiesen und 12000 eingeborne Christen umgekommen und 35 Schiffe verbrannt worden sein sollen. Es ist interessant, mit dieser Nachricht aus der Mitte des 16. Jahrhunderts den Bericht über ein Ereignis zu vergleichen, das sich in der Mitte des 19. ebenfalls in Ningpo zutrug. Der Taiping-Aufstand hatte eine Menge fremder Abenteurer nach China gelockt, die im Verein mit Chinesen jede Gelegenheit benutzten, Feind und Freund zu plündern und schlimmeres zu begehen. Um ihre Schiffe gegen die Angriffe dieser Leute zu schützen, die ebensogut das Meer, wie das Land unsicher machten, pflegten die chinesischen Rheder und Kaufleute fremde Schiffe oder Lorchas zur Begleitung ihrer Dschunken zu mieten. Zwischen Ningpo und Fuchau z. B. bezahlten die Fischer, die dort

ihrem Gewerbe oblagen, die Holz transportierenden Dschunken und andern chinesischen Fahrzeuge eine jährliche Summe von 1400000 Mk. an portugiesische Lorchas, die dafür die Verpflichtung übernahmen, sie gegen chinesische und fremde Seeräuber zu schützen. Die aus Portugiesen und Manilaleuten bestehenden Mannschaften dieser Schiffe scheinen aber die Thatsache, daß niemand da war, der sie kontrollieren oder bestrafen konnte, dazu benutzt zu haben, viel schlimmer als die früheren Piraten zu hausen und sich der größten Verbrechen schuldig zu machen. In ihrer Not wendeten die Behörden in Ningpo sich an einen chinesischen Piraten Namens Apak, der früher diese Gewässer unsicher gemacht hatte, und ernannten ihn zu einem Mandarinen dritten Ranges, während sein Bruder einige zwanzig Ruderböte mit einer Bemannung von 500 Kantonesen zusammen brachte. Als die Portugiesen von diesen Vorbereitungen hörten, flohen einige ihrer Schiffe nach Norden, andere nach Süden, während sieben Lorchas in den Fluß von Ningpo einliefen, sich vor dem portugiesischen Konsulat vor Anker legten und dasselbe in Verteidigungszustand setzten. Als die chinesischen Böte den Fluß herauf kamen, ergriff der portugiesische Konsul die Flucht, die Bemannung der Lorchas, 140 Portugiesen und Manilaleute, feuerte eine Salve aus ihren Geschützen und flüchtete dann an Land, wohin ihnen ungefähr 200 Kantonesen unter der Führung von einigen Fremden folgten. Nur die Manilaleute leisteten kurzen Widerstand, während die Portugiesen sofort flohen; das Konsulat wurde gestürmt und einige vierzig Leute von der Bemannung der Lorchas niedergemacht. Daß der Angriff sich nur gegen dieses Gesindel richtete, geht daraus hervor, daß drei portugiesische Handelsschiffe, die im Hafen lagen, unbehelligt blieben und kein Fremder von den Chinesen belästigt wurde. Der Vorfall ereignete sich im Jahre 1857, und die öffentliche Meinung in Ningpo, besonders auch unter den sich dort aufhaltenden Fremden stand durchaus auf der Seite der Chinesen.

Die Portugiesen wurden schnell aus den von ihnen inne gehabten Plätzen vertrieben und auf Macao beschränkt, ihre Gesandten, die 1520, 1567, 1727 und 1753 nach Peking gingen, mußten dort

den Kotau vollziehen und wurden mit großer Verachtung behandelt, ohne etwas erlangen zu können. Den Spaniern erging es noch schlechter; zwei ihrer Gesandten, die 1575 und 1580 nach Peking zu gelangen versuchten, wurden von den Chinesen in Kanton gefangen gesetzt und dann unverrichteter Sache nach Manila zurückgeschickt, wie man glaubte wegen der schlechten Behandlung der Chinesen daselbst. Die Holländer hatten sich 1622 der Pescadores bemächtigt, gaben dieselben aber auf Verlangen der Chinesen zurück und setzten sich dann auf Formosa fest, von wo sie 1662 durch den unter dem Namen Koxinga bekannten chinesischen Seeräuber Ching Ching kung vertrieben wurden. Auch die christlichen Gemeinden, die von holländischen Missionaren auf Formosa gegründet worden waren, wurden bei dieser Gelegenheit vollständig vernichtet. Spätere Versuche der Holländer, in Peking Handelsvorteile zu erhalten, mißlangen, ihre Gesandten, die sich 1656, 1665 und 1795 nach Peking begaben, wurden dort und auf der Hin- und Rückreise gleich schlecht behandelt. Sie wurden, wie Wells Williams in seinem „The Middle Kingdom“ sagt, wie Verbrecher nach der Hauptstadt geführt und dort wie Bettler behandelt, und sie mußten den Kotau überall da machen, wo es ihren chinesischen Begleitern einfiel dies zu verlangen. Auch die Russen, die bereits 1654 durch die Sendung des Fedor Baikoff nach Kanbalyk (Peking), wenn auch vergeblich, versucht hatten, einen diplomatischen Verkehr mit China anzuknüpfen, scheinen sich später den ceremoniellen Zumutungen der Chinesen unterworfen zu haben. Wenigstens geht aus Soloviev's Geschichte von Rußland, die auf den russischen Staatsarchiven beruht, hervor, daß Spafary, von dem nicht ersichtlich ist, ob er den Kotau vollzogen habe oder nicht, 1676 die ihm durch zwei Jesuiten übermittelten Worte des Kaisers von China knieend anhörte. Gleichzeitig wurde ihm auf seine Beschwerden über den ihm zuteil gewordenen Empfang erwidert, daß jeder Gesandte, der nach China komme, damit einverstanden zu sein habe, daß er von einem Niederen an einen Höheren geschickt worden sei, daß Geschenke, die er mitbringe, als Tribut angesehen und bezeichnet würden, während die Geschenke, welche

der Kaiser einem anderen Herrscher mache, „Gehalt eines Staatsdieners" genannt würden. Ides, der 1692 nach Peking kam und dem das Schreiben des Zaren und die dasselbe begleitenden Geschenke zurückgegeben wurden, weil in dem ersteren der Name des Zaren vor dem des Kaisers stände, begrüßte den Kaiser bei der ihm erteilten Audienz nach chinesischer Art, ebenso vollzogen Lange, der zum erstenmal 1716 nach Peking kam, und Ismailoff 1719 den Kotau. Ob der illyrische Graf Sawa Wladislawitsch Ragusinsky, der 1727 in Peking war, und Kropotoff, der sich 1763 dort befand, sich dieser Ceremonie unterwarfen, ist aus den Berichten nicht ersichtlich; es ist aber, da sie den Kaiser sahen, kaum wahrscheinlich, daß man ihnen die Befolgung des Ceremoniells erlassen haben wird. Erst von Golowkin steht mit Gewißheit fest, daß er sich 1806 geweigert habe, den Kotau zu vollziehen, der von ihm in Urga im Freien vor einem mit gelber Seide bedeckten Tisch und Wandschirm verlangt wurde; er wurde daher auch nicht nach Peking gelassen. Solowkin folgte darin dem Beispiel des ersten englischen Gesandten nach China Lord Macartney, der 1793 sich weigerte sich den Anforderungen des chinesischen Ceremoniells zu unterwerfen; Lord Amherst that 1816 dasselbe.

Die Jahrhunderte lange Nachgiebigkeit fremder Gesandten und aller mit dem Hofe in Berührung kommenden Personen, so der seit 1601 in Peking befindlichen Jesuiten, gegen die Forderungen des chinesischen Ceremoniells mußte natürlich dazu beitragen, den Dünkel und den Hochmut des chinesischen Hofes und der Beamten zu erhöhen. Es muß übrigens bemerkt werden, daß, als Kaiser Kanghi 1712 einen Gesandten, Tulischen, nach Rußland entsendete, die demselben erteilten Instruktionen die Weisung enthielten, sich allen in Betreff des Ceremoniells am russischen Hofe an ihn gestellten Anforderungen zu unterwerfen.

Wie schon erwähnt, war der Verkehr der Fremden mit China auf Kanton beschränkt; verschiedene Versuche, so besonders der Engländer, sich an anderen Plätzen wie z. B. in Chusan und Ningpo 1701 nnd in Amoy 1759 niederzulassen, wurden von den

chinesischen Behörden vereitelt, und auch in Kanton geschah alles, um den fremden Handel durch die Erteilung von Monopolen an die chinesischen Kaufleute, welche denselben vermittelten, die Auferlegung von Steuern und zahllose Chikanen auf das geringste Maß zu beschränken. Die Haltung der in Kanton in den sogenannten Faktoreien angesiedelten fremden Kaufleute und noch mehr die der Bemannungen der bei Whampoa ankernden fremden Schiffe war ebenfalls nicht dazu angethan, auf die chinesischen Behörden einen besonders vorteilhaften Eindruck hervorzubringen, und auch die schwächliche Vertretung der fremden Interessen durch die Beamten der Ostindischen Gesellschaft, die bis 1834 das Monopol des englischen Handels hatte, konnte den Chinesen keinen besonderen Begriff von den Fremden einflößen. Dazu kamen Streitigkeiten unter den Fremden selbst, die zwischen den fremden Mächten geführten Kriege, deren Folgen sich bis nach China fühlbar machten, und die Beteiligung der fremden Händler und Schiffer am Opiumschmuggel, bei dem es zu häufigen Zwistigkeiten und Zusammenstößen kam. Zwar widerstanden die Fremden größtenteils mit Erfolg den Versuchen der chinesischen Beamten, sie zur Erfüllung der von dem eigenen Volke verlangten Ceremonien zu bewegen, aber die schlechte Behandlung, die ihnen bei jeder Gelegenheit zu teil wurde, genügte, um sie in den Augen auch der großen Menge herabzusetzen. Ihr dürfte auch der Widerstand zuzuschreiben sein, den die Bevölkerung von Kanton während so langer Zeit der Zulassung der Fremden in die innere Stadt entgegensetzte. Auch die Aufhebung des Monopols der ostindischen Gesellschaft und der Übergang der Vertretung der englischen Interessen an königliche Beamte brachte keine Änderung; die denselben von London aus erteilten Weisungen zwangen sie, obgleich sie häufig das Richtige sahen und beantragten, sich den Ansprüchen der chinesischen Behörden im Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens zu unterwerfen. Auch Bemühungen der englischen Kaufleute, durch eine Petition an den Geheimen Rat eine energischere Politik China gegenüber herbeizuführen, blieben erfolglos, und es

bedurfte des gewaltthätigen Vorgehens des 1839 neu ernannten Generalgouverneurs der beiden Kwangs und Kaiserlichen Kommissars, Lin Tse ssü, der mit dem besonderen Auftrage zur Zähmung der Barbaren und Aufhebung des Opiumhandels nach Kanton entsendet worden war, um zuerst Repressalien seitens der englischen Behörden an Ort und Stelle und dann Feindseligkeiten von seiten der englischen Regierung hervorzurufen. Es war bedauerlich, daß dieser erste Krieg des Auslandes gegen China, der in der That unternommen wurde und unternommen werden mußte, damit die Personen und das Eigentum der am Handel mit China beteiligten Fremden in Zukunft gegen Unbilden geschützt würden und der Handel unter geordneten Verhältnissen betrieben werden könnte, anscheinend durch die Beschlagnahme und Vernichtung von 20 283 Kisten Opium seitens der Chinesen hervorgerufen wurde. Dem Kriege ist davon der Name des Opiumkrieges geblieben, und die Deklamationen der Missionare gegen den Gebrauch des Opiums, von dem sie fälschlich behaupteten, daß er den Chinesen von neuem aufgezwungen worden sei, haben dazu beigetragen, diesem ersten seit langer Zeit erforderlichen energischen Vorgehen Englands gegen China einen bösen Namen zu machen und dem Ansehen aller Fremden in China dadurch erheblich zu schaden. Die Art und Weise, wie die englischen Truppen dann in den eroberten Plätzen, die von den manschurischen Garnisonen zum Teil mit großer Tapferkeit verteidigt wurden, plünderten und sonst wüteten, hat ebenfalls mitgeholfen, den guten Eindruck zu verwischen, den der Wechsel in der bisher befolgten Politik sonst wohl hätte hervorbringen können. Auch die Haltung eines großen Teiles der englischen Presse hat sicherlich nicht wenig dazu beigetragen, die Lehre abzuschwächen, die China wohl aus seinen Niederlagen und dem ihm aufgezwungenen Abschluß des Friedens von Nanking gezogen haben dürfte, durch den die englischen Kaufleute nicht mehr als geduldet, sondern als berechtigt in Kanton und einer Anzahl neu zu öffnender Häfen zum Handel zugelassen wurden. Der Krieg und der Friedensvertrag wurden dem Tory-Kabinett schuld gegeben; die geöffneten

Häfen wurden mit Ausnahme von Shanghai als minderwertig geschildert und die schon früher angeregte Idee der Erwerbung einzelner Inseln als Handelsemporia und des Aufgebens jedes Verkehrs an der Küste selbst wieder aufgenommen. Wie hartnäckig solche Ideen im Kopfe einzelner, selbst bedeutender Männer spuken können, geht daraus hervor, daß Cobden, erschreckt durch die Feldzüge von 1858 und 1860 sie im Jahre 1864 wieder aufnahm und ernsthaft empfahl und zwar zu einer Zeit, als der Gesamtverkehr mit China bereits einen Wert von 750—800 Millionen Mark erreicht hatte. Die Art und Weise der Ausführung des Vertrags von Nanking war auch wenig geeignet, die Achtung der Chinesen vor der Energie und Konsequenz ihrer Sieger zu erhöhen. So wurde die Frage des Rechts des freien Zutritts zu Kanton, das eine der Ursachen des Krieges gewesen und durch den Vertrag bewilligt worden war, thatsächlich wieder fallen gelassen, und es bedurfte schließlich langer Jahre und eines neuen Krieges, um diese Forderung endgiltig durchzusetzen. Schlimmer aber war es noch, daß die neue Kolonie von Hongkong bald der Mittelpunkt der Thätigkeit von Seeräubern in den chinesischen Gewässern wurde, die dort ihre Schlupfwinkel hatten, sich ausrüsteten, Nachrichten sammelten und die Erträge ihrer Raubzüge versilberten. In dem in und bei Kanton beim Schmuggelhandel beschäftigt gewesenen Gesindel fanden die Seeräuber das Material für die Bemannung ihrer schnellsegelnden Böte und Dschunken, und auch manches Schiff fremder Bauart wird für den Zweck Verwendung gefunden haben; auch fremde Abenteurer scheinen eine leider nur zu bedeutende Rolle unter diesen Piraten gespielt zu haben. Die Dschunken der friedlichen Kaufleute waren meistens schwer armiert, um den Angriffen der Seeräuber widerstehen zu können, die selbst nicht anstanden, von einer Windstille befallene fremde Segelschiffe anzugreifen, und es heißt den Chinesen sehr falsch beurteilen, wenn man nicht annehmen wollte, daß manche dieser friedlichen chinesischen Kauffahrer sich in dem gegebenen günstigen Augenblicke in Piraten verwandelt hätten. Die Kämpfe englischer Kriegsschiffe gegen

ganze Flotten von Seeräubern in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts können außerdem als Beweis dafür dienen, welchen Umfang das Unwesen zu dieser Zeit in den chinesischen Gewässern angenommen hatte. Die Chinesen litten von demselben natürlich mehr als die Fremden auch deswegen, weil die Piraten nicht nur die Meeresküsten, sondern auch die Flußläufe und Kanäle unsicher machten und so ihre Verheerungen bis weit in das Innere des Landes trugen. Gleichzeitig wurde Hongkong der Platz, von dem aus ein ausgedehnter Schmuggelhandel, besonders in Opium und Salz, aber auch in anderen Gegenständen nach dem Festlande betrieben wurde, ein Handel, der nicht nur die fiskalischen Interessen der chinesischen Regierung und der Provinzialbehörden ernstlich schädigte, sondern auch nicht unwesentlich dazu beitrug, den Geist der Gesetzlosigkeit, der in Kwangtung unter der Bevölkerung stets vorhanden gewesen war, noch zu stärken und zu vermehren. In dem benachbarten Macao begann der sogenannte Kulihandel sich zu entwickeln. Obgleich es sich bei demselben angeblich um die freie Auswanderung chinesischer Arbeiter nach verschiedenen Ländern, besonders Kuba, Peru und Chile handelte, war derselbe doch wenig mehr als ein verkappter Sklavenhandel. Die Chinesen der Südprovinzen wurden von im Lande herumreisenden eingeborenen Agenten nach Macao gelockt, dort in großen Depots, Barracoons genannt, interniert und vielfach durch Mißhandlungen gezwungen, Arbeitskontrakte zu unterzeichnen, die sie meistens wenig oder gar nicht verstanden. Während der Überfahrt ereigneten sich an Bord der dazu verwendeten Schiffe Szenen der Mißhandlung, der Meuterei und der blutigen Unterdrückung derselben, die die Schrecken des wirklichen Sklavenhandels noch übertrafen, und in den Bestimmungsländern wurden die Chinesen mit einer Rücksichtslosigkeit ausgenutzt und mit einer Grausamkeit behandelt, die dem Neger erspart geblieben war, weil derselbe das Eigentum seines Herrn war und der letztere daher ein pekuniäres Interesse daran hatte, ihn zu schonen. Von den nach der Westküste von Südamerika und Kuba verschifften Chinesen dürften nur wenige

ihre Heimat wiedergesehen haben, obgleich die Arbeitskontrakte alle nur auf Zeit lauteten und die Rücksendung einschlossen. So lag es im Interesse der Pflanzer, durch gänzliche Ausnutzung des Arbeitsmaterials die Kosten für die letztere zu ersparen; oft auch wurden die Kulis durch Mißhandlungen zur Erneuerung ihrer Kontrakte gezwungen.

Der Ausbruch des Taiping-Aufstandes 1852 verschlimmerte die Schäden erheblich, die sich aus der Anwesenheit fremden Gesindels an der chinesischen Küste ergeben hatten, indem er zur Vermehrung der Anzahl desselben die Veranlassung gab; die Gelegenheit Geld zu machen verführte außerdem auch den ehrenwerten Kaufmann dazu, beiden Parteien Waffen und Munition zu liefern und da die Schwierigkeit, sich in diesen Artikeln zu verproviantieren, für die Rebellen größer war als für die Kaiserlichen und sie daher höhere Preise zahlen mußten und zu zahlen bereit waren, wurden mit ihnen mit Vorliebe die Geschäfte abgeschlossen, die ihnen erlaubten, nicht allein den Truppen der eigenen Regierung, sondern auch denen Englands und Frankreichs Widerstand zu leisten. Das Beispiel Burlingames und anderer Fremden, die auf seiten der Taipings fochten, ist da zu beweisen, welche Anziehungskraft die Zügellosigkeit, die in dem Lager der Taipings herrschte, und die Hoffnung auf Gewinn auf die europäischen und amerikanischen Freibeuter ausübte, von denen alle offenen Häfen Chinas damals schwärmten, und die nur auf eine Gelegenheit warteten, sich an den Meistbietenden zu verkaufen oder sich auf die Seite zu schlagen, die die größte Aussicht auf die Bereicherung durch Plünderung bot. Die kaltblütige Grausamkeit, von der dieses fremde Gesindel bei mehr als einer Gelegenheit Proben ablegte, übertrifft selbst das, was im Verlauf des Aufstandes von den kaiserlichen Truppen und den Taipings geleistet worden ist, und dieselben waren wahrhaftig nicht rücksichtsvoll oder menschlich. Auch in anderer Beziehung erhöhten die Vorgänge während des Taiping-Aufstandes und namentlich die Parteinahme der protestantischen Missionare für die Aufständischen, auf die ich an anderer Stelle zurückzukommen haben werde, die Ab-

neigung und das Mißtrauen der Regierung gegen die Fremden, in denen sie, wenigstens soweit ein Teil derselben in Betracht kam, mit Recht Gegner der herrschenden Dynastie sehen mußte.

Die Ereignisse der Feldzüge von 1858 und 1860 trugen ebenfalls nicht dazu bei, den Chinesen eine höhere Meinung von der moralischen Vollkommenheit der Fremden zu geben; die Szenen, die sich bei der Besetzuug von Pehtang durch die Engländer und Franzosen in dem letzteren Jahre abspielten, spotten selbst nach den amtlichen englischen Berichten jeder Beschreibung; viele von den Dörfern zwischen Tientsin und Peking wurden in der unnötigsten und ruchlosesten Weise zerstört, und was sich bei der ersten Plünderung des Sommerpalastes durch die Franzosen wie bei der zweiten und der Zerstörung desselben durch die Engländer zutrug, ist zu bekannt, um eines weiteren Kommentars zu bedürfen; aber es war wohl selbstverständlich, daß, wenn diese Ereignisse einen tiefen Eindruck bei den Chinesen hinterließen, derselbe weniger der der militärischen Überlegenheit der Fremden, als der der ungezähmten Wildheit und Raubgier der Barbaren war. Der Eindruck mußte ein um so stärkerer sein, als der Chinese die Künste des Friedens weit über die des Krieges stellt und wenn er einen siegreichen Feldherrn rühmt und belohnt, doch die Erfolge friedlicher Arbeit viel höher schätzt. Die chinesische Kasteneinteilung kennt keine Kriegerkaste; der Militärmandarin steht weit unter dem Civilbeamten, und was in gewöhnlichen Zeiten in China der Trommel folgt, ist wirklich der Abschaum der Bevölkerung. Die kriegerischen Erfolge der Fremden machten daher in China nicht den Eindruck, den sie unter ähnlichen Umständen in andern Ländern unzweifelhaft hervorgerufen haben würden, sie lehrten die Fremden als ein grobes Volk erkennen, mit dem nicht gut Kirschen zu essen sei, aber sie erhöhten nicht die Achtung weder vor den Regierungen, die über solche Mittel verfügten, noch vor dem Menschenmaterial, das solche Erfolge zu erzielen vermochte. Nur der Wunsch, dieselben materiellen Hilfsmittel, Schiffe, Geschütze, Gewehre, wie die Fremden zu besitzen, erwachte bei einzelnen der chinesischen Staatsmänner, aber auch sie

und selbst Li Hung chang hatten nicht das Verständnis oder den Mut, den doch zur Erreichung eines Erfolges notwendigen Schluß zu ziehen, daß der Beschaffung neuen Materials die Reorganisation der Truppen vorausgehen müsse. Man kaufte Gewehre und Geschütze, aber man dachte nicht daran, Soldaten zu schaffen, die mit denselben umzugehen verstanden hätten, und Führer, die im stande gewesen wären, mit modernen Waffen ausgerüstete Truppen zu verwenden. Es blieb alles in dem alten Schlendrian, und selbst wo das System zusammenbrach, wie z. B. bei dem Feldzug gegen die Franzosen in Tongkin 1883—84 tröstete man sich mit den wenigen zufällig errungenen kleinen Erfolgen über den Verlust des bisher tributpflichtigen Landes. Aus demselben Grunde erwies sich auch das Engagement von militärischen und Marine-Instruktoren meistens als gänzlich erfolglos. Nur ein einziger Fall ist mir unter den verschiedenen deutschen, französischen und englischen Instruktoren bekannt, in dem von dem Betreffenden, Kapitänleutnant Hasenclever von der deutschen Marine, wirklich Bedeutendes geleistet worden ist, auch das Mißtrauen der Behörden und Untergebenen überwunden worden war, und noch mehr erreicht worden wäre, wenn die zwischen China und Frankreich ausbrechenden Feindseligkeiten ihn nicht zum Aufgeben seiner Stellung veranlaßt hätten. Die Schuld, warum bei den vielfachen Versuchen keine besseren Ergebnisse erzielt wurden, lag zum weitaus größten Teil bei den Chinesen selbst, die sich nicht entschließen konnten, dem fremden Instrukteur die Strafgewalt zu geben, ohne die die Einführung der unerläßlichen Disziplin unter den chinesischen Truppen unmöglich erscheint. Selbst noch nach den traurigen Ergebnissen des Feldzuges gegen Japan 1894—95, die die Minderwertigkeit der chinesischen Armee und des befolgten Systems durchschlagend bewiesen hatten, waren die maßgebenden Persönlichkeiten nicht willens, nach dieser Richtung hin auch nur das geringste Zugeständnis zu machen. Ich kann mir die Abneigung dagegen, einem Fremden ein wirkliches Kommando anzuvertrauen, nur aus der Besorgnis erklären, daß ein von einem solchen ausgebildetes und befehligtes Truppenkorps in einem gegebenen Augenblick gegen die

Regierung selbst geführt werden könne. Die Erfahrung, die die Regierung mit Burgewine gemacht hatte, der freilich nur mit wenigen Genossen zu den Taipings überging, und die verschiedenen Aufsässigkeiten, die unter den fremden Offizieren von Gordons „immer siegreichen Armee“ vorkamen, mögen sie in dieser meiner Ansicht nach durchaus grundlosen Besorgnis bestärkt haben. Die Eifersucht der chinesischen Generale und Offiziere, ihre Unwissenheit und die Thatsache, daß sie ihre Stellungen hauptsächlich dazu mißbrauchten, ihre Taschen zu füllen, mögen ebenfalls zu der Abneigung gegen die fremden Instruktoren und ihre Schüler beigetragen haben, denn auch die letzteren, die auf der Militärakademie in Tientsin oder auf ähnlichen Instituten ausgebildet worden waren, haben bei den Truppen niemals eine dieser höheren Ausbildung entsprechende Verwendung gefunden.

Die aus den Ereignissen der Jahre 1858 und 1860 gezogene Lehre und die inneren Schwierigkeiten, denen die Regierung sich bei den noch fortdauernden Taiping- und Nienfei-Aufständen und den mohammedanischen Erhebungen in Yünnan und Kansuh, Ili und Turkestan gegenüber befand, legten ihr die Überzeugung nahe, daß mit Gewalt gegen die fremden Eindringlinge nichts auszurichten sei; sie griff daher zu dem ihr auch geläufigeren und angenehmeren Mittel der Diplomatie, um das, was das Schwert ihr abgerungen hatte, durch die Feder wiederzugewinnen. Es würde den thatsächlichen Verhältnissen aber wenig entsprechen, wenn man China vorwerfen wollte, daß es seine vertragsrechtlichen Verpflichtungen dem Auslande gegenüber nicht erfüllt habe. Es hat das in weit höherem Maße gethan, als seine asiatischen Nachbarn, und man geht wohl nicht zu weit, wenn man sagt, daß z. B. die zollamtliche Behandlung des fremden Verkehrs in China eine liberalere gewesen sei, als in den meisten anderen Staaten der Welt. Was die chinesische Regierung mit mehr oder weniger Geschick versucht hat, ist gewesen, die Bedeutung und Tragweite der Verträge bis auf das geringste zulässige Maß herabzumindern, und sie hat dabei jede Unklarheit oder Zweideutigkeit benutzt, die sich in denselben befand. Daraus

ist ihr kaum ein Vorwurf zu machen, jede Regierung sucht ihre politische, kommerzielle und industrielle Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu wahren, und wenn schwache Mächte um das Ziel zu erreichen krummere Wege wählen wie starke, so thut man Unrecht, den ersteren daraus einen Vorwurf zu machen, denn sie würden unzweifelhaft auch den graderen Weg vorziehen, wenn ihre Lage ihnen das erlaubte. In der Hoffnung, daß es ihr möglich sein werde, auf diesem Wege manche der von den Unterhändlern der Verträge anscheinend erlangten Zugeständnisse entweder ganz lahm zu legen oder wenigstens nur sehr teilweise zur Ausführung zu bringen, wurde sie durch die Entdeckung bestärkt, daß die verschiedenen Vertragsmächte, statt auf ein gemeinsames Ziel hinzuarbeiten, vielmehr jede nur ihre eigenen Interessen zu verfolgen und durchaus nicht abgeneigt zu sein schienen, die chinesische Regierung bei einem etwaigen Widerstande gegen die Wünsche einer oder einiger von ihnen zu unterstützen. Anfänglich hatte die chinesische Regierung nur mit England zu thun gehabt, dann seit 1858 mit England und Frankreich, die ihr gegenüber wenigstens gemeinsam vorgingen, wenn sich auch hinter den Kulissen dieser äußerlichen Verständigung allerhand Meinungsdifferenzen entwickelten und abspielten, so z. B. wenn im Herbst 1860 Lord Elgin und Mr. Bruce die sofortige Einrichtung der Gesandtschaften in Peking verlangten, während Baron Gros dieselbe auf das nächste Frühjahr vertagt zu sehen wünschte, was schließlich auch geschah. Schon vorher war den Chinesen das Auseinandergehen der Ansichten der verschiedenen Vertreter und Regierungen klar geworden, als die Vertreter Englands und Frankreichs im Juni 1859 vor der Mündung des Peiho erschienen und verlangten, auf diesem Wege sich nach Peking begeben zu können, um dort die Auswechselung der Ratifikationen der Verträge von 1858 vorzunehmen, während der Vertreter der Vereinigten Staaten sich bequemte, sich mit seinem Gefolge in Pehtang auszuschiffen und sich der unwürdigen Behandlung zu unterwerfen, die ihm die Chinesen in reichem Maße zu teil werden ließen, ohne trotzdem seinen Zweck zu erreichen. Dieses Auseinandergehen der Wünsche und Bestreb-

ungen der einzelnen Mächte mußte den Chinesen noch vielmehr in die Augen fallen, jemehr sie Gelegenheit hatten, zu den Vertretern verschiedener Staaten in nähere Beziehungen zu treten, was durch die Errichtung immer neuer Gesandschaften in Peking sehr erleichtert wurde. Schon vor 1875 hatte sich die Überzeugung von den Gegensätzen, die zwischen den verschiedenen Mächten beständen, und den Vorteilen, die China aus denselben ziehen könne, so fest ausgebildet, daß, als mir ein Zufall in diesem Jahre die motivierten Voten der Teilnehmer an einem im Jahre vorher abgehaltenen großen Staatsrate in die Hände spielte, in dem hauptsächlich die Frage der Reorganisation der Armee zur Erörterung gestellt worden war, fast jedes der zum Teil recht eingehenden Schriftstücke mit dem Satze schloß, daß China von dem Auslande nichts zu fürchten habe, da die Eifersucht der Mächte untereinander stets verhindern werde, daß eine derselben das Reich ernsthaft schädige. Spätere Erfahrungen haben die Chinesen in dieser Auffassung nur bestätigen können. Als dann nach 1876 chinesische Gesandtschaften in den Hauptstädten einzelner der Vertragsmächte eingerichtet wurden, lernten die Chinesen sehr schnell, daß es möglich sei, die verschiedenen Auswärtigen Ämter gegen die in Peking befindlichen Gesandtschaften auszuspielen; manche in Peking begonnene Aktion, die einen guten Erfolg versprach, ist zu einem vorzeitigen Ende gekommen, weil man in London oder Washington, vielleicht auch an anderen Plätzen den chinesischen Vertretern mehr glaubte als den eigenen und sich durch Versprechungen oder Drohungen beeinflussen ließ, deren Wertlosigkeit man an Ort und Stelle bald erkannt haben würde. Auch die Ungeduld einzelner der Vertragsregierungen, die aus parlamentarischen oder anderen Gründen den schnellen scheinbaren Erfolg dem langsameren wirklichen vorzogen, erschwerte die Stellung der fremden Vertreter ganz gewaltig einem Gegner gegenüber, der immer Zeit hatte und der diesen Vorteil mit großer Geschicklichkeit auszunutzen verstand. Ebenso dienten die nicht seltenen Meinungsverschiedenheiten zwischen einzelnen oder der Gesamtheit der fremden Vertreter und der fremden Kaufmannsschaft den chinesischen Interessen, so z. B. wenn die eng-

liche Regierung der 1869 von ihrem Vertreter abgeschlossenen Zusatz=konvention, durch welche die Likinfrage, wenn auch nicht geregelt, so doch ein gutes Stück ihrer Lösung entgegengeführt wurde, ihre Zustimmung verweigerte und damit die Frage über dreißig Jahre auf dem derzeitigen höchst unbefriedigenden Zustand erhielt, nachdem die Entscheidungen ihrer Kronjuristen sehr wesentlich dazu beigetragen hatte, sie zu erschweren und zu verschlechtern. In ganz ähnlicher Weise, wenn auch aus andern Gründen wurde die Ausführung der zwischen den englischen und französischen Vertretern einerseits und dem Prinzen von Kung andererseits 1866 abgeschlossenen Konvention zur Regelung der Auswandererfrage verhindert. Der Zweck derselben war, mit den Schäden aufzuräumen, die der Kulihandel im Gefolge hatte, und die Auswanderung von unter Kontrakt befindlichen Arbeitern unter Bedingungen zu ermöglichen, die dem Arbeitgeber, wie dem Arbeitnehmer hinreichende Sicherheit gegen ungebührliche Ausbeutung wie gegen Kontraktbruch gewährten. Die Vertreter Rußlands, Preußens und der Vereinigten Staaten, die bei den Verhandlungen nicht beteiligt gewesen waren, hatten ihre Zustimmung zu dem erreichten Ergebnis ausgesprochen, und die chinesische Regierung hatte in einem besonderen Zusatzparagraphen erklärt, daß sie einer freien Auswanderung wie einer unter den Bedingungen des vorliegenden Abkommens stattfindenden keinerlei Hindernisse in den Weg legen werde. In Paris aber erhob man Bedenken gegen einzelne Bestimmungen des Abkommens, das Kolonialamt in London schloß sich denselben an und das Ergebnis dieser von denen der Unterhändler abweichenden Ansichten waren achtzehnmonatliche Verhandlungen, die in London und Paris zur Aufstellung eines neuen, sich übrigens wenig von dem in Peking vereinbarten unterscheidenden Entwurfs führten. Als derselbe aber in Peking ankam, war die günstige Zeit für den Abschluß eines solchen Abkommens verstrichen, die Chinesen weigerten sich den neuen Vorschlag anzunehmen, und so kam es, daß die Scheußlichkeiten des Kulihandels in Macao noch zehn Jahre lang fortdauerten und die Frage der Auswanderung von Kontraktarbeitern 1893 noch nicht

geregelt war und es bis zum heutigen Tage noch nicht ist und ganz von der Willkür der Lokalbehörden abhängt, während die Zentralregierung sich absolut ablehnend verhält. Im Zusammenhange mit dieser Frage steht die der freien Auswanderung. In dem 1868 zu Washington zwischen den Vereinigten Staaten und China, dessen hauptsächlichster Vertreter der frühere amerikanische Gesandte in Peking Ansom Burlingame war, abgeschlossenen Vertrage wurde in Artikel 5 das unzertrennliche und unveräußerliche Recht des Menschen, seine Heimat und seine Staatsangehörigkeit zu wechseln, anerkannt, wie auch der gegenseitige Vorteil der freien Wanderung und Auswanderung ihrer Bürger und Unterthanen von einem Staate nach dem andern aus Gründen der Neugierde (curiosity) und des Reisens und als dauernd Ansässige. Als die Notwendigkeit für die Benutzung chinesischer Arbeiter bei dem Bau der ersten Stillen Meer-Bahn verschwunden war und die weißen Arbeiter in den Stillen Meer-Staaten unter Leitung politischer Agitatoren gegen die Beschäftigung von Chinesen zu dem, was sie Hungerlöhne nannten, zu protestieren begannen, kam 1880 eine amerikanische Mission nach Peking, die einen Vertrag abschloß, der die chinesische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten sehr wesentlich beschränkte, während später die amerikanische Regierung einseitig Maßregeln traf, die Einwanderung von Arbeitern ganz zu verbieten, was die chinesische Regierung merkwürdiger und überflüssiger Weise 1894 durch ein in Washington unterzeichnetes Abkommen ratifizierte. Die Australischen Kolonien und Canada folgten dem von den Vereinigten Staaten gegebenen Beispiele. Nun ist der Chinese im allgemeinen und der chinesische Staatsmann im besonderen nicht übermäßig feinfühlig, aber die gegen die chinesischen in keinem Falle politisch gefährlichen Arbeiter dekretierten Ausschließungsmaßregeln mußten trotzdem um so mehr verletzen, als es gerade die den beiden an dieser Frage meist beteiligten Staaten, England und die Vereinigten Staaten, angehörigen Missionare waren, die sich als ein politisch ruhestörendes Element in China erwiesen, zu dessen Mäßigung und Zurückhaltung gerade die Regierungen der beiden Staaten am

wenigsten geneigt waren, die erforderlichen Maßregeln zu ergreifen.

Auch in rein politischer Beziehung hatte China ein Recht, sich über das Vorgehen einzelner Vertragsmächte zu beklagen; Rußland hatte ihm das Land am rechten Ufer des Amur genommen und nahm später die Mündung dieses Flusses und Teile Ilis (Kuldjas) und der östlichen Mongolei in Besitz; England, das durch den Vertrag von 1842 Hongkong gewonnen hatte, annektierte 1886 das China tributpflichtige Birma und besetzte 1885 mitten im Frieden, wenn auch nur zeitweilig, die zu dem tributpflichtigen Korea gehörige Insel Port Hamilton; Frankreich bemächtigte sich in der Zeit zwischen 1858 und 1885 in einer oder der andern Form des ganzen ebenfalls bisher China tributpflichtig gewesenen Annams, und Japan that dasselbe mit den Liu kiu Inseln und unterließ nichts, um Chinas Stellung in Korea zu untergraben. Daß die chinesische Regierung bei manchen der Verhandlungen, die diesen Akten der Gewalt vorausgingen, Fehler und Irrtümer begangen, kann nicht in Abrede gestellt werden, aber das Wort des Dichters „Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt", findet auf die politischen Beziehungen Chinas zu den Nachbarländern und der Außenwelt vielfach volle Anwendung. China hat nie eine aggressive Politik getrieben, sicher nicht seitdem es mit Europa, den Vereinigten Staaten und Japan in nähere Beziehungen getreten ist; es hat sich den Ansprüchen und Forderungen derselben gegenüber stets in der Defensive befunden, und wenn man nicht in Abrede stellen kann, daß es seine Rechte und seinen Besitz stets möglichst ungeschickt vertreten und verteidigt hat, darf man ihm wenigstens nicht vorwerfen, Händel gesucht zu haben.

Ein nicht zu unterschätzender Faktor in der Entwicklung der Beziehungen Chinas zum Auslande ist die fremde Presse gewesen, sowohl die im Auslande, wie vielleicht in noch höherem Maße die in Hongkong und Shanghai erscheinende. Man geht sehr oft von der irrtümlichen Ansicht aus, daß die chinesischen Staatsmänner

von diesen Preßerzeugnissen keine Kenntnis hätten und ihnen noch weniger Bedeutung beilegten, das entspricht aber durchaus nicht den Thatsachen. Die chinesische Regierung besitzt in dem Chef und den Beamten des fremden Seezollamts, in den chinesischen Behörden in den geöffneten Häfen und im Auslande, in den im Tsungli Yamen bestehenden Abteilungen für die verschiedenen Staaten und nicht zuletzt in den fremden Gesandtschaften in Peking selbst vortreffliche Preßagenten, die ihm alles, was von Interesse für sie sein oder einem Gegner schaden könnte, zugehen lassen. Was die Pflicht und die Liebe übersehen, übersehen Haß und Eifersucht ganz gewiß nicht. Außerdem pflegte die chinesische Regierung telegraphisch stets besser informiert zu sein, als die fremden Gesandtschaften, zum mindesten besser als die deutsche, denn meine Amtsthätigkeit gehörte noch der Zeit an, in der man wenig oder keine Telegramme erhielt und ein eigenes etwas längeres oder eine etwas häufigere Benutzung des Telegraphen sofort eine stark an einen Wischer erinnernde Empfehlung, sich dieser Erfindung des Teufels nicht zu oft zu bedienen, zur Folge hatte. Ich glaube versichern zu können, daß ich in den bewegtesten Zeiten, wie z. B. während des französisch-chinesischen Konflikts im Laufe eines Jahres nicht so oft und soviel telegraphiert habe, wie das von meinen Nachfolgern während der letzten sechs bis acht Jahre häufig in einer Woche der Fall gewesen sein wird. Auf andern Gesandtschaften war man in dieser Beziehung weniger zurückhaltend und sparsam. So erinnere ich mich, daß die französische Gesandtschaft den 1886 in Tientsin abgeschlossenen Vertrag erst unterzeichnete, nachdem sie den Wortlaut desselben für 60000 Fs. nach Paris telegraphiert und von dort die Genehmigung zur Unterzeichnung erhalten hatte. Das verhinderte trotzdem nicht, daß der Vertrag nicht ratifiziert wurde.

Was ich in Vorstehendem über die Beziehungen Chinas zu den Fremden gesagt habe, soll weder eine Anklage gegen die ersteren, noch eine Entschuldigung für die Chinesen sein, es soll nur zur Erklärung mancher sonst schwer verständlichen Phasen der Ent-

wicklung dieser Beziehungen dienen. Ein ungeheures Reich, das vor Jahrtausenden der einen Hälfte eines Weltteils den Stempel seiner Zivilisation aufgedrückt und dem größeren Teil derselben Gesetze gegeben hat, kommt vor sechzig Jahren in nähere Berührung mit einer Außenwelt, deren Bewohner es bis dahin nur als unterwürfige Diener oder ruhestörende Barbaren kennen gelernt hatte. Die ersten gegen die Außenwelt errichteten Mauern fallen vor dem Ansturm derselben in Trümmer, und während diese Außenwelt sich in einer bis dahin für unmöglich gehaltenen Weise entwickelt, Raum und Zeit verschwinden macht und ihre Kräfte verhundert-, nein vertausendfacht, bleibt das mächtige Reich, das einzige, das aus der Zeit vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung als ein Ganzes in die Gegenwart herüberragt, scheinbar unbeweglich und sieht schweigend und duldend zu, wie nicht nur von seinen Außenwehren, sondern von dem Fundament seines Baues ein Stück nach dem andern losgerissen und von gierigen Händen fortgetragen wird. Das ist ein Schauspiel, das auch den, der gelernt hat, die Geschichte als eine mit unerbittlicher Konsequenz fortschreitende Vergeltung zu achten und zu fürchten, mit Bedauern erfüllen kann und muß. Ruinen mögen schön und interessant sein, aber der Prozeß, der sie zu dem macht, als was wir sie sehen, Überbleibsel einer Vergangenheit, aus denen die Gegenwart nichts mehr zu lernen .hat, ist immer ein betrübender, ob die Zerstöruug sich durch langsam schleichende Krankheit oder in einigen akuten Krisen vollzieht. Völker sterben jedoch bekanntlich langsam, die Geschichte hat uns gelehrt, wie oft kranke Staaten die lustigen Erben, die schon die Hände nach den Stücken ihres Leibes ausstreckten, überlebt haben und wie totgeglaubte Nationen wieder erwachen und sich zu regen beginnen, nachdem ihre Sieger seit Hunderten von Jahren aufgehört haben, eine eigene Existenz zu besitzen oder auch nur zu beanspruchen. Für denjenigen, der die Geschichte vom philosophischen Standpunkt aus betrachtet, wird es daher nicht nur eine Freude, sondern eine Pflicht sein zu untersuchen, wo unter der scheinbar abgestorbenen Oberfläche der Puls eigener Existenzfähigkeit noch

schlägt, und, was an ihm liegt, dazu beizutragen, daß diese Möglichkeit eigener staatlicher Weiterentwicklung nicht zerstört oder erdrückt werde. Dr. Wells Williams, einer der besten Kenner Chinas, der seine Erfahrungen und sein Wissen in den 1600 Seiten seines großen Werkes „The Middle Kingdom“ niedergelegt hat, sagt in der Vorrede zu demselben: „Bei meiner Ankunft in Kanton 1833 wurde ich mit zwei anderen Amerikanern amtlich bei dem Hongkaufmann Kingqua als „fan-kwai“ oder „fremde Teufel“ angemeldet, die gekommen seien, unter seiner Vormundschaft zu leben. 1874 begleitete ich als Sekretär der Amerikanischen Gesandtschaft in Peking, den Ehrenwerten B. P. Avery zur Audienz bei dem Kaiser Tung chi, bei der der Minister der Vereinigten Staaten seine Beglaubigungsschreiben auf dem Fuß vollkommener Gleichheit mit dem Sohn des Himmels überreichte. Mit zwei solchen Erfahrungen in einem Leben und daran denkend, welche ungeheure intellektuelle und moralische Entwicklung dazu gehört, eine unabhängige Regierung von der Erzwingung der ersten zum Zugeständnis der zweiten zu bringen, ist es wohl nicht auffallend, daß ich an eine große Zukunft für die Söhne Hans glaube.“ Meine persönlichen Erfahrungen, die von 1861—1896 reichen, haben mir ebenfalls die Überzeugung gegeben, daß auch in dem Körper des chinesischen Reiches unter einer anscheinend unbewegten Oberfläche das Leben pulsiere und daß man auch auf den ungefügen Leib des Reiches der Mitte das Wort Gallileis anwenden könne: „Und er bewegt sich doch!“

II.

Erste Eindrücke und spätere Erfahrungen.

Alte Erinnerungen. — S. M. S. Gazelle und die astronomische Expedition nach Chefoo. — Veränderungen in Shanghai. — Verbreiterung und Zunahme des Verkehrs. — Mr. Edward Cunningham. — Captain Patterson. — Taku. — Tientsin. — Konsul Carl Bismarck. — Auf dem Peiho. — In Peking. — Herr von Holleben. — Die deutsche Gesandtschaft. — Trauriger Zustand derselben. — Die Küchen-Citadelle. — Umquartierung des Personals. — Bau einer neuen Gesandtschaft. — Schwierigkeiten des Ankaufs von Grund und Boden für dieselbe. — Prof. Carl Arendt. — Herr Ohlmer. — Maße der Räume im Haupthause. — Besuch auf dem Tsungli Yamen. — Alte Bekannte. — Kaiser Kanghis Bart. — Neue Bekanntschaften. — Charakteristik der chinesischen Minister. — Gespräch über Jakub Chan. — Sir Douglas Forsyth. — Der alte Tung. — Korrekte Haltung der Chinesen. — Herr von Bützow. — Sir Thomas Wade. — Mr. Avery. — Graf de Rochechouart. — Amoenitates diplomaticae. — Sir Robert Hart. — Regenschirme versus Opium. — Der fremde Seezolldienst. — Besuch bei Li Hung chang. — Charakteristik desselben. — Unser erstes Gespräch. — Geldentschädigungen für Mordthaten. — Teueres Besserwissen heimischer Fabrikanten. — Die Plünderung des Schoners Anna und Ermordung des Führers und Steuermanns desselben. — Das fliegende Geschwader. — Englische Bedenken. — Englisch-deutsches Abkommen. — Jagd auf nicht vorhandene Seeräuber. — Genugthuung und Entschädigung erlangt. — Strandräubereien und Strandungsordnung. — Wie Li Hung chang eine Entschädigung bezahlt. — Enttäuschung meines englischen Kollegen. — Chinesische Methoden.

Die ersten Eindrücke, die ich beim Wiedersehn Chinas empfand, waren recht verschiedener Art, aber schon ehe der Kiel des Schiffs, das mich trug, die gelben Fluten des chinesischen Meeres durchschnitt, erhielt ich einen Beweis dafür, daß sich in dem Reich der Mitte manches und zum Besseren geändert habe. Als ich Chefoo zum letzten Male im Jahre 1861 verlassen, war der Horizont weit umher von den Rauchwolken brennender Dörfer geschwärzt gewesen, französische

Truppen hatten einen Vorstoß gegen die Banden der Nienfei gemacht, die die Sicherheit des Vertragshafens bedrohten, und zwei protestantische Missionare, die im Vertrauen auf die christlichen Gesinnungen und Sympathien des Gesindels, demselben entgegengeritten waren, hatten ihre Unvorsichtigkeit mit einem qualvollen Tode büßen müssen; diesmal fand ich in Nagasaki S. M. S. Gazelle, deren Kommandant, Kapitän zur See von Reibnitz, ein alter Freund noch von der Zeit der ersten Expedition nach Ost-Asien her, mir erzählte, daß er die deutsche Expedition zur Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne nach Chefoo gebracht habe und dieselbe dort von Behörden und Bevölkerung gleich freundlich empfangen und behandelt worden sei. Merkwürdige Vorstellungen über das, was die fremden Teufel am Himmel und auf der Erde suchen möchten, werden die gezopften Söhne des himmlischen Reiches sich trotzdem wohl gemacht haben.

Auch Shanghai hatte sich sehr verändert. Die fremden Truppen, die dasselbe 1862 gegen die Taipings schützten, waren verschwunden, und die Thätigkeit hatte, wenn sie auch weniger fieberhaft geworden zu sein schien, unzweifelhaft an Ausdehnung gewonnen. Was mir am meisten auffiel, war, daß neben den Palästen der großen Kaufmannshäuser und den Mietskasernen für Chinesen eine Menge kleiner Häuser entstanden waren, die es auch weniger Bemittelten erlaubten, mit einem gewissen Komfort den Unbequemlichkeiten des Klimas zu widerstehen. Mir war das ein Beweis, daß sich neben den fürstlichen Kaufmannshäusern ein gesunder Verkehr kleinerer Firmen entwickelt hatte, der durch die vermehrte und beschleunigte Verbindung mit Europa und Amerika, die Errichtung von Banken und die dadurch gegebene Möglichkeit, auch mit kleinerem Kapital gewinnbringende Geschäfte zu machen, ins Leben gerufen worden war. Zwar wurde von den größeren Häusern darüber geklagt, daß das Geschäft weniger an Umfang zugenommen, als sich auf mehr Personen verteilt habe, aber der Thatsache gegenüber, daß der Wert des Gesamthandels von ca. 100 Millionen Taels im Jahre 1864, wenn auch nicht viel, so doch auf 130 Millionen im Jahre 1875

gestiegen war, und namentlich der Raumgehalt der mit und in China verkehrenden Schiffe von 6,6 Millionen Tonnen auf 9,8 Millionen zugenommen hatte, ließ diese Klagen nicht ganz berechtigt erscheinen. Es waren freilich die großen Häuser, die am meisten unter den veränderten Konjunkturen litten. Ich wohnte bei einem alten Freunde, Edward Cunningham, dem langjährigen Chef des großen amerikanischen Hauses Russell & Co., mit dem ich 1862 zusammen den Taifun zwischen Shanghai und Nagasaki durchgemacht hatte und der einen bedeutenden Anteil an der Vermehrung unserer Kenntnisse des Innern von Chinas gehabt hat. Er war es, der die Handelskammer von Shanghai veranlaßte, unserm Landsmann, Professor Freiherrn von Richthofen, die Mittel zur Verfügung zu stellen, die ihm die Reisen in China ermöglichten, deren Ergebnisse er in seinem berühmten Werke: „China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien" niedergelegt hat. Heute ist die Firma, der einst alle auf dem Yangtse verkehrenden Dampfer gehörten, schon lange aus der Reihe der fremden Handlungshäuser in China gestrichen, und Cunningham, der so viele Gefahren glücklich überstanden hatte, ist im Garten seiner Villa in den Vereinigten Staaten von einem Italiener erschossen worden, der an einem Sonntage in demselben auf kleine Vögel wilddiebte. Der Dampfer, mit dem ich nach Tientsin fuhr, wurde von einem an der Küste wohlbekannten und beliebten amerikanischen Kapitän Namens Patterson befehligt, dem Typus des fremden Abenteurers, im guten Sinne, wie es damals dort draußen viele gab. Als ich im März 1875 die erste Reise mit ihm machte, begleitete er mit seinem Schiffe während einiger Zeit den Dampfer der Pacific Mail, der seine Frau und Tochter nach den Vereinigten Staaten brachte; er erklärte damals, denselben im nächsten Jahre nachfolgen zu wollen; als ich 1895 meine wahrscheinlich letzte Fahrt von Shanghai nach Tientsin machte, hatte er seinen Plan noch nicht ausführen können; er hat seine Heimat und seine Familie überhaupt nicht wiedergesehen, denn er starb nicht lange darauf. Er gehörte zu der Klasse von Leuten, die keine Nerven haben; als wir auf dieser Fahrt beim Shantung-

Vorgebirge vorbeikamen, ging er, um mir die sich auf den Klippen sonnenden Seehunde zu zeigen, so nahe an denselben vorbei, daß meine Haare sich bedenklich zu sträuben begannen, und dasselbe geschah 1895, als er, um meiner Frau und mir Gelegenheit zu geben, dem Kapitän und den Offizieren des N. D. Lloyd-Dampfers „Preußen" noch ein Lebewohl zuzurufen, demselben so nahe kam, daß er ihn fast streifte. Dabei hatte er das beste Herz von der Welt und Frauen und Kinder wurden mit Vorliebe mit den Schiffen geschickt, die er befehligte.

Taku erschien mir in seiner alten Scheußlichkeit; wir mußten zwölf Stunden auf der Rhede warten, ehe wir die Barre passieren konnten, und dann kamen wir in dem Peiho selbst bei sehr niedrigem Wasserstande auf den Grund, was viel Lärmen und einen nicht langen, aber, da die Dunkelheit hereinzubrechen drohte, recht ungelegenen Aufenthalt verursachte. Die Takuforts waren, seitdem ich sie 1861 gesehen und besucht hatte, nicht unerheblich vergrößert worden, am Fluß selbst waren einige neue befestigte Lager angelegt, aber sonst war alles beim Alten geblieben, und ich konnte mich im Geist in die Zeiten versetzen, als die „Thérèse" mich 1861 zum ersten Male auf den gelben Fluten des Peiho nach Tientsin führte. Das letztere hatte sich allerdings sehr verändert. Wo fünfzehn Jahre früher mit groben Matten bedeckte Salzhaufen auf schlammigem Boden gelegen hatten, standen jetzt eine Reihe stattlicher europäischer Häuser, die, wenn sie einen weniger großartigen Eindruck als die Residenzen der Kaufleute in Shanghai machten, doch bewiesen, daß man auch hier die Freuden und den Komfort des häuslichen Lebens zu schätzen wisse. Das Schiff legte an einem mit hölzernen Balken und Brettern verschalten Kai an, und ich wurde von unserem Konsul, meinem alten Expeditionsgenossen und Freunde Carl Bismarck in Empfang genommen, der, nachdem er auf der englischen Gesandtschaft zusammen mit den englischen Dolmetscher-Eleven einen zweijährigen Kursus im Chinesischen durchgemacht hatte, längere Zeit Dolmetscher der deutschen Gesandtschaft gewesen war und jetzt seit einigen Jahren als Konsul die deutschen Interessen in Tientsin

wahrnahm. Meines Bleibens in Tientsin war indessen nicht lange; ich kürzte meinen Aufenthalt dort möglichst ab, einerseits, weil es mich drängte meinen Posten anzutreten, dann aber weil ich vermeiden wollte, dem Generalgouverneur Li Hung chang einen Besuch zu machen, ehe ich meine Funktionen als Gesandter begonnen hatte. Ich hätte das Entgegengesetzte für um so falscher gehalten, als beim Tsungli-Yamen sowohl wie bei Li ein gewisser Wert darauf gelegt wurde, daß die fremden Vertreter sich gewissermaßen zuerst bei dem letzteren meldeten, ehe sie die Reise nach Peking antraten; ich hielt das, wie gesagt, für überflüssig und setzte meine Reise fort, sowie die zahlreichen Böte, deren ich für mich und mein Gepäck bedurfte beschafft worden waren. Auf dem Peiho wachten die alten Erinnerungen an die früheren Fahrten wieder auf, aber es war doch ein anderes Gefühl die Reise als selbständiger Chef, wie als abhängiger Attaché zu machen; freilich fehlte mir die Gesellschaft meiner Gefährten von damals, und besonders nach den Mahlzeiten, wenn ich in meinen Pelz gewickelt und mit Decken zugedeckt, — der Fluß trieb noch mit Eis — auf dem engen Verdeck saß und meine Zigarre rauchte, hätte ich manches darum gegeben, einen der Genossen der früheren Jahre bei mir zu haben und mit ihm meine Erwartungen, Hoffnungen und Sorgen, denn auch an denen fehlte es nicht, besprechen zu können. Eine dreitägige Fahrt brachte mich nach Tungchau und von dort gelangte ich im Tragstuhl in wenig mehr als vier Stunden nach Peking. Ich übernahm die Geschäfte von dem interimistischen Vertreter Dr. von Holleben, der später während einer Reihe von Jahren u. a. Gesandter in Japan war und jetzt seit längerer Zeit das Deutsche Reich in Washington als Botschafter vertritt. Er verließ mich nach wenigen Stunden, um die Vertretung in Japan zu übernehmen, bis der für dort neu ernannte Gesandte von Eisendecher dort eintraf, auch ein Bekannter aus der Expeditionszeit, die er als Kadett und Fähnrich zur See mitgemacht hatte. Die deutsche Gesandtschaft, die neben der englischen gelegen war und zwar neben dem Gebäude, das ich 1861 occupiert gehabt hatte und das dann von seinem Besitzer an einen Missionar, von letzterem

an die Engländer verkauft worden war, hatte ursprünglich dem amerikanischen Gesandten Burlingame gehört und war von demselben, als er sich 1868 als chinesischer Gesandter nach den Vereinigten Staaten und Europa begab, an meinen Vorgänger, den ersten preußischen resp. deutschen Gesandten Herrn von Rehfues, den Sohn des Verfassers des seiner Zeit sehr bekannten Romans Scipio Cicala, verkauft worden. Es war ein noch fast ganz chinesisches Gebäude; das Eßzimmer und der Salon, deren Fußböden sich mit dem Pflaster des Hofes in gleicher Höhe befanden, waren mit Steinfliesen gepflastert; das Wohn- und Schlafzimmer des Gesandten, waren allerdings mit hölzernen Dielen versehen und ihr Fußboden lag einen Fuß höher, als der des Hofes, dafür aber auf der andern Seite anderthalb Fuß tiefer als der eines kleinen, finstern, feuchten Gartens. Am schlimmsten daran waren die Beamten der Gesandtschaft; für sie waren an der Mauer der englischen Gesandtschaft gelegene Zimmer eingerichtet, die feucht, dunkel und unzweifelhaft im höchsten Grade ungesund waren. Die hölzernen Fußböden derselben waren so verfault, daß es nur eines festen Fußtrittes bedurfte, um durch dieselben hindurch in eine feuchte schlammige Masse zu treten. Nur auf die Küche war große Sorgfalt verwendet worden. Dieselbe war ein kasemattenähnlicher Raum mit kolossalen Mauern und einem tiefen Keller, der aber nicht verwendet werden konnte, da immer mehrere Fuß Grundwasser in demselben standen. Wenn dies Monstrum fremder Baukunst noch zur Zeit der Boxerunruhen bestanden hätte, würde es vortrefflich als Reduit für die Verteidigungswerke der englischen Gesandtschaft Verwendung habe finden können. Glücklicherweise wurde ich mit der Nachricht empfangen, daß die Regierung bereits den Ankauf eines Grundstückes und den Bau einer neuen Gesandtschaft genehmigt habe, aber ich hielt es doch für meine Pflicht, die Beamten der Gesandtschaft sofort auszuquartieren und ihnen in einem gemieteten chinesischen Hause, auf dessen Platze später bis 1900 die spanische Gesandtschaft stand, ein menschenwürdigeres Unterkommen zu verschaffen. Diese Maßregel und die Errichtung einiger Räumlichkeiten für Bureauzwecke in der alten

Gesandtschaft fanden die Genehmigung des Auswärtigen Amts. Die Beschaffung eines passenden Grundstücks für den Neubau war keine Kleinigkeit. Ich wünschte dasselbe in der sogenannten Gesandtschaftsstraße zu erwerben, in der sich schon die Gesandschaften von Rußland, den Vereinigten Staaten und Frankreich befanden; da die Grundstücke dort sehr parzelliert waren, hatten wir zuletzt mit sechsunddreißig Eigentümern zu verhandeln, und es gelang schließlich nur der unermüdlichen Thätigkeit und Sachkenntnis des damaligen ersten Dolmetschers der Gesandtschaft, jetzigen Lehrers der chinesischen Sprache am orientalischen Seminar, Professor Carl Arendt, das Geschäft abzuschließen. Die hauptsächlichste Schwierigkeit lag darin, daß mit allen Eigentümern zu gleicher Zeit abgeschlossen werden mußte, da, wenn dies nur mit einem oder einigen geschehen wäre, die andern, die uns dann gebunden wußten, ihre Forderungen sofort ins Unendliche gesteigert haben würden. Im letzten Augenblick machten auch noch zwei auf der englischen Gesandtschaft beschäftigte Lettrés den Versuch, bei der Gelegenheit ihr Schäfchen ins Trockne zu bringen, was aber dank der Intervention des englischen Gesandten vereitelt wurde. Trotzdem blieben am Schluß noch ein großes weit in den Gesandtschaftsgarten hineinragendes Besitztum und einige einem der Banner gehörige Grundstücke übrig. Was das erstere anbetraf, das von seiner Besitzerin, einer Witwe, geräumt worden war, so blieb schließlich nichts übrig, als den sehr hohen Forderungen derselben nachzugeben; in welcher Weise die Bannergrundstücke schließlich endgiltig erworben wurden, habe ich an anderer Stelle erzählt. Trotzdem würde der Bau kaum möglich gewesen sein, wenn nicht ein deutscher Beamter der chinesischen Verwaltung der fremden Seezölle, Herr Ohlmer, der heute Zolldirektor in Tsingtau ist, sich in liebenswürdigster Art und Weise der Mühe unterzogen gehabt hätte, die Pläne und Kostenanschläge aufzustellen, ins Chinesische zu übersetzen und mit dem chinesischen Unternehmer durchzuarbeiten. Ohne ihn wäre es nicht gelungen, so gut und billig zu bauen; die Kosten der Landankäufe und Bauten sind in der That nicht unerheblich hinter den bewilligten Beträgen

zurückgeblieben. Wir hatten bei der verhältnismäßig langen Dauer des Baues, das erste Gebäude konnte 1877, das letzte 1879 bezogen werden, Gelegenheit, die Arbeiter auszubilden und an fremde Gedanken und Methoden zu gewöhnen. So ist das erste Gebäude, das sogenannte Elevenhaus, ganz in chinesischer Weise gebaut, mit sehr schwerem, auf Holzpfeilern ruhendem Dach und mit sehr dicken Mauern, die aber, wie bei allen chinesischen Gebäuden, nicht zum Tragen, sondern nur als Füllung dienen; bei dem zweiten, dem Haupthause, ruht das leichtere Dach auf steinernen Pfeilern, während die Wände, die ebenfalls nur als Füllung dienen, weniger massiv gehalten wurden; das dritte Gebäude endlich, das Sekretärshaus, hatte ein nach fremdem Modell konstruiertes Dach, das auf den nur durch Backsteinpfeiler verstärkten 1½ Ziegelsteine dicken Mauern ruhte. Von einzelnen späteren Besuchern ist die Gesandtschaft nach manchen Richtungen hin als zu klein bezeichnet worden; ich war der Ansicht gewesen, daß eine Eingangshalle 24′ × 20′, ein erster Salon 24′ × 40′, ein zweiter Salon 24′ × 20′, und ein Privat-Empfangszimmer des Gesandten 24′ × 18′ in einer Flucht, mit einem Speisezimmer 18′ × 30′, einem großen Anrichtezimmer, einem Arbeits-, einem Rauch- und drei Schlafzimmern selbst recht verwöhnten Ansprüchen genügen könnten. Daß das Grundstück, das wir zu bezahlen hatten, nicht so groß sein konnte, wie die der Engländer und Franzosen, welche die ihrigen nach einem Kriege gegen die illusorische Miete von 1000 Taels (je nach dem Kurse 8000—3000 Mark) weggenommen hatten, eine Miete, die die Franzosen nicht einmal bezahlten, war selbstverständlich, aber Kritiker sind ja weder verpflichtet, noch meistens gesonnen, bei ihren Urteilen die thatsächlichen Verhältnisse in Betracht zu ziehen.

Mein erster Besuch auf dem Yamen war in gewissem Sinne eine Enttäuschung, in anderem eine angenehme Überraschung. Prinz Kung und die Minister empfingen mich in denselben Räumlichkeiten oder richtiger in demselben Raume, einem kleinen Gartenpavillon in der Ecke eines größeren Komplexes von Gebäuden, in dem mein Chef, Graf zu Eulenburg mit uns 1861 empfangen worden war, und ich

konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, als wenn seit dieser Zeit die Möbel nicht von der Stelle gerückt und namentlich auch der Staub nicht abgewischt worden wäre. Dagegen war die Art und Weise des Empfangs durch den Prinzen und die anwesenden Minister, unter denen sich meine alten Freunde Changlien und Chunglun befanden, zu denen nach einiger Zeit Chunghau kam, eine sehr freundliche; mir wurde das Kompliment gemacht, das ich seit der Zeit öfter zu hören bekommen habe, daß ich einem chinesischen Generalgouverneur ähnlich sähe, ein Kompliment, das ich mehr meinem weißen Barte als meinen geistigen Eigenschaften zu verdanken hatte und das nicht einmal ein besonders schmeichelhaftes war, denn ich habe nie einen höheren chinesischen Beamten gesehen, der es zu mehr als einem kaum respektablen Ziegenbärtchen gebracht gehabt hätte. Mir ist bei den chinesischen Bärten immer die Geschichte vom Kaiser Kanghi eingefallen, dem einmal am Munde ein Pflaster gelegt werden mußte, der sich nach vielen Besehen und Beraten entschloß, einige Barthaare zu opfern und sich schließlich allerhöchst ungnädig darüber äußerte, daß man vier Barthaare entfernt habe, wo drei genügt haben würden. Mit vielen von den chinesischen Ministern, die ich damals zum erstenmal sah, habe ich langjährige, zum Teil engere Beziehungen unterhalten; Shen Kwei fen, der alte Mao und der noch ältere Pao, wie der Finanzminister Tung waren Leute, die in den schwierigen Zeiten des Taipingaufstandes und der mohammedanischen Erhebungen groß geworden waren, die die Eigenschaften wahrer Staatsmänner besaßen und mit denen man, wenn man einmal ihr Vertrauen gewonnen hatte, auch ein offenes Wort nicht zu scheuen brauchte. Ein Gespräch im Jahre 1876 ist mir in ganz besonders lebhafter Erinnerung geblieben; die indische Regierung, die nie eine Gelegenheit hat vorbeigehen lassen, die chinesische Regierung zu verletzen und sich verdächtig zu machen, hatte Sir Douglas Forsyth, einen ihrer hervorragenden Staatsmänner, 1876 nach Peking entsendet, um dort auf eine Anerkennung Yakub Chans von Kaschgar, des langjährigen Rebellen gegen China, hinzuwirken, von dem man sich

sehr irrtümlicherweise einbildete, daß er als eine Barriere gegen russische Pläne in Zentral-Asien dienen könne; ich war auf dem Yamen gewesen und hatte über geschäftliche Angelegenheiten gesprochen, als die Minister das Gespräch auf Yakub Chan brachten und mich fragten, was ich demselben gegenüber raten würde, wenn ich chinesischer Minister wäre. Meine Antwort war, daß ich den letzten Thaler und den letzten Mann ausgeben würde, um ihn zu unterwerfen, und ich entwickelte meine Gründe in längerer Auseinandersetzung; ich muß hinzufügen, daß ich damals Sir D. Forsyths Mission nicht kannte. Als ich geendet hatte, sahen sich die Minister einen Augenblick an, dann schlug der alte Mao mit der Faust auf den Tisch, ein seltenes Zeichen der Erregung, und rief: „Und das ist unsere Ansicht auch, und es wird geschehen, darauf können Sie sich verlassen!“ Ein Jahr später war Yakub Chan tot und die Kaschgarei zurückerobert. Der alte Tung war ein fideles Haus und ein großer Gelehrter. Wenn ich den Ministern mit irgend einer Frage über chinesische Geschichte oder Litteratur kam, wurde ich immer an denselben gewiesen, der sogar einen Kommentar zum Yking geschrieben habe, und wenn wir uns über geschäftliche Fragen nicht einigen konnten, was ja auch manchmal geschah, so pflegte der alte Herr zu sagen: „Jetzt wollen wir einmal die Politik lassen und eins trinken, nachher wird's besser gehen.“ Wir tranken dann auch, wie Scheffel sagte, „immer noch eins“, und es ging dann auch meistens besser, obgleich ich nach dem Ruf, den die Chinesen mir gemacht, annehmen möchte, daß ich meistens nicht der vernünftigere, d. h. nachgebende Teil gewesen sei. Die späteren Minister, mit denen ich zu thun gehabt, standen nicht auf der Höhe ihrer Vorgänger: ihnen war die Läuterung erspart geblieben, die das Durchgehen durch schlimme Zeiten für den Staatsmann, der den Namen verdient, immer mit sich bringt, und sie reichten nicht an die Vorgenannten heran, weder was den Fond, noch die Form anbetraf. Vor allem aber muß ich sagen, daß die letztere auch bei weit auseinandergehenden Ansichten stets eine durchaus korrekte gewesen ist. Nur einmal habe ich den Prinzen Kung sich

in unfreundlicher Weise über meinen englischen Kollegen Sir Thomas Wade äußern hören, mit dem er eben eine Besprechung gehabt hatte, und fünf Minuten darauf bat er mich, ohne daß ich eine Anregung dazu gegeben hätte, wegen der Äußerung um Entschuldigung, zu der er sich durch seine Erregung habe hinreißen lassen. Wenn das später anders geworden ist und Klatschereien und Anschwärzungen stattgefunden haben, so möchte ich eher den Mitgliedern des diplomatischen Korps, als den chinesischen Ministern die Schuld an einer solchen Änderung der Formen des Verkehrs geben.

Von meinen Kollegen war mir der russische Gesandte, Herr von Bützow seit längerer Zeit befreundet, der englische Sir Thomas Wade bekannt; in dem amerikanischen, Mr. Avery, fand ich einen hochgebildeten Mann, der früher der Herausgeber einer litterarischen Revue in San Francisco gewesen war und leider durch einen zu frühen Tod seinen Kollegen und seinem Lande entrissen wurde. Der französische Geschäftsträger, Cte. de Rochechouart, der später als Ministerresident in Haiti starb, war ein komischer Kauz, wie es dergleichen in der französischen Karriere neben sehr hervorragenden Männern zu geben pflegte; er hatte unter seinen Kollegen den Ruf eines wenig zuverlässigen Mannes, den er sich durch seine Behandlung des Tientsin-Massacres und anderer Fragen, bei denen es sich um ein gemeinsames Vorgehen gehandelt gehabt, erworben hatte. Ich hatte sehr bald nach meiner Ankunft in Peking ein Renkontre mit ihm, das auf unsere Beziehungen von bestem Einfluß war. Unter den Mitgliedern unserer Gesandtschaft befand sich ein junger Elsässer, der schon früher Veranlassung gehabt hatte, sich über Rücksichtslosigkeiten von Seiten von Mitgliedern der französischen Gesandschaft zu beklagen. Bei dem Vorfalle handelte es sich um die Nichterwiderung eines Besuches durch Franzosen, die Gäste der Gesandtschaft waren. Ich bat meinen russischen Kollegen, sich zu dem Geschäftsträger zu begeben und ihm in meinem Namen mitzuteilen, daß, wenn der Besuch nicht sofort erwiedert würde, weder ich, noch ein Mitglied derdeutschen Gesandtschaft auf einem am nächsten Abend auf der französischen

Gesandtschaft stattfindenden Balle erscheinen würde. Der Besuch wurde erwidert, und von dem Augenblick hat äußerlich das beste Einvernehmen geherrscht, was später, nach einem Wechsel in der Vertretung, in recht gute Beziehungen übergegangen ist.

In dem Generalzollinspektor der fremden Seezölle, Mr. später Sir Robert Hart, Baronet, fand ich ebenfalls einen Bekannten aus 1861 wieder. Es ist mir eine Freude gewesen, mit dem hochverdienstvollen Manne, der Großes für China geleistet hat und dessen Thätigkeit erst später in ihrem vollen Werte gewürdigt werden wird, während der langen Jahre unseres Zusammenseins und bei den vielen Fragen, die zwischen seinem Ressort und dem meinigen zum Austrage kommen mußten, stets im besten Einvernehmen gelebt zu haben, obgleich unsere amtlichen Beziehungen mit einem kleinen Kampfe begannen, aus dem ich als Sieger hervorging. An Bord eines deutschen Schiffes in Kanton war im Kessel eine kleine Quantität Opium entdeckt worden, die konfisziert worden war, was durchaus den bestehenden Vorschriften entsprach; das Schiff war außerdem zu einer sehr bedeutenden Geldstrafe verurteilt worden, die ich zu hoch fand, weil bei einem so leicht zu verbergenden Artikel, wie die kleine Quantität Opium war, selbst die größte Aufmerksamkeit des Kapitäns zur Verhinderung des Delikts nicht hingereicht haben würde. Die Zollbehörde bestand auf ihrem Pfunde Fleisch und das Tsungli Yamen nahm natürlich Partei für seine Leute; mich ärgerte der Gedanke, den Chinesen gegenüber mit einem Mißerfolge zu debütieren, ich setzte mich also hin und durchstöberte alle Berichte über in Kanton erfolgte Konfiskationen und verhängte Strafen und fand einen Fall, in dem für den Versuch zehn oder zwölf Dutzend chinesischer Regenschirme einzuschmuggeln, eine ganz geringfügige Geldstrafe verhängt worden war. Jetzt hatte ich meinen Fall; ich bewies dem Yamen, daß nicht der Wert des geschmuggelten Gegenstandes, sondern der Umfang desselben das Kriterium für die mangelnde Aufsicht seitens des Schiffsführers abgeben müsse, und erlangte darauf hin die Niederschlagung der ausgesprochenen Strafe. Das ist das einzige Mal

gewesen, daß ich mich mit der Zentralstelle des fremden Seezollamts im Konflikt befunden habe, mit den Lokalvertretungen desselben freilich öfter. Der Dienst des fremden Seezollamts in China, auf den ich näher zurückzukommen haben werde, ist der einzige aus Fremden aus aller Herren Ländern zusammengesetzte Dienst in einem orientalischen Staate, der nie, weder in seiner Gesamtheit, noch in seinen einzelnen Mitgliedern zu einer Anschuldigung oder auch nur zu einer Verdächtigung Veranlassung gegeben gehabt hat. Es ist das ausschließlich das Verdienst Sir Robert Harts, der 1861 an die Spitze desselben trat und von vornherein, vor seiner Übernahme der Geschäfte, die Bedingung gestellt hatte, daß nur ihm allein die Anstellung der Beamten zustehen solle und dieselben ausschließlich ihm unterstellt würden. So hat er sich nicht allein ein Hineinreden der chinesischen Behörden und Beamten in die Personenfrage fern zu halten gewußt, sondern auch die noch viel schlimmere Einmischung der fremden Vertreter, die immer nur zu geneigt sind, solche Verwaltungszweige zur Ablagerung aller möglichen persönlichen Günstlinge oder Empfohlenen zu benutzen, ohne auf die Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit ihrer Schützlinge besonderen Wert zu legen.

Nachdem ich meine Einrichtung teilweise beendet und mich oberflächlich mit der Lage der Dinge in Peking bekannt gemacht hatte, ging ich nach Tientsin, um Li Hung chang kennen zu lernen, damals und bis auf die neueste Zeit der einflußreichste Mann des Reichs. Ich habe während zwanzig Jahren mit ihm zu thun gehabt und kann sagen, daß ich ihn stets ehrlich, soweit man das von einem orientalischen Diplomaten erwarten kann, und zuverlässig gefunden habe. Er war einer der wenigen chinesischen Staatsmänner, die eine eigene Meinung hatten und dieselbe auch ihrer Regierung gegenüber zu vertreten und damit die Verantwortlichkeit für dieselbe zu übernehmen wagten. In späteren Jahren haben ihn Erfolge, Schmeicheleien und zunehmendes Alter um manche der Eigenschaften gebracht, die einen großen Mann aus ihm gemacht hatten; er hat dann die Regierung, die nicht mehr auf seine Ratschläge hören wollte,

die schwersten Fehler begehen sehen und ist wohl nur dadurch, daß er dem Schauplatz der Ereignisse fern war, selbst davor bewahrt geblieben, das Los mancher anderer Staatsmänner zu teilen, die ihren sogenannten Liberalismus mit dem Leben bezahlen mußten. Schließlich hat man sich, wie seit dreißig Jahren, in allen verwickelten Lagen wieder an ihn mit dem Auftrage gewendet, das, was andere verdorben hatten, gut zu machen, und er hat das so gut gethan, wie die Verhältnisse dies gestatteten, ohne dabei auf die Dankbarkeit des Hofes oder des Volks rechnen zu können. Erst wenn er ganz von der Bühne abgetreten sein wird, werden auch seine Gegner einsehen, welche große Rolle er bei der Aufrechterhaltung guter Beziehungen zwischen China und dem Auslande gespielt hat und wie unersetzlich er wenigstens noch für längere Zeit bleiben dürfte. Unser erstes Zusammentreffen war nach mehr als einer Richtung hin für ihn charakteristisch. Nach den ersten allgemeinen Phrasen sagte er: „Ihnen ist in Japan ein Konsul von einem Japaner erschlagen worden und Sie haben keine Geldentschädigung dafür verlangt, Sie sind mein Mann.“ Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, die sich aus dieser Auffassung hätten ergeben können, erwiderte ich ihm: „Gewiß, aber nur weil die japanische Regierung voll und ganz ihre Schuldigkeit gethan und den Thäter gefangen genommen und bestraft hatte; anderenfalls würde ich wohl auf einer Geldentschädigung bestanden haben, die ich in dem Falle als eine Strafe für die Lässigkeit oder den bösen Willen der in Frage kommenden Regierung angesehen hätte.“ „Als Strafe,“ erwiderte Li. „Gewiß,“ war meine Antwort; er verließ den Gegenstand, aber ich merkte wohl, daß meine Auffassung der Frage einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Im weiteren Verlaufe des Gesprächs betonte ich, wie mangelhaft und langsam die Verbindung zwischen Tientsin und Tungchau sei, und bemerkte dabei, wie beiden Übelständen durch einige auf dem Flusse verkehrende flachgehende Dampfschiffe abgeholfen werden könne; zugleich erwähnte ich der bei flachen Flüssen als Treibkraft benutzten Turbinenräder. „Wollen Sie mir ein solches Boot bestellen?“ kam es zurück.

Ich machte darauf aufmerksam, daß sich in Tientsin der Agent einer deutschen Schiffsbaugesellschaft befinde, der den Auftrag sehr gern übernehmen und gewiß vortrefflich ausführen werde. „Ich will mit Kaufleuten und Agenten nichts zu thun haben," war die Antwort, wenn Sie die Vermittelung übernehmen wollen, gut, sonst nicht." Ich versprach ihm die Sache in die Hand zu nehmen und ging, als die Besprechung beendet war, zu dem betreffenden Agenten, teilte ihm den Inhalt meines Gesprächs mit, gab ihm die von Li angeführten Einzelheiten und den Preis, den derselbe aufzuwenden bereit sei, und bat ihn, seiner Gesellschaft telegraphisch Li's Wunsch zu übermitteln und anzufragen, ob sie unter den gestellten Bedingungen und zu dem angebotenen Preise ein solches Boot bauen und herausschicken könne; sie möge in dem Fall die Zeichnungen, Kostenanschläge einsenden. Die bejahende Antwort ließ nicht lange auf sich warten, mit ihr kam aber die Mitteilung, daß allem Anschein nach die Kettenschiffahrt sich viel besser für den Peiho eignen würde, statt der Anschläge für das Boot würden daher solche für die Herstellung einer Kettenschiffahrt gesendet werden. Es sind später eine ganze Menge kleinerer und größerer Barkassen auf dem Peiho zur Verwendung gelangt, aber keine einzige ist je von den Werften der betreffenden Gesellschaft gekommen. Ähnliches Besserwissen und manchmal auch Bessermachen heimischer Fabrikanten hat mir und manchem meiner Kollegen oft schwere Stunden bereitet. So war eins der Ergebnisse, ich glaube das einzige der Entsendung einer holländischen Kommission zur Untersuchung der Wasserverhältnisse im Hoangho, die Bestellung eines Baggers für die Mündung des Flusses gewesen, die bei einer holländischen Fabrik, aber durch ein deutsches Haus, erfolgt war. In der Absicht, recht anständig zu handeln, und wohl auch in der Hoffnung auf künftige Bestellungen, hatte die Fabrik den Bagger größer und stärker gebaut, als in dem Vertrage vorgesehen gewesen war, ohne den Preis zu erhöhen; während der Bauzeit war aber der Gouverneur von Shantung, der den Vertrag gezeichnet gehabt hatte, abberufen und durch einen anderen ersetzt worden, der überhaupt den Bagger für überflüssig

hielt und sehr zufrieden war, daß die Nichtinnehaltung der Be
mungen des Vertrags es ihm ermöglichte, die Übernahme
Maschine überhaupt abzulehnen. Schließlich blieb die Gesch
auf mir hängen, da die deutsche Firma durch der Fabrik gem
Vorschüsse an der Frage direkt beteiligt war, aber es dauerte mo
lang, bis ich die Behörden bewegen konnte, das viel umstri
Objekt, selbstverständlich zu einem viel billigeren Preise als
ursprünglich vereinbarten, abzunehmen, und schließlich gelang
auch nur, weil der Gouverneur mir persönlich wohl bekannt
und der vielgenannte Taotai Sheng Hsüan hwai, der spätere Gen
direktor der chinesischen Telegraphen und der China Mercha
Dampfschiffahrtsgesellschaft sich auf meinen Wunsch für die Erledi
der Angelegenheit interessierte. Seiner Vermittelung war es
zu verdanken, daß der Verlust der Fabrik sich in erträgl
Grenzen hielt.

Eine der Aufgaben, die mir in der ersten Zeit zufiel, war Ge
thuung für einen an Bord des deutschen Schoners Anna begang
Mord und die spätere Plünderung des Schiffes zu verlangen.
deutsche Führer des Schiffes und der Steuermann, die ein
Europäer an Bord, waren von Leuten der chinesischen Manns
erschlagen worden, die der Kapitän im Herbst des Jahres
in Amoy für die Fahrt nach Tientsin geheuert hatte. Nach Ang
der Chinesen sollten dieselben durch Mißhandlungen zu der M
that veranlaßt worden sein, es war aber viel wahrscheinlicher,
sich die Mehrzahl der Mannschaft und besonders der Rädelsfü
Yang Si si, mit der Absicht hatten anwerben lassen, die Gele
heit, die die geringe Anzahl von Fremden bot, zu der Unthat
der späteren Plünderung des Schiffes zu benutzen. Am 11
tember ging die „Anna" in See, in der Nacht vom 21 wurde
Führer des Schiffs auf Deck und der Steuermann in seinem
ermordet und die Leichen über Bord geworfen und das Schiff
23 bei der Insel Pihseang zu Anker gebracht, wo ein Teil
Ladung, die in Zucker bestand, an Land geschafft, ein andere
scher verkauft wurde. Aber schon am nächsten Tage wurde

Schoner bei schlechtem Wetter auf den Strand getrieben und ging in Stücke. Von Seiten der chinesischen Behörden, von denen sich ein Militärmandarin in der unmittelbaren Nähe der Stelle befand, wo ein Teil der Ladung an Land gebracht worden war, war absolut nichts geschehen, auch die Provinzialbehörden hatten sich den Reklamationen des Konsuls gegenüber zu Anfang sehr lau verhalten. In Berlin hatte die Sache viel Aufsehen gemacht, und das fliegende Geschwader unter dem Kommodore Grafen von Monts hatte den Befehl erhalten Chefoo anzulaufen, um einen gewissen Druck auf die chinesische Regierung auszuüben. In England erregten diese Maßnahmen einiges Unbehagen, da man dort vielleicht, übrigens durchaus unberechtigterweise annahm, daß Deutschland die Gelegenheit benutzen könne, sich in den chinesischen Meeren festzusetzen: man schlug daher vor, gemeinsame Maßregeln gegen die Seeräuberei in den chinesischen Gewässern zu ergreifen, was in Berlin angenommen wurde. Dieses Abkommen ist lange Zeit die Plage meines Lebens gewesen; jeder Kommandant eines deutschen Kriegsschiffes, der während der nächsten zehn Jahre in die chinesischen Gewässer kam, hatte lange Instruktionen über das den Seeräubern und der chinesischen Regierung gegenüber zu beobachtende Verfahren in der Tasche und verlangte von mir Mitteilungen darüber, wo er die ersteren finden könne, was ich beim besten Willen außer stande war anzugeben. Das Abkommen war ein Schlag in das Wasser, und ich glaube nicht, daß seit 1875 ein Fall der Seeräuberei in den chinesischen Meeren vorgekommen ist, den ein fremdes Kriegsschiff hätte verhindern können; ähnliche Vorfälle wie die auf der „Anna" haben sich freilich noch wiederholt, auch auf Dampfschiffen ereignet und dann meistens in der Nähe von Hongkong, das, wie schon früher bemerkt, der Schlupfwinkel für das schlimmste Gesindel an der Küste war, und von dem aus sich die Räuber als Passagiere oder Matrosen auf den fremden Schiffen einschifften, um dieselben dann auszuplündern. Auch auf dem Yangtse sind einige Fälle der Art vorgekommen, unter denen allerdings ausschließlich chinesische Passagiere gelitten haben. Am 21 Mai 1876 veröffentlichte die Peking-Zeitung

einen Bericht der Behörden von Fokien, nach welchem der Hauptschuldige zum Tode durch Enthauptung und Ausstellung des Kopfes, ein zweiter zur Strangulation und ein dritter zu hundert Schlägen und dreijähriger Verbannung verurteilt, der andern hatte man nicht habhaft werden können, und die Bestrafung der schuldigen Beamten beantragt wurde.

Größere Schwierigkeiten machte die Erlangung der geforderten Entschädigung für die Hinterbliebenen der ermordeten Leute und die Eigentümer von Schiff und Ladung. Die übrigens in allen Verträgen enthaltene Bestimmung, nach der für den Fall, daß man weder der Räuber habhaft werden noch sämtliche geraubte Gegenstände wieder erlangen könne, die chinesischen Behörden den chinesischen Gesetzen gemäß bestraft werden sollten, ohne zum Ersatz der geraubten Gegenstände verpflichtet zu sein (Art. 33 des Vertrags von 1861), wurde gegen meine Forderung ins Feld geführt, mit dem Zusatz, daß von den Vertretern anderer Mächte in solchen Fällen niemals eine Entschädigung verlangt worden sei. Ich wies dagegen darauf hin, daß der betreffende Artikel zugleich die Bestimmung enthalte, daß es bei vorkommenden Seeräubereien die Pflicht der chinesischen Behörden sei, alle Mittel zur Habhaftwerdung und Bestrafung der Räuber aufzubieten, und daß dies in dem vorliegenden Falle nicht allein nicht geschehen sei, sondern daß das geraubte Schiff unter der Nase der Behörden, denen die Anwesenheit desselben an einem nicht dem Verkehr geöffneten Platze schon Veranlassung zum Einschreiten hätte geben sollen, ausgeplündert worden sei, die Regierung mithin für den angerichteten Schaden aufkommen müsse. Es gelang mir nach vieler Mühe, die Zahlung der ganzen Entschädigungssumme nicht allein für diesen Fall, sondern auch für einen früher an der Küste von Formosa vorgekommenen, wo ein gestrandetes deutsches Schiff ausgeplündert worden war, zu erreichen und später die chinesische Regierung zum Erlaß einer Strandungsordnung zu bewegen, die, wenn sie auch nicht alle Fälle von Strandraub verhindert hat, doch von günstigem Einfluß gewesen ist und namentlich die Bestrafung etwaiger Schuldigen

sehr erleichtert hat. Als mein englischer Kollege einige Jahre später an der Küste von Shantung strandete und sich sehr günstig über die Behandlung äußerte, die ihm und seinen Mitpassagieren von den Behörden und der Bevölkerung zu teil geworden sei, konnte ich den Unterschied gegen früher dadurch erklären, daß erst kurz vorher auf meine Veranlassung die Bevölkerung gerade an der Küste, wie der Chinese sagt, Bambus zu kosten bekommen hatte. Während meiner amtlichen Thätigkeit in China habe ich keinen Fall von Strandraub durchgehen lassen, ohne eine Entschädigung zu fordern und zu erhalten. Ich unterzog jede Forderung der genausten Prüfung, aber wenn ich von der Berechtigung einer solchen überzeugt war, bestand ich auch darauf, manchmal im Gegensatz zu den Konsuln, die geneigter waren, sich durch die Klagen der Lokalbehörden oder der sonstigen Schuldigen rühren zu lassen, daß sie auf Heller und Pfennig bezahlt werde. Dies gab einmal zu einem sehr komischen Vorfall mit Li Hung chang Veranlassung; ich hatte für von einem an der Küste von Shantung gestrandeten deutschen Schiffe geraubte Güter eine Entschädigung von fünftausend und einigen Dollars verlangt, und nach langen vergeblichen Verhandlungen mit dem Tsungli Yamen hatte dasselbe Li als Handelssuperintendanten der nördlichen Häfen mit der Erledigung der Sache beauftragt. Li schickte mir nun zunächst einen der europäischen Beamten des Zollamts, um von dem von mir verlangten Betrage etwas abzuhandeln; ich lehnte aber, wie ich das grundsätzlich that, jede amtliche Verhandlung mit einer nicht der chinesischen Gerichtsbarkeit unterstehenden und daher meiner Ansicht nach unverantwortlichen Persönlichkeit ab, fügte aber hinzu, daß ich Li nur raten könne, die Sache schleunigst zu ordnen, da ich weniger verlangt, als mir in seitdem eingegangenen Weisungen zu fordern befohlen worden sei, und ich bei längerem Zögern genötigt sein würde, diese schärferen Forderungen meinen früheren zu substituieren. Einige Tage später erhielt ich eine Mitteilung unsers damaligen Konsuls in Tientsin, Freiherrn von Seckendorff, Li habe ihm mitgeteilt, daß er von dem Tsungli Yamen angewiesen

worden sei, bei der Erledigung der in Frage stehenden Angelegenheit eine Herabsetzung der geforderten Entschädigung zu erlangen, und daß es ihm sehr unangenehm sein würde, der ihm erteilten Weisung nicht nachkommen zu können. Da ich nun von einer Herabsetzung der Forderung nichts hören wolle, so bäte er mich, ihm zwei Quittungen je über die Hälfte des Betrages ausstellen zu wollen; er werde dann die eine dem Tsungli Yamen vorlegen und die andere Hälfte des Betrages aus anderen Mitteln decken: so würde ihm kein Vorwurf gemacht werden können. Ich antwortete, daß ich ihm, wenn er es wünsche, für jede tausend Dollars des Betrages eine besondere Quittung ausstellen würde, da es mir ganz gleichgültig sei, mit wem und wie er den Betrag verrechne. Und so wurde die Sache auch in kürzester Zeit erledigt. Überhaupt kam es bei Verhandlungen mit den chinesischen Behörden denselben häufig mehr auf die Form eines Abkommens, als auf den Inhalt an; es war denselben vielfach sehr unangenehm, die schriftlichen Beweise für gewisse Zugeständnisse in ihren Akten zu haben, da sie befürchten mußten, dieselben später zu Angriffen und Anschuldigungen gegen sich benutzt zu sehen, und sie waren oft bereit, Zugeständnisse, die sie dann auf das pünktlichste und ehrlichste erfüllten, mündlich zu machen, während sie sich sträubten oder weigerten, dies schriftlich zu thun. So erhielt ich die Zusicherung, daß die in der Anna-Angelegenheit von mir geforderte Entschädigung gezahlt werden solle, nur mündlich und hatte nicht zu bedauern, auf keiner schriftlichen Forderung bestanden zu haben, da ich die Nachricht von der in Amoy erfolgten Zahlung so schnell erhielt, wie dies überhaupt nur möglich war. Einer meiner Kollegen, der weniger gläubig war, sollte zu seinem Schaden erfahren, daß meine Methode die richtigere, jedenfalls die erfolgreichere war. Lokalunruhen waren die Veranlassung gewesen, daß ein englisches Kanonenboot einen Winter in Niuschwang zugebracht hatte. Eine solche Überwinterung war mit besonderen Kosten verknüpft, da wegen des starken Eisgangs im Flusse ein Dock gegraben und das Schiff in demselben untergebracht werden mußte, und die englische

Regierung hatte nun, meiner Ansicht nach unberechtigter- und ungeschickterweise, den Ersatz der ihr erwachsenen Kosten von der chinesischen Regierung verlangt, die sich lange Zeit geweigert hatte, die Forderung anzuerkennen. Eines Tages traf ich meinen englischen Kollegen, der von einem Besuch auf dem Yamen zurückkehrte und mir höchst vergnügt erzählte, daß Prinz Kung sich endlich bereit erklärt habe, die Forderung zu bezahlen, er fügte hinzu, daß er zur größeren Sicherheit das erhaltene Versprechen schriftlich formulieren und dem Yamen zusenden werde, um ganz sicher zu gehen. Ich warnte ihn vor dem Schritt und riet ihm, sich mit der mündlichen Zusicherung zu begnügen, er meinte aber, daß das Versprechen in so bestimmter Form gegeben worden sei, daß er keine Gefahr dabei laufen könne, die Chinesen schriftlich festzunageln. Ein paar Tage später sagte er mir mit betrübter Miene, daß ich leider recht gehabt; Prinz Kung habe ihm auf sein Schreiben erwidert, seine, des Gesandten Annahme müsse auf einem Mißverständnis beruhen, da er, der Prinz, nie daran gedacht habe, eine solche Zusage zu geben. Ich glaube, die Sache ist heute noch nicht erledigt.

Ich habe während meines langen Verkehrs mit den chinesischen Staatsmännern stets gefunden, daß man sich auf ein von denselben gegebenes, auch nur mündliches Versprechen, namentlich wo es sich um die Erledigung von Geldfragen handelte, absolut verlassen konnte; etwas anderes war es freilich, wo es auf die Auslegung von Vertragsbestimmungen oder sonstigen Verkehrs- und Handelsfragen ankam. Dann waren sie die schlimmsten Kasuisten, die man sich denken konnte, und ich habe sie an ganz unhaltbaren Anschauungen mit einer Zähigkeit und Ausdauer festhalten sehen, die einer besseren Sache wert gewesen wären; in solchen Fällen blieb nichts anderes übrig, wie sie zu ermüden, und das war Leuten gegenüber, die stets sehr viel Zeit hatten und immer neue Gegner ins Feld führen konnten — das Yamen zählte zehn Mitglieder gegen den einen fremden Vertreter, — oft keine leichte Aufgabe. Wer einmal den Ruf hatte, nicht zu viel zu verlangen, an dem Verlangten aber mit

aller Entschiedenheit festzuhalten, hatte mehr Aussicht auf Erfolg als der, dem es an Bestimmtheit und Festigkeit des Entschlusses fehlte. Auch die kleinen Schwächen ihrer Gegner wußten sie auf das geschickteste zu benutzen, und einer meiner Kollegen, der ein großer Sinologe war, hat manche Stunde und manche Sache verloren, weil die chinesischen Minister es verstanden, ihn von dem politischen Gebiet auf das philologische zu locken. Die wirkliche Schwierigkeit bestand meistens darin, daß man über die hinter den Kulissen sich abspielenden Vorgänge nicht genügend unterrichtet war und das persönliche Interesse, welches die Minister an dem Ausgange einer Frage hatten, ob derselbe ihnen schaden oder nützen, ihnen Lob oder Angriffe eintragen würde, unterschätzte. Im allgemeinen war der Verlauf einer Sache so, daß, wenn die Minister in derselben von Anfang an Entgegenkommen gezeigt hatten, sie nachher mit Einwendungen kamen, aus Besorgnis, sich zu weit engagiert zu haben, während umgekehrt eine anfängliche schroffe Abweisung in der Furcht vor einem Konflikt und daher größerer Nachgiebigkeit zu verlaufen pflegte. Im übrigen waren sie Menschen, wie ihre weißen Kollegen das auch sind.

III.

Die christlichen Missionen in China.

Die russisch-griechische Mission in Peking. — Entstehung und Entwicklung derselben. — Schwierigkeiten mit der chinesischen Regierung. — Peter der Große. — Sittenlosigkeit der russischen Geistlichen. — Vortreffliche Leistungen des Dolmetscher-Instituts. — Geschichte der beiden Kirchen in Peking. — Nestorianer. — Erste katholische Mission. — Die Jesuiten. — Streit über die Frage der Ahnenverehrung. — Sieg der Gegner der Jesuiten. — Verhängnisvolle Folgen desselben. — Stellung der protestantischen Missionare zu der Frage. — Christenverfolgungen. — Märtyrer. — Edikt des Kaisers Taokwang. — Protestantische Missionen. — Die Friedensschlüsse von 1858 und 1860. — Unterschiede zwischen dem französischen und englischen Vertrage. — Die Stellung der französischen Missionare. — Fälschung im chinesischen Text des französischen Vertrages von 1860. — Frage der Niederlassung im Innern. — Das Berthémy'sche Abkommen. — Schwierigkeiten. — Rev. Hudson Taylor in Hangchau. — Der Taiping-Aufstand. — Unkluge Haltung der protestantischen Missionare. Das Tientsin-Massacre 1870. — Angriffe gegen katholische Missionare in vielen Provinzen. — Die Hunan-Pamphlete. — Lokale und persönliche Ursachen. — Vorzeichen. — Der Ausbruch. — Die Opfer. — Verhandlungen. — Entrüstung der Fremden. — Maßlose Forderungen. — Haltung der protestantischen Missionare. — Die Genugthuung. — Lage der chinesischen Regierung. — Vorschläge zur Regelung der Missionarfrage. — Die acht Regeln. — Haltung der fremden Vertreter und Regierungen. — Die deutschen protestantischen Missionare. — Der Schutz der Missionare in China. — Die deutsche katholische Mission in Süd-Shantung. — Unterstellung derselben unter den deutschen Schutz. — Bischof Anzer. — Verleihung eines chinesischen Ranges an denselben. — Schwierigkeiten der deutschen katholischen Mission. — Sendung des Konsuls von Seckendorff. — Unruhen im Yangtsethal 1891. — Die Kolao Hui. — Ausschreitungen in Wuhu. — Aberglauben der Beamten. — Ermordung von zwei Fremden in Wusueh. — Mangel an Einigkeit unter den Vertragsmächten. — Verlorene Gelegenheit. — Der Fall Mason. — Urteile über denselben. — Erfolge der diplomatischen Pression in Peking. — Kaiserliches Edikt. — Bericht des Tsungli Yamen an den Thron. — Die christen- und fremdenfeindliche Litteratur. — Entdeckung des Verfassers derselben. — Chau han. — Seine

Bestrafung. — Unruhen in der Mongolei. — Unterdrückung derselben. — Waffenankauf für die Gesandtschaft. — Wirkung der Missionsthätigkeit. — Fremden- oder Christenfeindlichkeit? — Unterschied zwischen Missionaren und anderen Fremden. — Katholische und protestantische Methoden. — Urteil des Rev. Griffith John. — Charakterisierung der katholischen Methode. — Die Waisenhäuser. — Überhebung einzelner Persönlichkeiten. — Protestantische Missionare. — Zahl und Zusammensetzung derselben. — Die China-Inland-Mission. — Die Frage des französischen Protektorats. — Bestrebungen der katholischen Missionare. — Die Anerkennung der katholischen Hierarchie. — Verhandlungen in Rom. — Msgr. Favier. — J. G. Dunn. — Ernennung Msgr. Agliardis. — Einspruch und Erfolg Frankreichs.

Die Frage des Status und der Thätigkeit der christlichen Missionen ist heute und war schon während meiner Thätigkeit in China, abgesehen von den politischen Bestrebungen einzelner der Vertragsmächte, diejenige, die den verschiedenen Vertretungen, konsularischen wie diplomatischen, die meiste Arbeit und nicht die wenigste Sorge machte. Auch hier ist eine kurze Skizze der Geschichte der verschiedenen Missionen in der Vergangenheit notwendig, um die Gegenwart zu verstehen. Ich beginne mit der russisch-griechischen Mission, nicht weil dieselbe eine bedeutende Rolle in China gespielt hätte, sondern weil sie kaum eine Gegenwart hat und namentlich ebensowenig eine Zukunft haben dürfte, und so in ihrer Geschichte ein abgerundetes und abgeschlossenes Bild zu geben im stande ist. Außerdem ist sie die Mission, über die am wenigsten bekannt ist.

Nach der Einnahme und Zerstörung von Albazin am Amur 1689 wurde neben einer Anzahl anderer Russen, Kosacken wäre vielleicht richtiger, auch der Priester Maxim Leontieff als Gefangener nach Peking gebracht. Den Gefangenen wurde erlaubt, ihre heiligen Bilder, Kirchenbücher und sogar eine Glocke mitzunehmen, und sie wurden zusammen im Nordosten der Stadt unter dem Namen der „Russischen Centurie" angesiedelt. Als man in Sibirien erfuhr, daß es den Gefangenen in Peking gestattet sei, ihren Gottesdienst frei auszuüben, und der Bogdochan (die russische Bezeichnung für den Kaiser von China) sogar einen buddhistischen

Tempel, aus dem er zu diesem Zweck die Götzenbilder hatte entfernen lassen, den Albazinern als Bethaus gegeben habe, schickte der Erzbischof von Tobolsk dem Leontieff durch zwei Priester verschiedene für den Gottesdienst notwendige Gegenstände, um das Bethaus in eine Kirche umwandeln und einweihen zu können, und empfahl den Albazinern, bei dem Gottesdienst für den Bogdochan als den Beschützer ihres Glaubens zu beten.

1716 kam der Archimandrit Hilarion nach Peking, der 1719 starb. Im Jahre 1721 wurde der Versuch gemacht, den Abt des Klosters Alexander Newski, Innocent Kultschitski, als Erzbischof nach Peking zu senden und an die Spitze der dortigen Mission zu stellen, oder, wie es in dem Schreiben des Senats an die Minister des Bogdochan hieß, „zur Ausübung des Gottesdienstes für die orthodoxen Christen in Peking dorthin zu schicken"; die Chinesen wollten aber von der Anwesenheit eines so „großen Herrn", wie der Gouverneur vou Sibirien den Erzbischof in einem Schreiben genannt hatte, nichts wissen und weigerten sich, einen so hohen Würdenträger zu empfangen. Kultschitski wartete drei Jahre vergeblich in Selenginsk auf die Erlaubnis, die Grenze zu überschreiten und wurde dann 1727 zum Erzbischof von Irkutsk ernannt. An seiner Stelle wurde der Archimandrit Antonius Platkowski nach Peking geschickt, seit welcher Zeit mit einer kurzen Ausnahme stets ein Archimandrit an der Spitze der Mission gestanden hat. Ursprünglich sollten dieselben alle zehn Jahre abgelöst werden, indessen sind sie thatsächlich meistens viel länger auf ihrem Posten geblieben; seit 1840 ist die Zeit auf sechs Jahre herabgesetzt worden. Bis 1860 stand die geistliche Mission unter dem asiatischen Departement des Auswärtigen Amtes, seit dieser Zeit untersteht sie direkt dem Heiligen Synod.

Peter der Große, der sich für die Mission in Peking interessierte, schrieb auf die Mitteilung, daß dort viele Chinesen bekehrt worden seien (wohl eine fromme Lüge), daß ihn das freue, man aber sehr vorsichtig sein müsse, damit bei diesen Bekehrungen weder der chinesischen Regierung Ursache zur Unzufriedenheit gegeben werde,

noch auch die Jesuiten, welche sich dort schon lange ein Nest gebaut hätten, verletzt würden. Er rate deshalb, nach Peking verständige umsichtige Geistliche zu schicken, nicht gar zu gelehrte, denn durch unverständiges Vorgehen könne auch die heilige Sache geschädigt werden. Ähnliche vernünftige Weisungen erhielten auch noch zu meiner Zeit die russischen Missionare von ihrer Regierung in Betreff der Bekehrung der Chinesen, und es wäre im allgemeinen Interesse erwünscht gewesen, wenn auch andere Regierungen sich zum Erlaß gleicher Warnungen hätten entschließen können.

Die Zügel- und Sittenlosigkeit*), an der die russische Geistlichkeit in früheren Zeiten litt, hat auch in Peking zu manchen

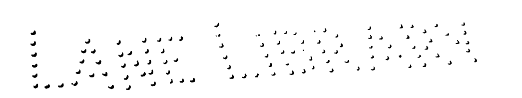
---

*) Theodor von Bernhardi sagt darüber in seiner Geschichte Rußlands II. 2: „Mit Ernst wurde (unter der Kaiserin Anna, 1730—1740) durch neue Ukase auf eine bessere Disziplin der Klöster gedrungen, und das war sehr nöthig, denn die Nachsicht der letzten Jahre hatte die Mönche wieder zu dem gemacht, was sie früher vor den strengen Reformen Peters I. gewesen waren, d. h. zu einer wahren Landplage. Wenn man erwägt, was in den Verfügungen des Synods (vom 31. August 1732) den Klöstern und Mönchen befohlen und verboten wird, ergiebt sich das Bild eines Zustandes, den man kaum für möglich halten sollte. In der Hauptsache wurde befohlen, daß in jedem Kloster ein Verzeichnis der Mönche, die dazu gehörten, geführt werden solle, Stand und Namen der Mönche, Zeit und Umstände der Aufnahme eines jeden sollte darin vermerkt und eine Abschrift dieser Listen dem Synod eingesendet werden. Den Mönchen wurde befohlen, auch wirklich in den Klöstern seßhaft zu bleiben, zu denen sie gehörten, nicht ungebunden im Lande umher zu schweifen. Diejenigen Mönche, die sich ohne Ursache, ohne bestimmten Auftrag und Paß ihres Abtes im Lande herumtrieben, unter falschem Vorwand bettelten, sich in Schänken dem Trunke überließen, unanständige Possen trieben, sich in Händel verwickelten und bei Schlägereien beteiligten, sich in „anstößigen Örtlichkeiten" einquartierten oder vielfach dort verkehrten: — die sollten als Landstreicher aufgefangen werden, und unter Umständen drohte ihnen das Gesetz sogar mit Sibirien. Man sollte denken, dagegen wäre nichts einzuwenden gewesen, dennoch aber erschreckten und empörten diese Verfügungen nicht nur alle Mönche, sondern auch alle Äbte auf das Äußerste. Der Schrecken der Äbte waren die verlangten Listen, denn eingestandenermaßen war unter ihnen in ganz Rußland kein einziger, der nicht die Gesetze übertreten, nicht ganz wie früher hergebracht Unmündige, Ehemänner, die ihre Frauen verlassen wollten, Leibeigene, die ihren Herren entlaufen waren und desertierte Soldaten, arbeitsscheues Gesindel jeder Art zu Mönchen eingekleidet hatten." Erst unter

bedauerlichen Vorfällen Veranlassung gegeben. Bei einer Untersuchung, die 1728 in Irkutsk stattfand, stellte sich heraus, daß der Archimandrit Antonius Platkowski sich die allerschmutzigsten Unterschleife hatte zu Schulden kommen lassen. Als der Nachfolger des Erzbischofs Kultschitski in Irkutsk anlangte, fand er dort den Priester Filimonoff, der ein Schreiben der chinesischen Regierung mitbrachte, aus dem hervorging, daß er und der Priester Antonius sich mit Messern gestochen und der erstere den letzteren verwundet hätte, weshalb man den ersteren nach Rußland zurückgeschickt habe. Es lag gleichzeitig ein Schreiben des Archimandriten (eben jenes Antonius) vor, in welchem derselbe bat, daß man weitere drei Priester und die ihm mitgegebenen Studenten abberufen möge, da sie alle untaugliche Geschöpfe seien. Als der Geschäftsträger Lange 1734 nach Petersburg zurückkehrte, berichtete er, daß alle Geistlichen sich dem Trunk ergeben hätten, einer habe die Kasse bestohlen, ein anderer sei betrunken in den Palast des Bogdochans gedrungen und habe die chinesischen Minister beleidigt und selbst geschlagen, wofür man ihn in Ketten gelegt habe. Doch sei der letztere noch der beste von allen und werde von den Chinesen geliebt. Der Archimandrit Antonius beschuldigte Lange, der Protestant war, unter der Kirche der südlichen Mission (der jetzigen Gesandtschaft) einen Keller haben graben zu lassen, um den Altar zu zerstören, wodurch die Kirchenmauer einen Riß erhalten habe, der in der That von einem Erdbeben herrührte. Als er darauf Lange öffentlich beschimpfte, ließ dieser ihn binden und so nachdrücklich mit Peitschenhieben züchtigen, daß er beinah daran starb. Archimandrit Hilarion, der 1736 in Peking anlangte, ergab sich dem Trunk und den niedrigsten Ausschweifungen, so daß sich 1740 seine Untergebenen beim Heiligen Synod beschwerten, daß er selbst an hohen Kirchenfesten keinen Gottesdienst abhalte, keine Seelenmessen für die verstorbenen Mitglieder der Kaiserlichen Familie lese, alle silbernen Kirchengefäße

---

Paul 1797 wurden die körperlichen Strafen für die russische Geistlichkeit aufgehoben.



und andere Gegenstände von Wert verkauft und das Geld ve trunken habe und sich nicht nur im Innern des Klosters, sonde auch auf der Straße in chinesischen Weiberkleidern herumtreibe un zum Gespött der einheimischen Bevölkerung werde. Schließlich sta er am Säuferwahnsinn. (Aus dem geistlichen Journal der Diöze von Irkutsk, 1863—66.)

Dagegen sind freilich auch viele der russischen Archimandrite und Mönche in Peking nicht allein Vorbilder wahrer Frömmigkei sondern auch hochgebildete Männer gewesen, denen die Wissenscha viel zu verdanken gehabt hat, so u. a. die Archimandriten Hyacint (Bitschurin 1809—1820) und Palladius (1850—59 und 1865 bi 1878 gest.). Aus der zu der Mission gehörigen Dolmetscherschul zu deren Einrichtung die Chinesen 1727 ihre Zustimmung gegebe hatten und die für zehn Studenten eingerichtet war, die jährli 150 Rubel erhielten, sind ebenfalls manche weit über die Grenze ihres Vaterlandes hinaus bekannte Männer hervorgegangen, Wassilyeff, Tatarinow, Skatschkoff, Bunge, Gashkewicz, Bretschneid u. a. Auch die Berichte der Vorsteher des früher mit der Missio verbundenen, jetzt eingegangenen astronomischen Observatorium deren letzter Fritsche war, pflegten viel Interessantes und Wissens wertes zu enthalten.

Die Geschichte der beiden mit der Mission verbundenen Kirche wirft manches Licht auf die Frage, wie sich christliche Missione ohne fremden Schutz und bei Unterwerfung unter die chinesische Behörden entwickelt haben würden. Die südliche Kirche, der Nan kwan, ist seit 1716 im Besitz der Russen, die Kirche wurde 172 begonnen und 1734 geweiht. Bis 1860 befand sich auf dem Grund stück eine chinesische Wache und ein kleiner buddhistischer Tempel, i dem am 1. und 15. jedes Monats Gottesdienst gehalten wurd Die nördliche Kirche, Peikwan, jetzt der Sitz der geistlichen Missio bestand ursprünglich aus einem Teil eines buddhistischen Tempel und wurde 1690 oder 1692 geweiht. Die von dem russischen Ge sandten Ides 1692 nachgesuchte Erlaubnis zum Bau einer Kirch wurde abgeschlagen; das Gebäude wurde 1734 ausgebessert un

eine Kuppel darauf gesetzt und, als es 1827 ganz in Trümmer fiel, durch die jetzige neue Kirche ersetzt.

Mit eigentlicher Propaganda hat sich die russische geistliche Mission nie befaßt; ihre Gemeinde bestand 1881 ungefähr aus 350 Seelen, unter denen die Nachkommen der Albaziner, mit chinesischen Frauen gezeugt, 14 bis 15 Familien mit ungefähr 150 Seelen ausmachten; dazu kamen einige fünfzig Leute in dem kleinen Dorfe Tungtingan bei Peking, wo der Pater Isaï in der Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Gemeinde und eine kleine Kirche gegründet hatte. Sonst gab es weder in China noch in der Mongolei oder Manschurei griechische Christen und die Pekinger Mission ist die einzige im Reiche der Mitte; ebensowenig bestanden Krankenhäuser oder Schulen mit Ausnahme einer der letzteren in Peking für zwischen zwanzig und dreißig Schüler und Schülerinnen. An Besoldungen und Unterhaltungsgeldern empfing die Mission jährlich 15600 Silberrubel (ihr ursprünglicher Etat war 1250 R. gewesen), zu denen noch 2000 Rubel aus der Schatulle J. M. der Kaiserin von Rußland für die Mädchenschule kamen. Diese Abwesenheit jeder religiösen Propaganda war der Grund, daß die russische Mission von den Verfolgungen nicht berührt wurde, die im 18. Jahrhundert über die Katholiken hereinbrachen, und daß sie auch, als der letzte katholische Missionar 1827 aus Peking verwiesen wurde, unbehelligt blieb. Auch in der Neuzeit hat sie im Gegensatz zu dem Vorgehen der griechisch-katholischen Mission in Japan, wo der Bischof Nikolaus Kassatkine seit 1870 Tausende von Bekehrungen zu verzeichnen hatte und die Gründung von nahezu zweihundert Gemeinden vornehmen konnte, sich jeder offenkundigen Propaganda enthalten.

Die Nestorianischen Missionare sind nach dem 1625 in Singanfu aufgefundenen Monument, das Voltaire als eine Fälschung der Jesuiten bezeichnete, das aber unzweifelhaft echt ist, bereits 781 nach China gekommen; sie wie die ersten katholischen Missionare, die der aus Franziskanern und Dominikanern gestifteten „Gesellschaft der für Christus reisenden Brüder“ angehörten und 1292 eine

4*

Mission in Khanbalik, (Peking) gründeten — ihre Vorgänger in der Mongolei waren politische Sendboten der Päpste und König Ludwigs IX von Frankreich an die Dschingissiden gewesen — unterwarfen sich, wie schon erwähnt, dem chinesischen Zeremonial und standen unter chinesischer Gerichtsbarkeit, wie das auch mit den zuerst 1579 über See nach China gekommenen Jesuiten der Fall gewesen ist, denn selbst ein päpstlicher Legat entging nicht der Verhaftung und Einsperrung durch die chinesischen Behörden. Die Anwesenheit der Jesuiten in China gab zur Anschneidung einer Frage Veranlassung, die noch heute für das ganze Missionswesen von der größten Bedeutung ist und deshalb ein näheres Eingehen verdient. Die Jesuiten, die während ihrer ganzen Wirksamkeit in OstAsien, in China sowohl wie in Japan, es stets verstanden zu haben scheinen, die Gunst der Regierungen und der Völker zu gewinnen, hatten sich gegenüber den bei der Verehrung des Konfucius und der Ahnen gebräuchlichen Zeremonien sehr nachsichtig gezeigt, obgleich auch selbst unter ihnen die Ansichten über den Charakter derselben weit auseinander gingen. Die Dominikaner, denen sich später die 1663 in Paris gegründeten Missions Etrangères anschlossen, eiferten gegen diese Nachgiebigkeit der Jesuiten und verurteilten jede derartige Verehrung als abergläubisch und götzendienerisch. Die Päpste schwankten; Innocenz X erklärte sich für die schärfere Auffassung der Dominikaner, Alexander VII, zehn Jahre später, für die mildere der Jesuiten, der auch Innocenz XI unter der Bedingung beitrat, daß die angefochtenen Zeremonien rein bürgerlicher Art seien und keinen religiösen Charakter trügen. Diesen päpstlichen Entscheidungen entgegen erklärte sich der den Missions Etrangères angehörige Bischof von Nanking, Maigrot, dem das ganze Missionswesen in China unterstellt war, gegen die Auffassung der Jesuiten, die ihrerseits wieder dagegen Protest beim Papst erhoben. In Rom wurde Tournon, Patriarch von Antiochien, zum Legaten in Peking ernannt und nach dort gesandt, um womöglich an Ort und Stelle eine Verständigung zwischen den streitenden Parteien herbeizuführen, während die Frage zugleich zur dogmatischen Entscheidung der Kon-

gregation der Inquisition vorgelegt wurde. Letztere sprach sich gegen die Jesuiten aus, und Clemens XI bestätigte diese Entscheidung 1704. In Peking hatten die Sachen inzwischen eine andere Wendung genommen. Die Jesuiten hatten sich an den Kaiser Kanghi gewendet und denselben um eine autoritative Erklärung in Betreff der angefochtenen Zeremonien gebeten, die natürlich ganz in ihrem Sinne ausfiel. Tournon, der das päpstliche Dekret in Peking erhielt, wagte unter den Umständen nicht, dasselbe zu veröffentlichen, besonders da auch noch in einer andern Frage, der der Bezeichnung des Himmels mit „tien", die päpstliche Entscheidung gegen die Ansicht und den Willen des Kaisers ausgefallen war. Trotz des offiziellen Schweigens Tournons konnten die in Rom gefaßten Beschlüsse nicht unbekannt bleiben, und der Kaiser selbst brachte dieselben Tournon gegenüber in öffentlicher Audienz zur Sprache; letzterer schob Maigrot vor, der, zu einer schriftlichen Erklärung aufgefordert, in derselben u. a. den Satz aufstellte, daß er den Kaiser nicht als Richter in einer Sache anerkennen könne, die ausschließlich zur Kompetenz des Papstes gehöre. Die Antwort Kanghis war die Verbannung Maigrots und der Befehl an Tournon, seine Abreise zu beschleunigen. Letzerer ging nach Nanking zurück und veröffentlichte dort, wenn auch nicht das päpstliche Dekret, so doch eine Verordnung, in der er in seinem eigenen Namen die Bestimmungen des ersteren zusammenfaßte und sie allen Missionaren zur Befolgung mitteilte. Kanghi ließ darauf Tournon verhaften und nach Macao führen, wo die Portugiesen den Befehl erhielten, ihn ins Gefängnis zu werfen, in dem er 1710 als Gefangener starb. Darauf erließ Clemens XI 1718 die Bulle „Ex illa die", die jeden mit der excommunicatio major bedrohte, der sich der päpstlichen Entscheidung vom 4. November 1704 nicht unterwerfen würde, und entsandte einen neuen Legaten, Mezzabarba, nach Peking, der dort 1720 eintraf. Der Kaiser lehnte aber jede Verhandlung mit ihm ab und ließ ihm gleich bei seiner Ankunft sagen, mit den von ihm mitgebrachten Missionaren wieder nach Rom zurückzukehren, wo der Papst ihnen befehlen möge, was er wolle; die früher in China

gewesenen Missionare könnten dort bleiben, den Chinesen sei aber verboten, die Dekrete des Papstes zu befolgen. Mezzabarba, der dieser Haltung des Kaisers gegenüber ebenfalls nicht wagte, die päpstlichen Dekrete in ihrer ursprünglichen Form zu veröffentlichen, sondern nur mit einem Zusatz, in dem die Ausübung der angefochtenen Gebräuche für den Fall gestattet wurde, daß sie rein bürgerliche seien, erhielt trotzdem den erneuten Befehl, China zu verlassen. In Rom war man mit dieser Haltung des Legaten sehr unzufrieden, und Benedikt XIV bestätigte durch die Bulle „Ex quo singulari" die in der Frage früher ergangene Entscheidung, die seit dieser Zeit jeder sich nach China begebende katholische Missionar zu befolgen sich eidlich verpflichten muß.

Damit war der Bruch zwischen Rom und China endgiltig vollzogen. Zwar bewahrten einige der Kaiser, wie besonders Kanghi (1662—1722) und sein Enkel Kienlung (1736—1795) den einzelnen in Peking befindlichen Missionaren ihr Wohlwollen und ihr Vertrauen und benutzten sie als Astronomen, Mechaniker, Baumeister und Maler, wohl auch als Dolmetscher, namentlich bei den Verhandlungen mit den russischen Gesandten, aber wenn auch z. B. Kienlung den in Peking ansässigen Jesuiten, deren Orden 1773 aufgehoben war, 1775 die Mittel zu dem Wiederaufbau ihrer in dem Jahre abgebrannten Kirche gab, so nahm doch die Verfolgung der einheimischen Christen und der sich heimlich in das Land einschleichenden Missionare eine immer schärfere Form an, bis schließlich 1827 auch der letzte in Peking sich noch aufhaltende Missionar des Landes verwiesen und die dort befindlichen Kirchen geschlossen und zum Teil zerstört wurden. Ob es den Jesuiten gelungen sein würde, der christlichen Religion dauernd Eingang in China und staatliche Anerkennung zu verschaffen, wenn man sie ungehindert ihren Weg hätte gehen lassen, ist eine schwer zu entscheidende Frage. Sie hatten schon bedeutende Erfolge zu erzielen gewußt, und es wäre vielleicht nicht unmöglich gewesen, daß sie bei längerer Dauer derselben auch in der Bekehrung hoher Beamten, bei einigen war ihnen dies ja auch schon gelungen, solche Fortschritte gemacht

haben würden, daß ihre Gegner mit dem Einfluß der Bekehrten hätten rechnen müssen. Auf der andern Seite darf man nicht vergessen, daß mit dem steigenden Einfluß der Missionare auch die Eifersucht gegen dieselben gewachsen sein würde und daß der Charakter der Missionare als Fremde ihnen, trotz der chinesischen Tracht und der Annahme chinesischer Sprache, Gebräuche und Zeremonials, in den Augen des in dieser Beziehung sehr argwöhnischen Chinesen stets den Charakter als Agenten einer fremden Macht gegeben haben würde. Vielleicht hätte dauernder Fortschritt und Duldung dadurch erzielt werden können, wenn bei dem Bekehrungswerk im Innern ausschließlich Chinesen zur Verwendung gekommen wären; ich möchte wenigstens die z. B. den Mohamedanern und Juden in China gegenüber gezeigte Duldsamkeit gerade auf die Abwesenheit des fremden Elements bei denselben und der Adaption derselben an gewisse Äußerlichkeiten des chinesischen Lebens zuschreiben.

Auch heute noch ist die der Frage der den Ahnen erwiesenen Verehrung von seiten der Missionare und nicht nur der katholischen gegenüber eingenommene Stellung eine der Hauptursachen der Feindseligkeit des Volks und noch mehr der Litteraten gegen die christliche Propaganda. Bei der Generalkonferenz der protestantischen Missionare in China, die zu Shanghai im Mai 1890 stattfand, ist die Frage der Gegenstand eifriger und hitziger Erörterung gewesen. Die Veranlassung dazu gab ein Essay des langjährigen Präsidenten des Tung wen kwan, der fälschlich sogenannten Universität von Peking, Dr. Martin, über die Verehrung der Ahnen, den er als ‚Eine Bitte um Duldung' bezeichnet hatte. Einige von den Angaben Dr. Martins verdienen besondere Erwähnung, da sie einen Einblick in die Gewohnheiten der Chinesen, soweit sie diese Frage betreffen, gestatten. „Jeder Haushalt hat irgendwo in seinen Gemächern einen kleinen Altar, der manchmal einem Schranke ähnelt und manchmal einem Miniaturtempel. Hier befinden sich die Tafeln der Ahnen und aller verstorbenen Familienmitglieder, die dic Jahre der Kindheit überschritten hatten. Jeder Clan (jedes

Geschlecht) hat einen Ahnentempel, der einen Vereinigungspunkt für alle bietet, die dem gemeinsamen Stamme angehören. In diesen wie auf den kleineren Altären der Familien sind die Gegenstände der Verehrung keine Bilder, sondern Tafeln — Stückchen Holz beschrieben mit dem Namen der Verstorbenen zusammen mit den Daten seiner Geburt und seines Todes. In denselben wohnen, nach dem Volksglauben, die Geister der Toten. Vor diesen steigt der Rauch täglichen Weihrauchs auf, und zweimal im Monat werden Opfer von Früchten und anderen Eßwaren dargebracht, begleitet von feierlichen Niederwerfungen. In einzelnen Fällen, besonders während einer Zeit der Trauer, begrüßen die Mitglieder der Familie die Toten morgens und abends, ebenso wie die Lebenden, und bei besonderen Gelegenheiten wie bei Heiraten und Beerdigungen findet Gottesdienst in ausführlicherer Weise statt, zuweilen verbunden mit Festgelagen und Theatervorstellungen. Neben der Verehrung in Gegenwart der repräsentativen Tafeln bestehen periodische Gebräuche auf den Familienbegräbnisplätzen. In Frühling und Herbst, wenn die Luft so warm ist, daß sie zu Ausflügen einladet, pflegen städtische Familien einen Tag auszuwählen, um die Ruheplätze ihrer Toten zu besuchen. Das Gras wird fortgeschafft und die Gräber werden mit einer Lage frischer Erde bedeckt, und sie bringen dann Opfer dar und verrichten Akte der Verehrung. Nachdem dies geschehen ist, verbringen sie den Tag damit, die Schönheiten der Gegend zu genießen.“ Die Anschauungen Dr. Martins fanden heftigen Widerspruch bei den anwesenden Missionaren, wie aus einer Stelle des Protokolls hervorgeht, nach welcher auf die Äußerung des Rev. J. Hudson Taylor von der China Inland-Mission, daß er hoffe, daß alle diejenigen, die einen entrüsteten Protest gegen die Schlüsse Dr. Martins zu erheben wünschten, dies durch Aufstehen zeigen würden, fast alle Anwesenden sich erhoben. Am Schlusse der Debatte wurde ein Antrag des Inhalts, „daß, da Dr. Martin in seinem ‚Ahnenverehrung, eine Bitte um Duldung‘ betitelten Essay zu dem Schlusse gekommen sei, daß Missionare sich vor jeder Einmischung in die eingeborene

Art und Weise der Verehrung der Ahnen enthalten und die Reform des Systems dem Einfluß der göttlichen Wahrheit überlassen möchten, wenn dieselbe einen festeren Halt auf den nationalen Geiste erlangt haben würde, beschlossen worden sei, daß die Konferenz ihre abweichende Ansicht von diesen Schlüssen ausspreche und ihrer Überzeugung Ausdruck gebe, daß Götzendienst ein wesentlicher Bestandteil des Ahnendienstes sei.“ Es verdient indessen bemerkt zu werden, daß verschiedene der anwesenden Missionare, darunter besonders die Revs. J. Roß, A. Williamson, F. H. James, J. Edkins, G. Reid u. a. sich für eine ruhigere und einsichtsvollere Behandlung der Frage aussprachen.

Die Versuche der katholischen Missionare, trotz der Verbote und Verfolgungen in China einzudringen und sich dort aufzuhalten, führten zu einer Anzahl von Hinrichtungen solcher Eiferer. Bischof Sanz und vier spanische Dominikaner (1747 und 1748), zwei Jesuiten Henriqung und Athémis (1748), Bischof Dufresse (1815), die Lazaristen Clet (1820) und Perboyre (1840) u. a. sowie zahlreiche chinesische Priester und Konvertiten besiegelten im Laufe von hundert Jahren ihren Glauben mit ihrem Blute, und erst 1844 nach Abschluß des ersten französisch-chinesischen Vertrages zu Whampoa gelang es dem französischen Gesandten Mr. de Lagréné, durch Vermittlung des chinesischen Unterhändlers Kiying, der zugleich Generalgouverneur der beiden Kwangs war, ein Edikt des Kaisers Taokwang zu erlangen, daß katholische Missionare, die im Innern des Landes betroffen würden, nicht mehr als Verbrecher zu behandeln und zu bestrafen, sondern nur des Landes zu verweisen seien und nach einem der dem Handel geöffneten Plätze geführt und dort ihrer Behörde übergeben werden sollten.

Die älteste protestantische Mission in China war die mit der Festsetzung der Holländer auf Formosa verbundene, die Dank der Opferwilligkeit der Missionare in kurzer Zeit bedeutende Erfolge erzielte; über 9000 der Eingeborenen sollen damals den christlichen Glauben angenommen haben; aber alles, was nach dieser Richtung hin geleistet worden war, ging mit der holländischen Herrschaft

spurlos unter. Erst beinahe hundertundfunfzig Jahre nach diesem mißlungenen Versuche kam ein protestantischer Missionar, der Engländer Dr. Morrison, nach Kanton; seine Thätigkeit war jedoch mehr, man könnte sagen, fast ausschließlich, eine wissenschaftliche da das wirkliche Missionswerk in China selbst wie auf den verschiedenen in Hinterindien errichteten Stationen weit hinter den gehegten Erwartungen und Hoffnungen zurück blieb. In China betrug bis 1842 die Zahl der Bekehrungen sechs, in Hinterindien ungefähr hundert und fünfzig; eine umfassendere und erfolgreichere Thätigkeit der protestantischen Missionen setzte erst mit dem Frieden von Nanking 1842 ein, durch den verschiedene Häfen und Hongkong geöffnet wurden.

Erst der zwischen England und Frankreich einerseits und China andererseits 1858 geführte Krieg und der demselben folgende Vertrag von Tientsin (Juni 1858) brachten eine durchschlagende Änderung in der Stellung der Missionare. Wenn es von englischer Seite hauptsächlich Handels- und Verkehrsfragen gewesen waren, die zu dem Zusammenstoß geführt hatten, so scheint auf französischer Seite die religiöse Frage die Hauptrolle gespielt zu haben. Das geht auch aus dem Telegramm hervor, in dem der französische Botschafter Baron Gros den erreichten Erfolg berichtete. „Die Wünsche des Kaisers haben in China ihre Erfüllung gefunden. Das weite Reich öffnet sich dem Christentum...... unsere Missionare werden überall zugelassen werden .... Der Mörder des Missionars Chapdelaine wird bestraft werden, die Peking-Zeitung wird dies anzeigen. Die Gesetze gegen das Christentum werden aufgehoben werden .... (Tientsin, 19. Juni 1858). Wie in dem französischen Vertrage, fand auch in dem englischen die Frage der Duldung des Christentums und des den eingeborenen Anhängern desselben zu gewährenden Schutzes einen Ausdruck; der Unterschied in den beiderseitigen Fassungen ist aber charakteristisch für die Behandlung der Frage seitens der beiden Mächte. Während der englische Vertrag (Art. 8) sich mit der Erklärung begnügte, daß die christliche Religion, wie sie von Protestanten

und Katholiken ausgeübt werde, die Ausübung der Tugend einschärfe und den Menschen lehre zu handeln, wie er wünsche, daß ihm gegenüber gehandelt werde, und daß Personen, die die christliche Religion lehrten oder bekennten, gleichmäßig den Schutz der chinesischen Behörden zu beanspruchen hätten und niemand von ihnen, der friedlich seinen Geschäften obliege und die Gesetze nicht verletze, verfolgt oder behindert werden dürfe, ging der französische auf viel größere Einzelheiten ein. Art. 13 des Vertrages lautete: „Da die christliche Religion als hauptsächlichsten Zweck verfolgt, die Menschen der Tugend zuzuführen, so sollen die Mitglieder aller christlichen Konfessionen vollständige Sicherheit für ihre Personen, ihr Eigentum und die freie Ausübung ihrer religiösen Gebräuche genießen, und ein ausreichender Schutz soll den Missionaren gewährt werden, die sich friedlich mit den in Art. 8 erwähnten Pässen*) in das Innere des Landes begeben. Kein Hindernis wird seitens der Behörden des chinesischen Reichs der Berechtigung in den Weg gelegt werden, die einem jeden in China zugestanden ist, das Christentum anzunehmen wenn er will und dasselbe auszuüben ohne irgend einer dafür ausgesprochnen Strafe zu unterliegen.

*) Da Art. 8, wenn nicht von der Französischen Regierung, so doch von Agenten derselben und in Zeitungsartikeln als die Grundlage eines französischen Protektorats über die Katholiken in China hingestellt worden ist, mag derselbe, soweit er mit der Frage in Verbindung gebracht werden könnte, in der Ursprache hier folgen: „Les Français qui voudront se rendre dans les villes de l'intérieur ou dans les ports où ne sont pas admis les navires étrangers pourront le faire en toute sûreté à la condition expresse d'étre munis de passeports rédigés en français et en chinois, légalement délivrés par les agents diplomatiques ou les Consuls de France en Chine, et visés par les autorités chinoises .... Les agents français en Chine ne délivreront de passeports à leurs nationaux que pour les lieux où les rebelles (die Taipings) ne seront pas établis dans le moment où le passeport sera demandé .....
Ces passeports ne seront délivrés par les autorités françaises qu'aux personnes qui leur offriront toutes les garanties désirables.“ So enthalten auch die ersten achtundzwanzig 1860 auf Wunsch des Baron Gros vom Prinzen Kung ausgestellten Pässe für Missionare die Bezeichnung des Inhabers als französischen Missionars, während die Inhaber auch in den späteren Pässen vom französischen Gesandten wie von den chinesischen Behörden als Landsleute (compatriote) desselben bezeichnet wurden.

Alles was früher in China auf Befehl der Regierung gegen den christlichen Kultus geschrieben, proklamiert oder veröffentlicht worden ist, wird vollständig aufgehoben und bleibt ohne Bedeutung in allen Provinzen des Reiches."

Seine Krönung erhielt das Gebäude durch Artikel 6 des französisch-chinesischen Vertrags vom 25. Oktober 1860, der in Peking unterzeichnet wurde und den zweiten französisch-englisch-chinesischen Krieg beendigte. Derselbe lautete, nach dem französischen allein maßgebenden Text des Vertrages übersetzt. „In Übereinstimmung mit dem Kaiserlichen von dem erhabenen Kaiser Taokwang am 20. März 1846 erlassenen Edikt sollen die religiösen und Wohlthätigkeitsanstalten, die während der Verfolgungen, deren Opfer die Christen waren, eingezogen worden sind, durch Vermittlung des französischen Gesandten in China, denen die kaiserliche Regierung sie überweisen lassen wird, mit den Kirchhöfen und anderen Gebäuden, die dazu gehörten, den Eigenthümern zurückgegeben werden." Auf Grund dieses Artikels wurden in Peking die Gründe und noch erhaltenen Gebäude der früheren vier kirchlichen Anlagen, der Ost-, Süd-, West- und Nord-Kirchen, von denen nur die nach 1775 wieder errichtete Kathedrale, der Nan- (Süd) tang, — bis dahin unter der Obhut der russischen Mission gewesen, — sich in benutzbarem Zustande befand, dem Apostolischen Vikar von Peking ausgehändigt. Es ist klar, daß die Ausführung einer solchen Vertragsbestimmung sehr viel böses Blut machen mußte, denn ein großer Teil der in Frage kommenden Besitztümer war nach der Einziehung in die Hände von Privatpersonen übergegangen, die ihr gutes Geld für dieselben bezahlt gehabt hatten. In einzelnen Fällen, wie z. B. in Kanton wurde ein neues Grundstück als Ersatz für die alten gegeben, aber im allgemeinen mußten die Rückforderungen der katholischen Missionare, die wohl nicht immer mit dem unter solchen Umständen doppelt erforderlichen Takt erfolgten, sehr viel zu der Vermehrung des fremden- und christenfeindlichen Gefühls in den Provinzen beitragen. Das Schlimmste aber war, daß der chinesische Text dieses Artikels 6

eine von den Dolmetschern des Baron Gros begangene Fälschung war, die weit über das hinausging, was der allein maßgebende französische Text besagte. Der chinesische Text lautete: „Es soll so schnell wie möglich im ganzen Lande bekannt gegeben werden, in den Ausdrücken des Kaiserlichen Edikts vom 20. März 1846, daß es einem jeden in allen Teilen Chinas erlaubt ist, die „Lehre des Herrn des Himmels" zu verbreiten und auszuüben, zusammen zu kommen für die Predigt der Lehre, Kirchen zu bauen und Gottesdienst zu halten: ferner sollen alle diejenigen, die (Christen) unterschiedlos verhaften, entsprechend bestraft werden; und solche Kirchen, Schulen, Friedhöfe, Ländereien und Gebäude, die früher verfolgten Christen gehört haben, sollen bezahlt und das Geld dem französischen Vertreter in Peking zur Aushändigung an die Christen in den betreffenden Lokalitäten überwiesen werden. Es wird ferner den französischen Missionaren gestattet, Grundeigentum in allen Provinzen zu mieten oder zu kaufen und nach Belieben Gebäude darauf zu errichten." Als die chinesische Regierung schließlich die Fälschung bemerkte und sich weigerte, die Bestimmung betreffend des den Missionaren durch dieselbe zugestandenen Rechts auszuführen, gelang es dem von 1862 bis 1866 in Peking beglaubigten französischen Gesandten Mr. Berthémy, dem nach jeder Richtung hin unbedingt bedeutendsten der dort thätig gewesenen Vertreter Frankreichs, nach längeren Verhandlungen 1865 das Tsungli Yamen zum Abschluß eines Abkommens, das gewöhnlich unter dem Namen der Konvention Berthémy bezeichnet wird, zu bewegen, durch welches in Zukunft von französischen Missionaren im Innern gekaufte Grundstücke nicht Eigentum derselben, sondern der Gesamtheit der christlichen Mission (Gemeinde?) werden und als solche eingetragen werden sollten. Aber auch in dieser Form hat die Bestimmung zu unendlichen Schwierigkeiten Veranlassung gegeben, einerseits infolge der Abneigung der Familien, Clans und Dörfer resp. Städte gegen die Ansiedlung von Fremden in ihrer Mitte, andererseits wegen der Forderung der chinesischen Behörden, daß der oder die Käufer vor

der Eintragung des Geschäfts in die amtlichen Register die Genehmigung der Behörden zu demselben nachsuchen und erhalten sollten. An und für sich würde gegen die Erfüllung einer solchen Forderung nichts einzuwenden gewesen sein, denn es mußte als ein entschiedener Vorzug angesehen werden, etwaige Bedenken vor Abschluß des Geschäfts überwinden zu können, anstatt nach demselben genötigt zu sein, einen Prozeß zu führen, dessen Odium stets auf den fremden Käufer und damit auf alle Fremden nnd Christen zurückfallen mußte. Dabei darf vor allen Dingen nicht übersehen werden, daß der Chinese, der sein oder seiner Familie Grundstück resp. Haus an einen Fremden verkauft, durch die That selbst, wenigstens im Innern, in den Augen aller Chinesen als ein höchst minderwertiges Subjekt erscheint, dem eine Benachteiligung der eigenen Familie oder eine Schädigung des allgemeinen Interesses mehr als zuzutrauen ist. Die thatsächliche, schwer oder gar nicht zu überwindende Schwierigkeit lag aber darin, daß die weite Entfernung der fremden Behörden von dem Platze des Streits es meistens unmöglich machte, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, wieweit die gegen das Geschäft erhobenen Einwendungen begründet sein möchten oder nur ein Ausfluß des bösen Willens der chinesischen Behörden oder der Bevölkerung wären, sowie daß in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen, die Taktlosigkeit oder der Übereifer der Missionare, die auf ihr Vertragsrecht pochten, auf der einen und der Fanatismus der Menge auf der andern Seite bereits einen thatsächlichen Konflikt hervorgerufen hatten, bevor ein Einschreiten der fremden Behörden möglich war. In vielen, wenn nicht in den meisten solcher Fälle handelte es sich um protestantische Missionare, die ohne ein positives Recht dazu zu besitzen, dieselben Vorteile in Anspruch nahmen wie ihre katholischen Mitbrüder und doppelt leicht in Konflikt mit der Bevölkerung gerieten, da ihnen keine höhere geistliche Behörde ratend und mäßigend zur Seite stand. Ein direktes Recht auf die Niederlassung im Innern haben die protestantischen Missionare erst 1887 erhalten, als ich die Ausdehnung des den katholischen zugestandenen Rechts auf sie

bei der chinesischen Regierung auswirkte, nicht weil ich mir daraus einen Gewinn für die Sache selbst versprach, sondern weil ich es aus mehr als einem Grunde für unrichtig und nachteilig hielt, daß einer Konfession ein Recht zugestanden würde, welches die andere nicht auch besäße. — Für denjenigen, der ein Vergnügen an den Widersprüchen findet, die die Geschichte so oft bei Parteien und Individuen aufdeckt, wird es nicht uninteressant sein, daß, wenn heute von mancher protestantischen Seite gegen die Forderung von Entschädigungen und die Errichtung von Sühnetafeln wegen Angriffe auf Missionare als unchristlich und leicht zu weiteren Ausschreitungen Veranlassung gebend Einspruch erhoben wird, einer der ersten Fälle solcher Forderungen, den bekannten Rev. J. Hudson Taylor von der China Inland-Mission betraf, dessen in Yangchau neu eingerichtete Niederlassung im August 1868 zerstört wurde. Der englische Konsul in Shanghai W. M. Medhurst verlangte eine Entschädigung von 2000 Taels (die Missionare selbst hatten ihre Verluste auf 1128 Taels beziffert) und die Anbringung einer Sühnetafel an dem Hause des Rev. Taylor, und da die chinesischen Behörden sich weigerten, dies Verlangen zu erfüllen, begab sich der Konsul mit vier Kriegsschiffen vor Nanking und setzte seine Forderung mit der einzigen Abänderung durch, daß die Tafel aus Holz statt aus Stein gefertigt werden sollte.

Der Taiping-Aufstand, der in dreizehn von den achtzehn Provinzen die furchtbarsten Verherungen anrichtete, von deren Folgen das Reich sich noch nicht erholt hat, wurde mehr durch die Thorheit der protestantischen Missionare als durch die Thatsachen in seinem Ursprung wie in seinem Verlauf zu einem christlichen, besonders protestantischen gestempelt. Hung Siu tsuen, der Urheber, Führer und Kaiser der Taiping-Bewegung, der 1813 als Sohn eines Bauern in Kwangsi geboren worden war und 1837 während der Ablegung der ersten Prüfung von anscheinend epileptischen Krämpfen befallen wurde, in denen er Visionen hatte, genoß 1847 während kurzer Zeit in Kanton den Unterricht des nach allen Berichten durchaus ungebildeten amerikanischen Missionars Isachar

Roberts. Diesen Beziehungen und vielleicht dem unverstandenen und unverdauten Studium der Bibel mag er manches von der äußeren Form seiner Aus- und Ansprüche zu verdanken gehabt haben; es bleibt aber immer unverständlich, wie protestantische Missionare den Mann für einen Christen halten konnten, der von sich selbst behauptete, daß er von Gott in den Himmel berufen, dort von ihm unterwiesen und dann wieder auf die Erde gesandt worden sei, um auf derselben das große Reich des Friedens aufzurichten, das er selbst als Sohn Gottes und jüngerer Bruder Christi beherrschen solle. Man irrt wohl nicht, wenn man in den phantastischen Kundgebungen Hungs eine Mischung von chinesischem Aberglauben gröbster Art, unverstandenen christlichen Ideen und Phraseologie und den Lehren der Dreiheits- (Himmel, Erde, Mensch) Gesellschaft sieht, mit welcher letzteren er wenigstens in der ersten Zeit enge Beziehungen unterhielt, deren Unterstützung er seine ersten Erfolge zu verdanken hatte und der wohl auch der, man könnte sagen religiöse Fanatismus seiner ersten Anhänger zuzuschreiben gewesen sein dürfte. Sein angebliches, ihm mehr angedichtetes als selbst in Anspruch genommenes Christentum, hat weder ihn noch viele seine Anhänger verhindert, Vielweiberei zu treiben, die größten Ausschweifungen zu begehen und sich mit Grausamkeiten zu beflecken, die die chinesische Regierung zu der Erklärung mehr als berechtigten, daß er unsägliches Elend über unzählige Menschen gebracht habe, und durch seine Schuld die blühendsten Gegenden in Wüsteneien verwandelt worden seien. Trotzdem fanden er und seine Lehren unter den protestantischen Missionaren Bewunderer und Verehrer; einer derselben, Rev. Hanbury, schickte 1854 Hungs Biographie in die Welt, in der er als ein Nachkomme eines der letzten Minister der Sung-Dynastie, sowie eines im Kampf gegen die Manschus gefallenen Generals der Ming-Dynastie geschildert wurde; andere beteten mit seinen Unterkönigen für das Glück seiner Waffen und versahen dieselben wohl auch mit Nachrichten, Roberts selbst diente ihm während einiger Jahre als Minister des Auswärtigen in Nanking und Dr. Edkins hat sich auch in den neuesten Ausgaben seiner Geschichte

der Taipings noch nicht von dem Gedanken frei machen können, daß der Bewegung doch ein, wenn auch mißverstandener christlicher Gedanke zu Grunde gelegen habe. Man braucht nur daran zu denken, wie Volk und Regierung in irgend einem anderen Staate sich fremden Geistlichen gegenüber gestellt haben würden, die sich in ähnlicher Weise zu Unterstützern und Lobrednern eines gegen die Regierung gerichteten, das Land verwüstenden Aufstandes gemacht hätten, um zu begreifen, wie Regierung, Behörden, Litteraten und Volk in China denjenigen gegenüber fühlen müssen, die das bei dem Taiping-Aufstand gethan haben. Die im Grunde genommen auf Nichts begründete Agitation gegen die herrschende Dynastie, an der sich seit dieser Zeit zahlreiche protestantische Missionare beteiligt haben, ist wohl nur ein weiterer Auswuchs des Glaubens, daß der Samen des Evangeliums in unruhigen Zeiten auf besonders günstigen Boden fallen würde. Vielleicht hat auch die Hoffnung, in solchen Zeiten eine politische Rolle spielen zu können, einen Teil an solchem Gebahren, dessen sich die katholischen Missionare seit der Wiedereröffnung des Landes nicht schuldig gemacht haben, sie haben im Gegenteil während des Taiping-Aufstandes und später jede politische Agitation vermieden und treu zu der Dynastie gehalten.

1870 fand der unter dem Namen des „Tientsin-Massacres" bekannte Angriff auf die katholische Mission in diesem Hafen statt, ein Vorgang, der indessen ohne seine Vorgeschichte kaum zu verstehen ist. Unruhen in Kwangtung, wo 1867 und 1868 verschiedene Angriffe auf katholische Missionen und Missionare stattgefunden hatten, folgten 1869 ähnliche Vorfälle in Szechuen, Hupe, Kweichau und Kiangnan, während von Hunan eine ganze Reihe von heftigen zum Teil höchst obszönen Anschuldigungen gegen Missionare und Christen ausgingen, von denen die bösartigsten in einem Pamphlet, betitelt „Ein Todesstreich für verderbte Lehren" enthalten waren, das in vielen Hunderttausenden von Exemplaren gratis verbreitet wurde. Zwei Reisen des französischen Geschäftsträgers, Cte. de Rochechouart, welche derselbe zur Erledigung der durch diese Vorgänge verursachten Reklamationen nach Nanking und in die

Provinz Schansi unternommen hatte, scheinen nicht unwesentlich zur Erhöhung der Mißstimmung beigetragen zu haben, was bei der Persönlichkeit des Betreffenden kaum zu verwundern gewesen wäre. Anfang Juni zeigten sich die ersten Spuren von Aufregung in Tientsin, der Haupthafenstadt der Provinz Chili, in der der Handelssuperintendant der nördlichen Häfen Chunghau residierte, während der Generalgouverneur Tseng Kwo fan sich in Paotingfu aufhielt. In Tientsin war, abgesehen von der Anwesenheit der Bemannungen der südlichen Tributreisdschunken, die einen sehr schlechten Ruf besitzen und verdienen, mancher andere Zündstoff vorhanden. Die katholische Kirche und das französische Konsulat waren an dem Zusammenfluß des Kaiser-Kanals mit dem Peiho errichtet worden, an einer Stelle, an der sich noch 1860 ein Reisepalast des Kaisers Kienlung befunden hatte, dessen Gründe seitdem als eine Art öffentlichen Spaziergangs benutzt worden waren, und die Türme der Kirche, die von weither sichtbar waren, wurden von dem Volke als dem Fengshui der Stadt ungünstig d. h. unglückbringend angesehen. Dazu kam, daß der französische Konsul Fontanier nach dem Urteil von Chinesen wie Fremden ganz ungeeignet für seinen Posten gewesen zu sein scheint; einerseits hatte er sich bei den Chinesen durch sein heftiges Wesen sehr unbeliebt gemacht, so daß dieselben wiederholt gebeten hatten, ihn von Tientsin abzuberufen, andererseits war er sich so wenig klar über die Sachlage, daß er noch wenige Stunden, man könnte fast sagen Minuten, vor dem Ausbruch der Unruhen nach Peking berichtete, daß der kleine Zwischenfall, der ohne die Dazwischenkunft Chunghaus eine schlechte Wendung hätte nehmen können, beinah beendigt zu sein scheine. Überhaupt hatte den beunruhigendsten Anzeichen gegenüber die größte Sorglosigkeit in Peking wie in Tientsin geherrscht. Schon seit Mitte Mai hatte sich, teils wegen andauernder Dürre, teils wegen hartnäckig auftretender Gerüchte unter der Bevölkerung von Tientsin eine gewisse gegen die Fremden gerichtete Aufregung gezeigt, die sich gegen Anfang Juni immer mehr steigerte. Eine Anzahl von Chinesen wurden in Tientsin oder der Umgegend, unter der Anschuldigung, Kinder für das fran-

zösische Waisenhaus gestohlen zu haben, verhaftet und zum Teil hingerichtet, die Aussagen von einigen dieser Leute kompromittierten, ob mit Recht muß dahingestellt bleiben, den Thürhüter der Kirche, aber es scheint in der That, als ob Unvorsichtigkeiten wie z. B. die Bezahlung von kleinen Beträgen an Leute, welche Kinder brachten, vorgekommen seien. Die Lage wurde dadurch noch ernster, daß die Beamten, deren Aufgabe es gewesen wäre, das Volk zu beruhigen, vielmehr zur Steigerung der Aufregung beitrugen, so durch eine am 18. Juni erlassene, wenn nicht offen feindselige zum mindesten sehr zweideutige Bekanntmachung, die das Ergebnis einer an dem Tage abgehaltenen Besprechung des Stadtmagistrats mit den im Tempel des Konfucius versammelten Litteraten war; auch die Thatsache, daß der französische Konsul am 19. dem Stadtmagistrat, der in Begleitung eines Abgesandten Chunghaus zur Besichtigung des Waisenhauses erschien, den Eintritt in dasselbe verweigerte, goß Öl auf das Feuer. Am 21. Vormittags wurden die Feuerlöschgesellschaften durch Gongschläge zusammengerufen, und die chinesischen Stadtbeamten erschienen, begleitet von einer aufgeregten Menge vor der Kirche, um die Herausgabe des angeklagten Thürhüters zu verlangen, während andere sich zum Konsul begaben, um bei demselben Beschwerde zu führen. Herr Fontanier eilte in Begleitung des Kanzlers des Konsulats zu Chunghau, dem, man darf wohl sagen leider, keine direkte Autorität über die städtischen Behörden zustand dort soll es zu heftigen Szenen gekommen sein, der Konsul mit seinem Degen auf den Tisch geschlagen und zwei Revolverschüsse auf Chunghau abgegeben haben, die denselben aber nicht trafen; durch die Begleiter des letzteren aus dem Zimmer gedrängt, sollen die beiden französischen Beamten dann im Augenblick des Verlassens des Yamen mehrmals auf den eben eintreffenden Stadtmagistrat und die Menge gefeuert haben, und von der letzteren niedergemacht worden sein. Das ist die chinesische Version, der der bekannte Charakter Fontaniers und die Thatsache, daß ein Franzose, der sich in das Yamen Chunghaus geflüchtet hatte, dort Schutz fand, eine gewisse Wahrscheinlichkeit geben. Während dies geschah, waren die

Kathedrale, das Konsulat, die Mission der Lazaristen und das Waisenhaus von der wütenden Menge erstürmt und in Brand gesteckt und die Insassen in der rohesten Weise ermordet worden. Drei Russen, die sich in die fremde Niederlassung flüchten wollten, wurden auf der Straße angehalten und ebenfalls niedergemacht. Auch einige protestantische Kapellen wurden zerstört. Die Gesamtzahl der europäischen Opfer betrug zwanzig, davon siebzehn Franzosen; zehn barmherzige Schwestern, eine junge eben erst verheiratete Russin und die Frau eines französischen Kaufmanns befanden sich unter ihnen; außerdem teilten einige zwanzig Chinesen, Diener des Konsuls und Angestellte der Mission, das Loos ihrer Herren. Ein am Nachmittage angeblich und vielleicht beabsichtigter Angriff auf die fremde Niederlassung unterblieb, weil die Aufrührer erfahren hatten, daß die Fremden bewaffnet und zu ihrem Empfange bereit seien, und vielleicht noch mehr in Folge eines eintretenden starken Regens, der als ein Zeichen der Befriedigung der Götter über das Vorgefallene angesehen wurde.

Wenn man heute die Vorgänge des 21. Juni ruhig betrachtet, so scheint es kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß die Anwesenheit von ein oder zwei rechtzeitig herbeigerufenen fremden Kriegsschiffen den Ausbruch der Unruhen verhindert haben würde; ebenso war damals die wohl nicht unberechtigte Auffassung unter den Fremden verbreitet, daß ein ruhigeres und entgegenkommenderes Verhalten des französischen Konsuls und namentlich die Zustimmung desselben zu einer Untersuchung des Waisenhauses durch die chinesischen Behörden denselben Erfolg gehabt haben würden. Wie der Vorfall selbst so durch leichtsinnige und unvorsichtige Behandlung, wenn nicht hervorgerufen, so doch gefördert worden war, so ließ auch die spätere Behandlung der Sache viel zu wünschen übrig; vergessen darf dabei freilich nicht werden, daß der inzwischen zwischen Deutschland und Frankreich ausgebrochene Krieg die Aktion des letzteren sehr erheblich lähmte. Allerdings war die erste unter dem 24. Juni an die chinesische Regierung gerichtete Note, in der unter Hinweis auf die Gefahren, die für die Fremden und damit für die Beziehungen

derselben zu China aus der in größter Nähe der Zentralregierung begangenen Unthaten entstehen könnten, die strengste Bestrafung der Schuldigen gefordert wurde, von den Vertretern Deutschlands, der Vereinigten Staaten, Belgiens, Spaniens, Frankreichs, Rußlands und Englands gemeinsam unterzeichnet worden und hatte, wie schon früher erwähnt, zwischen den Befehlshabern der deutschen und französischen Kriegsschiffe ein Abkommen stattgefunden, welches den letzteren in China freie Hand ließ, die gemeinsame Aktion versagte indessen nach einiger Zeit, nicht durch die Schuld der anderen Vertreter. Sie trat noch ein zweites Mal auf den Wunsch des Grafen de Rochechouart am 24. September ein, aber die Verantwortlichkeit für das schließlich getroffene Abkommen, das weder den wirklichen Interessen der Vertragsmächte, noch den Wünschen der in China ansässigen Fremden entsprach, muß dem französischen Geschäftsträger bleiben. Unter den Fremden hatte der Vorfall natürlich große Erregung hervorgerufen, die sich teilweise in maßlosen Angriffen gegen die chinesische Regierung und in noch maßloseren Racheforderungen besonders seitens der englischen in Shanghai und Hongkong erscheinenden Presse Luft machte. Am weitesten ging wohl, leider, ein englischer protestantischer Missionar, der verlangte, daß die Hälfte von Tientsin durch eine Abteilung fremder Truppen dem Erdboden gleichgemacht und auf der Stelle, wo dieser Teil der Stadt früher gestanden, ein Pfeiler errichtet werde, mit einer auf den Vorgang und die Urheber desselben bezüglichen Inschrift. Dagegen muß rühmend anerkannt werden, daß damals, im Gegensatz zu dem seitdem hervorgetretenen Widerspruch zwischen protestantischen und katholischen Missionaren, die protestantischen Missionare in Shanghai und verschiedenen anderen Orten sich beeilten, ihren katholischen Amtsbrüdern ihr Mitgefühl mit der furchtbaren Prüfung auszusprechen, die dieselben zu erdulden gehabt hatten. — Das als Ergebnis vielmonatlicher Verhandlungen mit der chinesischen Regierung abgeschlossene Abkommen umfaßte die Entsendung Chunghaus nach Paris, um der französischen Regierung die Entschuldigungen der chinesischen über den Vorfall und Aufklärungen über die von

ihm bei demselben gespielte Rolle zu überbringen (er wurde gegen Ende 1871 von dem Präsidenten Thiers empfangen), die Verurteilung von 17 Personen zum Tode — man bemerke die Übereinstimmung dieser Zahl mit der Anzahl der ermordeten Franzosen — und einer Anzahl anderer zur Verbannung während zehn resp. drei Jahren und endlich die Zahlung von 120 000 Taels für die ermordeten Franzosen (Nicht-Geistlichen) und von 130 000 für die ermordeten Mitglieder der Mission und einer Entschädigung von 210 000 Taels für den an den Gebäuden der Mission angerichteten Schaden. Die Annahme der 120 000 Taels Entschädigung für die Ermordeten geistlichen Standes wurde von dem Bischof Delaplace abgelehnt, der Betrag aber von dem Prokurator der Missions Etrangères in Shanghai, der ihn bereits einkassiert hatte, nicht wieder herausgegeben, was die Zustimmung des Supérieur général der Kongregation fand. — Die chinesischen Beamten, die sicher einen Teil der Schuld an dem Vorfall trugen, und ein Militär-Mandarin, Namens Tcheng Kwo jui, der angeblich aus Rache gegen den Grafen de Rochechouart, auf dessen Betreiben er in Nanking seines Postens enthoben worden sein sollte, was letzterer indessen in Abrede gestellt hat, einen hervorragenden Anteil an der Aufhetzung der Menge gehabt und dieselbe persönlich zur Erstürmung der Kirche und des Konsulats angefeuert hatte, kamen mit nominellen Strafen davon. Bemerkenswert ist vielleicht daß Tcheng Mohamedaner war. Das Schlimmste aber bei dem ganzen Verlauf der Sache war, daß durchaus keine Gewißheit dafür bestand, daß die zum Tode Verurteilten und Hingerichteten wirklich die Hauptschuldigen waren, und daß sie von den Behörden wie von der Bevölkerung mehr als Märtyrer, wie als Verbrecher angesehen und behandelt wurden. Unter den Fremden ging das vielleicht nicht unbegründete Gerücht, daß sie durch 25 Dollars pro Kopf und das Versprechen eines schönen Sarges bewogen worden seien, sich schuldig zu erklären, und die Thatsache, daß sie in seidenen Gewändern zum Tode gingen und thatsächlich in weit über ihren Stand und ihre Mittel hinausgehender Weise beerdigt wurden, giebt der Annahme eine gewisse

Wahrscheinlichkeit. Auch lehnte der russische Vertreter die Hinrichtung der angeblichen Mörder der drei Russen ab, da er sich von der thatsächlichen Schuld derselben zu überzeugen nicht im stande gewesen sei. —

Man würde der chinesischen Regierung indessen unrecht thun, sie bei der Regelung dieser Angelegenheit nur des Mangels an gutem Willen beschuldigen zu wollen; sie befand sich in der That einer nicht zu unterschätzenden Bewegung gegenüber, mit der sie rechnen mußte. Seit Jahren hatte das Vorgehen der Missionare, der katholischen wie der protestantischen, im Volke und noch mehr bei den Litteraten, der regierenden Klasse wenn man will, Aufsehen und Ärgernis erregt; von allen Seiten waren Proteste und Beschwerden eingelaufen, und die Regierung konnte mit einer gewissen Berechtigung annehmen, daß die Angriffe gegen Missionen und Missionare in allen Teilen des Landes, und besonders die Vorgänge in Tientsin aus diesen Gefühlen entsprängen und nicht allein die guten Beziehungen zu den Vertragsmächten, sondern auch ihre eigene Sicherheit bedrohten. Sie griff daher zu einem Schritt, der als unklug bezeichnet werden muß, weil er nach dem Massacre von Tientsin zum mindesten unzeitgemäß war. Im Februar 1871 richteten im Namen des Tsungli Yamen zwei Mitglieder desselben, Wensiang*) und Shen kwei fen eine Denkschrift an die fremden Gesandten, welche acht Vorschläge enthielt, von deren Beobachtung durch die Missionare die chinesische Regierung sich die besten Erfolge verspreche. Den einzelnen Regeln waren Motive beigegeben, und das Ganze von einer Einleitung begleitet, die über die Auffassung der Regierung, die in diesem Falle mit der des Volks übereinstimmte, keinen Zweifel lassen konnte. „Der Handel, schrieb

*) Wensiang ist der chinesische Staatsmann gewesen, der sich von allen seinen Kollegen der größten Achtung und Sympathie seitens der fremden Vertreter erfreut hat. Er war zu Kirin in der Manschurei in den ärmlichsten Verhältnissen geboren und trat in die Dienste eines reichen Manschuren, der ihn erziehen ließ und mit seiner Tochter verheiratete. Er starb im Mai 1876 als Mitglied des Groß-Sekretariats und Präsident verschiedener großer Ministerien und wurde in Kirin begraben.

das Yamen u. a., hat zu keinen Zwistigkeiten zwischen China und dem Auslande Veranlassung gegeben', das ist aber nicht der Fall mit den Missionaren, die eine Quelle fortwährender Mißbräuche sind; sie verfolgen den Zweck, zur Tugend zu ermahnen und sie haben gerade den entgegengesetzten Erfolg. Überall, wo die Missionare erscheinen, ziehen sie den Haß des Volks auf sich. Die ersten, die nach China kamen (im 16. Jahrhundert) wurden als ‚Litteraten des Westens' bezeichnet; die meisten ihrer Bekehrungen fanden unter den bessern Klassen statt, während seit dem Abschluß der Verträge im Jahre 1860 die Mehrzahl der Bekehrten, Leute ohne Tugend sind; darum bleibt diese Religion auch ohne Achtung, und die Gewissen fallen dem Bedürfnis zum Raube. Unter dem Schutz des Einflusses der Missionare haben die Christen fortgefahren das Volk zu bedrücken und zu betrügen; daher Streitigkeiten und schließlich Zusammenstöße ohne Ende zwischen Christen und Nichtchristen. Die Missionare verbinden sich mit den Christen und erheben sich mit ihnen gegen die rechtmäßigen Obrigkeiten ...... Alte Rebellen, die sich außerhalb der Gesetze befinden, suchen eine Zuflucht in der Kirche und verbergen ihre Ausschweifungen unter ihrem Schutze .... Das Volk versteht nicht den Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus, und es vermischt die beiden Religionen unter der ersten Bezeichnung. Es vermischt auch alle Europäer unter dem Namen ‚Männer von Außen', darum sind, wenn Unruhen ausbrechen, alle gleichmäßig in Gefahr. Prinz Kung und die Mitglieder des Tsungli Yamen sind seit zehn Jahren die Opfer fortwährender Besorgnis; ihre Befürchtungen haben sich durch die Vorfälle in Tientsin, deren Plötzlichkeit erdrückend wirkte', als gerechtfertigt erwiesen; diese Angelegenheit ist heute beigelegt, aber der Prinz und die Minister können sich fortwährender Besorgnisse nicht erwehren."
Die Wünsche, deren Erfüllung die chinesische Regierung als für das Bestehen guter Beziehungen zwischen Volk und Missionen als unerläßlich bezeichnete, waren die folgenden: 1. Die Waisenhäuser sind eine Quelle fortwährender Gerüchte und Beunruhigungen, es wäre daher wünschenswert, sie ganz aufzuheben; will man sie aber fort-

setzen, so möge man sich auf die Kinder katholischer Eltern beschränken und die Behörden von dem Tage der Aufnahme, dem Namen der Eltern und dem Tage des Austrittes benachrichtigen. Es würde auch notwendig sein, den Fremden die Erlaubnis zu geben, solche Kinder an Kindesstatt anzunehmen. Wenn es sich schließlich um Kinder nichtchristlicher Eltern handle, müßten die hohen Provinzialbeamten den Lokalbehörden die erforderlichen Befehle geben, die dann passende Agenten auswählen und das weitere veranlassen würden. 2. Frauen sollten nicht länger die Kirchen besuchen (was z. B. auch für die heidnischen Tempel verboten ist, wenn das Verbot auch nicht streng befolgt wird), und die Barmherzigen Schwestern sollten sich nicht länger in China aufhalten, um die christliche Lehre zu verbreiten. 3. Die Missionare in China sollten sich den Sitten und Gebräuchen des Landes anbequemen. Sie haben nicht die Erlaubnis sich in eine gewisse außerordentliche Unabhängigkeit zu setzen, sich der Autorität der Behörden und der Beamten gegenüber widerspenstig zu zeigen, sich Rechte zuzuschreiben, die sie nicht besitzen, den Ruf von Leuten anzugreifen, das Volk zu unterdrücken und die Lehre des Konfucius schlecht zu machen; alles Dinge, durch welche sie sich dem Verdacht, dem Haß und der Entrüstung der Menge aussetzen. 4. Die Fremden und die Chinesen, die zusammenleben, müssen nach denselben Gesetzen behandelt werden. Wenn jemand einen andern tötet, soll er, wenn er ein Chinese ist, nach dem chinesischen Gesetz, wenn ein Fremder, nach dem fremden Gesetz bestraft werden. Eine Strafe ist notwendig, aber wenn die Strafe einmal verhängt ist, soll man nicht Entschädigungen verlangen und vor allen Dingen nicht nach dem sogenannten Anstifter des Verbrechens forschen, um von ihm eine bestimmte Summe zu fordern. 5. Die Pässe, die den französischen Missionaren für das Innere erteilt werden, sollen deutlich die Provinz und die Präfektur angeben, in welche sie sich begeben wollen, und sie sollen dieselben nicht heimlich verlassen dürfen. Die Missionare sollen nicht zollpflichtige Artikel einschmuggeln, und Missionarpässe sollen nicht chinesischen Christen gegeben werden. 6. Die Missionare sollen,

bevor sie jemanden zu den Vorteilen der Religion zulassen, sich erkundigen, ob derselbe vorbestraft sei oder ein Verbrechen begangen habe; in letzterem Falle sollen sie ihn nicht aufnehmen. Auch sollen sie wie die Priester der chinesischen Religion handeln, die die Bekehrten bei den Häuptern der „Zehn Familien" (die gewissermaßen einen Verband bilden) anmelden. 7. Die Missionare sollen die chinesischen Gebräuche beobachten, sich z. B. keiner Stempel (Siegel) bedienen und nicht in ungehöriger Form (z. B. in amtlicher Depeschenform) an die Behörden schreiben; auch den Beamten gegenüber die gebräuchlichen Zermonien beobachten. 8. Die Missionare sollen nicht nach Belieben Grundstücke als der Kirche gehörig bezeichnen, d. h. sie sollen, ehe sie ein Grundstück kaufen oder mieten, mit dem wirklichen Eigentümer zu dem Beamten gehen, der sich überzeugen wird, ob das „Fengshui" (d. h. eigentlich Wind und Wasser, geomantischer Aberglauben) sich dem nicht widersetze; sie sollen auch nicht in rücksichtsloser Weise private und öffentliche Gebäude, Versammlungsorte und Tempel als früher der Kirche gehörig beanspruchen und zurückfordern.

Mit Ausnahme des die Frauen betreffenden Artikels wird man in diesen Vorschriften wenig finden, was nicht jede andere Macht von fremden, sich in ihrem Gebiet niederlassenden Geistlichen beansprucht haben würde, im Gegenteil, die Bestimmungen für die Zulassung geistlicher Gesellschaften dürften in den meisten Ländern sehr viel schärfere sein, als die von den Chinesen verlangten. Unter den fremden Vertretern gab es gewiß manche, die in der Lage gewesen waren, über die Grenze des Zulässigen herausgehende Bestrebungen der eigenen Missionare zurückweisen zu müssen; hatte die französische Gesandtschaft sich doch in der Notwendigkeit gesehen, dies den apostolischen Vikaren von Szechuen, Kweichau und Honan und auch andren gegenüber in sehr entschiedener Weise zu thun, wie auch z. B. der amerikanische Gesandte Mr. Low in einem Bericht an seine Regierung vom 27. Juni 1870 mehr Gründe aufgeführt hatte, die für eine Reform der Waisenhäuser und eine strengere Aufsicht derselben sprächen, als die Chinesen in ihrem

späteren Schriftstück gethan haben. Wenn trotzdem in der Sache nichts geschah, so lag dies wohl einerseits in der politischen Lage, die es der französischen Regieruug unmöglich machte, zu Maßregeln ihre Zustimmung zu geben, die die ganze klerikale Partei gegen sie unter die Waffen gebracht haben würde, und auch den andern Mächten nicht gestattete, einen Druck auf Frankreich auszuüben; andererseits in der Schwierigkeit, das Ergebnis einer Verständigung praktisch ins Werk zu setzen. Die Regierungen können freilich die Zulassung der Missionare ins Innere ganz oder teilweise beschränken; das ist aber eine Maßregel, zu der die meisten derselben sich wohl nur im äußersten Notfall und vielleicht einem erstarkten China gegenüber verstehen würden, sonstige Beschränkungen können nur von den Gesellschaften, Missionen und Missionaren sich selbst auferlegt werden, und daß dieselben sich dazu entschließen sollten, ehe noch weitere, furchtbarere als die bisherigen Katastrophen die Notwendigkeit dazu bewiesen haben, ist leider kaum zu erwarten, obgleich sich ja erst in der Beschränkung der Meister zeigen soll und dieselbe in diesem Falle bessere und sicherere Ergebnisse zeitigen würde als fanatischer Übereifer.

So lagen die Verhältnisse, als ich nach China kam. Ich will hier gleich erwähnen, daß die deutschen protestantischen Missionen und die unter deutschem Schutze stehende Baseler Missionsgesellschaft, die ausschließlich in Südchina thätig waren, mir persönlich wenig Mühe und Arbeit gemacht haben, nicht als ob es an Wünschen seitens derselben und Angriffen gegen dieselben gefehlt gehabt hätte, aber dieselben wurden von den Kaiserlichen Konsulaten in Kanton und Swatow schnell und befriedigend erledigt, und mir blieb wenig mehr zu thun, als von Zeit zu Zeit durch Vorstellungen beim Tsungli Yamen die lokalen Bemühungen der Konsuln zu unterstützen. Ich erkenne auch gern an, wie ich das bereits 1894 und nicht auf spätere Angriffe hin gethan habe, daß die deutschen resp. deutsch-schweizerischen protestantischen Missionare in den beiden Kwangs zu Klagen keine Veranlassung gegeben haben, das ändert aber nichts an der Thatsache, daß die Missionarfrage überhaupt und besonders

das Vorgehen vieler der amerikanischen und englischen Missionare eine Quelle vielfacher Bedenken und ernster Gefahren waren und noch täglich sind.

Die Stellung der deutschen Regierung allen diesen Fragen gegenüber ist stets eine durchaus korrekte, einerseits auf die Verträge, andererseits auf die Einsicht, daß für die Missionare in China kein imperium in imperio geschaffen werden dürfe, begründete gewesen; in der Frage des den Missionaren zu gewährenden Schutzes hat sie stets auf dem Standpunkt gestanden, daß ihr allein der Schutz der sich in China aufhaltenden Missionare deutscher Nationalität zustehe. Ich entsinne mich eines Erlasses an meinen Amtsvorgänger aus dem Jahre 1873, in dem diese Auffassung ausdrücklich betont und hervorgehoben wurde. In Betreff der protestantischen Missionare hat dieser Standpunkt niemals zu irgend welchen Bedenken oder Differenzen Veranlassung gegeben, für die katholischen wurde er von praktischer Bedeutung erst, als einer deutschen Mission, die von dem Mutterhause in Steyl ausging, ein eigenes apostolisches Vikariat in Süd-Shantung zugewiesen wurde. Damit trat an die deutsche Vertretung die Notwendigkeit heran, die erforderlichen Schritte zu thun, um den Schutz dieser Mission nicht in fremde Hände fallen zu lassen. Die Grundlage für mein Vorgehen lag in den den französischen Missionaren durch die französischen Verträge gewährten, für Deutschland sich aus der Gleichstellung mit der meistbegünstigten Nation ergebenden Rechten. Meine erste Forderung an das Tsungli Yamen ging deshalb dahin, daß katholische Missionare deutscher Nationalität, wenn sie im Besitz von durch die Gesandtschaft des Deutschen Reichs ausgestellten Pässen seien, sich im Inlande genau in derselben Stellung befinden und denselben Schutz und dieselben Rechte genießen müßten, wie französische Missionare unter französischem Schutz und mit von der französischen Gesandtschaft ausgestellten Pässen; meine zweite, nachdem die erste im August 1888 von der chinesischen Regierung als berechtigt anerkannt und die Behörden im Inlande entsprechend angewiesen worden waren, war, daß das

Tsungli Yamen und die Behörden im Inlande keinem Passe ihr Visa erteilen dürften, der für einen in demselben als solchen bezeichneten deutschen Reichsangehörigen von einer andern als der deutschen Gesandtschaft vorgelegt würde. Auch dieser selbstverständlichen Forderung stimmte das Yamen im Oktober desselben Jahres zu. Aus diesen Verhandlungen ergab sich von selbst die Mitteilung an das Yamen, daß sich in den zu der Provinz Shantung gehörigen Präfekturen Yenchaufu, Tsaochaufu, Ichaufu und der Unterpräfektur Chiningchau nur Missionare deutscher Nationalität befänden und die Behörden daher den sich nach den vorangeführten Landesteilen begebenden katholischen Missionaren die erforderlichen Paßvisa ausschließlich durch die Vermittelung der deutschen Vertretung zugehen zu lassen haben würden. Auch hiermit erklärte sich die chinesische Regierung im Dezember des Jahres einverstanden. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde die Angelegenheit damit erledigt gewesen sein, in der Missionarfrage haben aber auch noch andere Elemente mitzusprechen, und es war daher eine ebenso patriotische, wie anerkennenswerte That des an der Spitze der Mission in Süd-Shantung stehenden Bischofs Anzer, daß er, nachdem er sich des Willens und der Macht der deutschen Regierung vergewissert hatte, ihm die erforderliche Unterstützung zu teil werden zu lassen, sich mit seiner Mission 1890 unter den Schutz des Deutschen Reichs stellte. Damit waren alle Schwierigkeit gehoben und es kann daher nur in der allerernstesten Weise bedauert und getadelt werden, daß der Mann, der gewiß wegen seiner patriotischen That manche Kämpfe durchzumachen und manche Beschuldigungen zu tragen gehabt hat, von deutschen protestantischen Geistlichen und Missionsfreunden in wenig taktvoller Weise angegriffen worden ist. Noch eines Punktes möchte ich mit Bezug auf den Bischof Anzer erwähnen. Es ist auf meinen Antrag geschehen, daß demselben seiner Zeit vom Kaiser von China der Knopf der dritten Rangklasse erteilt und der der zweiten als nach einigen Jahren zu verleihen zugesichert wurde; ich habe diese Auszeichnung für ihn verlangt, weil bereits früher ähnliche Auszeichnungen französischen Missionaren

verliehen worden waren und ich die Gleichstellung der deutschen Missionare auch äußerlich gekennzeichnet zu sehen wünschte; dann aber, weil dem Bischof, der wie alle seine Amtsbrüder chinesische Tracht trug, durch diese Auszeichnung den chinesischen Behörden gegenüber eine gewisse Stellung gegeben wurde, die ihm seine Thätigkeit nicht unwesentlich zu erleichtern geeignet war; eine Erwägung, die bei einem Manne, der nicht die Interessen einer Gemeinde oder einer Station, sondern einer ganzen Missionsgesellschaft den Chinesen gegenüber zu vertreten hatte, wohl ins Gewicht fiel. Ich würde ebensowenig angestanden haben, aus denselben Gründen eine ähnliche Auszeichnung für einen deutschen protestantischen Missionar zu beanspruchen, wenn sich unter denselben ein Mann befunden hätte, der seinen Amtsbrüdern gegenüber dieselbe hierarchische Stellung eingenommen hätte, wie Bischof Anzer mit Bezug auf die Geistlichen seiner Mission. Die Aufgabe, die Interessen der deutschen katholischen Mission wahrzunehmen, war keine leichte; sie befand sich — vielleicht war es eine geistliche Liebenswürdigkeit, daß man ihr gerade dieses Vikariat zugewiesen hatte — in dem Gebiet, in dem Konfucius und Mencius geboren worden waren und einen Teil ihres Lebens zugebracht hatten, ihre Grabstätten sich befanden und ihre Nachkommen noch lebten. In Wirklichkeit war das kein Hinderungsgrund für die Zulassung Andersgläubiger oder die Duldung der größten Lüderlichkeit gewesen; wie ich in der Lage war, dem Yamen gegenüber zu betonen, bestanden an den Plätzen wie z. B. Yenchau, zu denen man den katholischen Missionaren den Zutritt verweigern wollte, seit Jahrhunderten mohamedanische Moscheen und zahlreiche Opiumhöhlen, wenn ich nicht irre einige siebzig der letzteren. Die Schwierigkeit lag darin, daß im Tsungli Yamen eine der maßgebendsten Persönlichkeiten, im übrigen ein guter Freund von mir, Sun Yü wen, der Schwiegervater des Herzogs Confucius war und aus der Gegend stammte und, wie er mir selbst sagte, sich bei seiner Familie nicht mehr wieder sehen lassen könnte, wenn die Missionare zugelassen würden, während an Ort und Stelle selbst die Litteraten den Pöbel aufhetzten. Der Freiherr von Seckendorf, Consul in

Tientsin, der von mir im Winter 1890 auf 1891 nach Shantung geschickt worden war und sich seines Auftrags mit vielem Geschick entledigte, wurde selbst, wenn auch ohne schlimme Folgen für ihn und seine Begleiter, unter denen sich der Provikar der Mission Freinademetz befand, in Yenchau vom Pöbel im Gasthofe belagert und angegriffen. Schließlich sind, wie das in der Welt und nicht nur in China der Fall zu sein pflegt, alle diese Fragen beigelegt worden und die Mission hat ihre Thätigkeit auch an den Orten eröffnen können, zu denen man ihr anfänglich den Zulaß verweigern wollte. Freilich ist sie auch trotzdem vielfachen Angriffen ausgesetzt gewesen, ich brauche nur an die Ermordung zweier ihrer Mitglieder 1897 zu erinnern, aber ähnliche Angriffe haben im Laufe der Jahre vielfach in weit größerem Umfange gegen die Missionare und Missionen beider Konfessionen in anderen Teilen des Reichs stattgefunden.

Das Jahr 1891 brachte im Yangtsethal eine Anzahl von fremden- und christenfeindlichen Ausbrüchen, die für einen Augenblick einen um so ernsteren Anschein zu gewinnen schienen, als einerseits die chinesischen Behörden sich durchaus unfähig erwiesen, die Ruhe aufrecht zu erhalten, wann und wo sie nicht mehr oder weniger mit den Ruhestörern sympathisierten, und andererseits nach der Erklärung der Regierung selbst eine der am Yangtse stark vertretenen geheimen Gesellschaften, die Kolao Hui, die aus alten zu gegenseitiger Unterstützung verbundenen Soldaten bestehn sollte, an der Spitze der Bewegung stand, die angeblich den Zweck verfolgt hätte, der Regierung Schwierigkeiten mit den fremden Mächten zu bereiten. Als Grund für dieses Vorgehen der Kolao-Gesellschaft wurde angegeben, daß dieselbe darüber unzufrieden sei, daß ihr die früher bewilligte Unterstützung seit dem Tode des Generalgouverneurs von Nanking, Tseng Kuo chüan nicht weiter ausgezahlt werde. Wie dem auch sein möge, die Unruhen begannen Anfang Mai in Yangchow, wo ein Angriff auf die Jesuiten-Mission von den Chinesischen Behörden verhindert wurde, und setzten sich in schneller Aufeinanderfolge bis nach Ichang fort, wo am 2. September ein großer Teil der fremden Missionen, das englische Konsulat und alle Häuser

fremder Kaufleute zerstört wurden, und nur der Widerstand der Beamten des fremden Zollamts, die Einäscherung desselben und größeres Unglück verhütete. Zwischen diese beiden Daten fielen sieben weitere Ruhestörungen, bei denen viel fremdes Eigentum zerstört, zwei Fremde getötet und eine größere Anzahl, Männer und Frauen mehr oder weniger schwer verwundet wurden. Am 10. Mai brachen die Unruhen in Wuhu aus. Zwei französische barmherzige Schwestern wurden auf der Straße vom Pöbel angefallen und unter dem Vorwande, daß sie einen Knaben behext und ihm die Sprache genommen hätten, vor den Stadtmagistrat geschleppt, der erklärte, sie im Gefängnis behalten zu wollen, bis ihr Opfer die Sprache wieder erlangt habe. Glücklicherweise bekam der Junge am nächsten Tage die Komödie satt und redete wieder, so daß die Missionare glaubten, die Gefahr sei vorüber. Bald aber sammelte sich die Menge vor der katholischen Mission, alte Weiber verlangten ihre Kinder zurück, die auf derselben widerrechtlich zurückgehalten würden, und da das Thor widerstand, wurde eine Bresche in den Wall gelegt. Die Priester und barmherzigen Schwestern retteten sich mit Mühe, die Gebäude und die im Bau begriffene Kirche wurden angezündet, was nicht verbrannte wurde fortgeschleppt. Dann wurde das englische Konsulat angegriffen, aus dem der Konsul und seine Gemahlin als Chinesen verkleidet entflohen. Endlich wendete sich die Menge gegen das Zollamt, das von den Beamten und einigen Freiwilligen mit großer Entschlossenheit durch wiederholte Bajonettangriffe verteidigt wurde. Schließlich am dritten Tage kamen drei chinesische Kriegsschiffe, die einige blinde Breitseiten abgaben; diese und ein beginnender Regen trieben die Ruhestörer auseinander. Leider waren die Proklamationen, die der Taotai nun erließ, so abgefaßt, daß sie, wenn sie die Missionare nicht direkt der Begehung der Unthaten beschuldigten, deren das Volk sie zieh, doch die Möglichkeit derselben zugaben. In seinen Berichten an das Tsungli Yamen aber und an seine direkte vorgesetzte Behörde erklärte er unumwunden, daß man in dem Kirchhofe der katholischen Mission in den dort vom Pöbel entweihten Gräbern Beweise für die Anschul-

digung gefunden habe, daß die Priester den Kranken die Augen ausstächen, um sie für ihre Zauberkünste zu benutzen. Ich will hier gleich hinzufügen, daß, als ich als damaliger Doyen des diplomatischen Korps diese Angelegenheit bei dem Tsungli Yamen zur Sprache brachte und auf die strengste Bestrafung des Beamten drang, der solchen Unsinn glauben und berichten könne und dadurch sehr wesentlich zur weiteren Ausbreitung der Unruhen beigetragen habe, ich auf einen Widerstand stieß, den ich nicht erwartet hatte. Einige Tage später besuchte mich das damalige Mitglied des Yamen, Chang Yin huan, derselbe der 1898 nach dem mißlungenen Reformversuch Kang Yu wei's verbannt und später während des Boxeraufstandes hingerichtet worden ist, und sagte mir, als ich mein Befremden über die Haltung seiner Kollegen aussprach: „Was wollen Sie denn, die meisten von ihnen sind ja von der Wahrheit solcher Anschuldigungen gegen die Missionare und Christen ebenso überzeugt, wie der Taotai von Wuhu.“ In Nanking wurde am 24. Mai der Ausbruch von Unruhen durch die Behörden verhindert, nachdem dasselbe am 18. und 19. des Monats in Ngankin, wo die katholische und protestantischen Missionen an den Tagen vorher vom Pöbel bedroht gewesen waren, ebenfalls durch die Behörden geschehen war, wobei sie durch das rechtzeitige Eintreffen des französischen Kriegsschiffes „Inconstant“ und des deutschen „Iltis“ moralische Unterstützung erhielten. In Chinkiang wurde am 31. Mai die Ruhe ebenfalls durch die Anwesenheit französischer Kriegsschiffe aufrecht erhalten, während am 1. Juni die katholische Mission in dem weiter im Lande gelegenen Tanyang zerstört wurde. Am schlimmsten war es in Wusueh, oberhalb Kiukiangs, wo bei den am 5. Juni gegen die protestantische Mission ausbrechenden Unruhen der Missionar Argent und der Zollbeamte Green auf die grausamste Weise ermordet wurden. In Kiukiang wurden die Unruhen am 6. und 7. Juni unterdrückt, am 8. und 9. aber die katholische Mission in Wusieh zerstört, wahrscheinlich von derselben Bande, die eine Woche vorher in Tanyang gearbeitet hatte.

Die Verhältnisse im Yangtse-Thale hatten sich während dieser

Unruhen in einer Weise entwickelt, die es möglich gemacht haben würde, dieselben als Grundlage für eine gemeinsame Aktion aller Vertragsmächte zu benutzen, einerseits um die chinesische Regierung zur besseren Erfüllung ihrer vertragsrechtlichen und internationalen Pflichten anzuhalten, andererseits um die Missionsfrage einer gründlichen Prüfung und vielleicht Neuordnung zu unterziehen. Ich werde an anderer Stelle zu erzählen haben, welche Umstände die Erreichung des ersten Ziels und damit auch die des zweiten unmöglich machten; ich stehe aber nicht an, auch hier meiner Überzeugung Ausdruck zu geben, daß, wenn die Einigkeit, die 1891 zwischen den Vertretern aller Vertragsmächte in Peking bestand, auch zwischen den Kabinetten der letzteren bestanden hätte, die Vorfälle des Jahres 1900 wahrscheinlich vermieden worden wären. So ging die Gelegenheit, gemeinsam die chinesische Regierung zur Erkenntnis der Thatsache zu nötigen, daß es Fragen gäbe, in denen sie unrecht thun würde, auf die auseinandergehenden Interessen der Mächte und der sich daraus ergebenden Uneinigkeit derselben zu zählen, unwiederbringlich verloren; die Regierung gewann vielmehr aus dem Verlauf der Verhandlungen 1891 nur die Überzeugung, daß selbst, wo Leben und Eigentum aller Fremden bedroht seien, ein gemeinsames Vorgehen aller Mächte nicht zu befürchten sei und den Vertretern derselben nur zu bellen, aber nicht zu beißen gestattet werden würde; ein Eindruck, der jeder orientalischen Macht, ganz besonders aber den Chinesen gegenüber, als ein höchst bedauerlicher, die schwersten Gefahren in sich bergender, bezeichnet werden muß.

Leider war mit den Vorgängen im Yangtsethal ein Vorfall verknüpft, der noch heute nach keiner Richtung hin ganz aufgeklärt ist, aber von den chinesischen Behörden benutzt wurde, die Kolao Hui-Mythe gegen die fremden Vertreter und Regierungen auszuspielen, d. h. die Behauptung, daß die Unruhen im Yangtsethal durch Machenschaften dieser Gesellschaft veranlaßt worden seien, um ihre eigenen Pläne zu fördern, die die chinesische Regierung in Schwierigkeiten mit den fremden Mächten bringen sollten, in den Vordergrund zu stellen und auf Grund derselben eine besondere

Rücksichtnahme für die Regierung zu beanspruchen. Mitte September wurde ein Beamter des fremden Seezollamts, ein Engländer Namens Mason, der von einem Besuch in Hongkong auf seinen Posten nach Chinkiang zurückkehrte, auf von Hongkong aus eingelaufene Denunziationen hin verhaftet. Man fand in seinem Besitz eine größere Quantität von Dynamit und Frachtbriefe für siebenunddreißig Kisten Stahl, die sich schließlich als Gewehre erwiesen, die mit einem späteren Schiffe nachfolgen sollten. Mason, der sehr zufrieden war, auf einem englischen Kanonenboot in Haft gehalten und nach Shanghai gebracht zu werden, verwickelte sich in viele Widersprüche und wurde schließlich von dem englischen Oberrichter wegen unerlaubten Besitzes von Dynamit zu neun Monaten Gefängnis, der Tragung der Kosten und Deportierung aus China, falls er nicht zwei Sicherheiten von je 2500 Dollars für zukünftiges gutes Benehmen stellen könne, verurteilt. Gleichzeitig büßte er selbstverständlich seine Stellung im Zolldienst ein. Die Ansichten über Zweck und Bedeutung seiner Handlungsweise gingen weit auseinander. Die einen waren der Ansicht, daß Mason eine mit fast wahnwitziger Eitelkeit und dem Bedürfnis nach Notorietät behaftete und daher nicht ganz zurechnungsfähige Persönlichkeit sei, der die ganze Geschichte von seiner Beteiligung an einer Verschwörung der Kolao Hui nur erfunden habe, um von sich reden zu machen; andere glaubten an das Vorhandensein einer solchen Verschwörung, in die Mason als Teilnehmer oder unwissentliches Werkzeug verwickelt worden wäre, während eine dritte Ansicht dahin ging, daß Mason wissentlich oder unwissentlich für die chinesischen Behörden gearbeitet habe; für die erste Theorie sprach das in der Sache stark vertretene wahrhaft kindische Element, für eine von den beiden andern die Thatsache, daß Mason in Hongkong zum Ankauf der Waffen über Mittel verfügt hatte, die ihm aus fremden Quellen zugegangen sein mußten. Für die dritte endlich, daß die chinesische Regierung aus der Angelegenheit den größten Vorteil zog, denn sie hat namentlich in England die Kolao Hui-Verschwörung weidlich zu gunsten der ihr zu gewährenden Nachsicht auszunutzen gewußt.

Das Traurigste bei der Sache war, daß vier durch die Aussagen von Mason in die Angelegenheit verwickelte, wahrscheinlich ganz unbeteiligte Chinesen durch die Tortur gezwungen wurden sich schuldig zu bekennen, und hingerichtet wurden.

Nach zwei Richtungen hin waren, wenn das größere Ziel auch nicht zu erreichen gewesen, die Bemühungen der fremden Vertreter doch erfolgreich. Am 13. Juni wurde ein kaiserliches Edikt erlassen, daß nach der Erklärung der Missionare selbst als das beste angesehen werden mußte, das je erschienen war und hatte erhofft werden können. Es hatte ernster Bemühungen und großer Entschiedenheit seitens der fremden Vertreter bedurft, um bei dem Tsungli Yamen den erforderlichen Bericht an den Kaiser und den Erlaß des auf demselben beruhenden Edikts, sowie die Veröffentlichung dieser Schriftstücke durchzusetzen, und der schließliche Erfolg war nur dem geschlossenen Vorgehen des ganzen diplomatischen Korps zu verdanken gewesen. Wenn mir als dem Doyen desselben der größere Teil der Arbeit und die Führung der meisten Verhandlungen zufiel, so kann ich auch hier nur wiederholen, daß ohne die thatkräftige Unterstützung meiner Kollegen, namentlich der am meisten interessierten Vertreter Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten, ein Erfolg nicht zu erzielen gewesen sein würde.

Der Bericht des Tsungli Yamen an den Thron lautete: „Die Minister des Yamens wenden sich aus Veranlassung der Angriffe gegen fremde religiöse Gemeinschaften, die in verschiedenen Provinzen stattgefunden haben, mit der Bitte an den Thron, strenge Befehle an die Generalgouverneure und Gouverneure zu erlassen, sofortige und dringende Maßregeln zu ergreifen, um die Ruhe im Lande wiederherzustellen und weiteren Ruhestörungen vorzubeugen. Die Berichterstatter haben, als sie in der ersten Hälfte des vierten Monats erfuhren, daß Kirchen in Wuhu zerstört worden seien, sofort an den Handelssuperintendanten der südlichen Häfen telegraphiert, Kanonenboote zu entsenden, um die Unruhen zu unterdrücken und den Fremden Schutz zu teil werden zu lassen; auch zu gleicher Zeit Beamte zu entsenden, um Erkundiguugen einzuziehen und die

Angelegenheiten zu erledigen. Dann wurden zu derselben Zeit anonyme Plakate angeschlagen und Gerüchte in Shanghai, Nanking und anderen Plätzen verbreitet. Wir haben auch die Provinzial-Behörden ersucht, große Sorgfalt walten zu lassen und Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Später erhielten wir von dem Handelssuperintendanten des Südens und dem Gouverneur von Anhui eine telegraphische Mitteilung des Inhalts, daß die Unruhen in Wuhu ihren Ursprung in dem Gerücht gehabt hätten, daß zu religiösen Orden gehörige weibliche Ärzte Kinder stählen, nachdem sie denselben schädliche Medizin beigebracht hätten; daß der Argwohn des Volkes nicht durch Erklärungen hätte beseitigt werden können, daß eine Menschenmenge sich versammelt habe um Unruhe zu verursachen, daß darauf Kirchen verbrannt und zerstört worden seien und der Platz dann zu seiner gewöhnlichen Ruhe zurückgekehrt sei. Nicht lange darauf wurden indessen Kirchen in Tanyang und in Wusueh in Hupeh angesteckt und niedergerissen, wobei der Mord von zwei Fremden am letzteren Platze vorkam. Die Einzelheiten sind noch nicht berichtet worden. Schlechte Menschen haben Unruhen in Nanking und Kiukiang veranlaßt, aber ihre Bemühungen sind verhindert und sie durch die Soldaten der Regierung zerstreut worden, die Wache hielten und Schutz gewährten. Wenn diese Unruhen fortdauern sollten, würden die Herzen von Eingebornen und Fremden voll von Besorgnis und Mißtrauen sein. Die Ursache (dieser Vorgänge) ist folgende. Entlassene Soldaten und geheime Gesellschaften befinden sich in jeder Provinz am Yangtse. Anonyme Plakate werden angeschlagen, um den Sinn des Volkes aufzuregen und mißzuleiten, damit man eine günstige Gelegenheit fände, Unruhen zu erregen. Es ist sicher, daß keine friedlichen und friedliebenden Personen sich solcher Akte schuldig machen. Die Berichterstatter finden, daß die Religion des großen Westens die Leute überredet, dem Pfad der Tugend zu folgen. Sie wird seit vielen Jahren in allen westlichen Gegenden verkündet. Seit China Handelsbeziehungen mit fremden Ländern begonnen hat, bestimmen die Verträge, daß in ganz China die Verbreiter und Gläubigen

der katholischen und protestantischen Religion einer und alle Schutz für ihre Person und ihr Eigentum finden sollen und daß ihnen gestattet sei, zusammen zu kommen um Gebete darzubringen und fromme Lieder zu singen. Die Hospitäler für die Kranken und die Asyle für die Kinder sind alle gute Werke. In den letzten Jahren befanden sich in allen den verschiedenen Provinzen, die von Unglück heimgesucht wurden, viele Missionare, die große Beträge beisteuerten und dazu beitrugen, die Leiden des Volkes zu erleichtern. Ihr Streben Gutes zu thun und ihre Großmut sind sicher anerkennenswert. Obgleich unter den eingeborenen Bekehrten Gute und Schlechte gefunden werden, sind sie doch alle chinesische Unterthanen und unterliegen der Gerichtsbarkeit der Lokalbehörden. In Fällen von Prozessen und Streitigkeiten können Missionare sich nicht einmischen, so daß das Volk und die Religion imstande sein sollten, in Ruhe nebeneinander zu leben. Leute, die Unheil lieben, erfinden oft grundlose Gerüchte und verbreiten und erregen Verdacht unter der Menge, und schlechtgesinnte Menschen verursachen Unruhe unter diesen Vorwänden, in der Hoffnung plündern zu können. Wenn nicht strenge Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden, ist zu befürchten, daß es für chinesische und fremde Kaufleute und Volk nicht möglich sein wird, in Frieden nebeneinander zu leben. Das hat einen wichtigen Einfluß auf die Lage des Landes. Die Berichterstatter bitten den Thron, den Tatarengeneralen, Generalgouverneuren und Gouverneuren jeder Provinz zu befehlen, Bekanntmachungen an das Volk zu erlassen, in denen sie dasselbe warnen, nicht leicht an Gerüchte zu glauben oder Unruhe zu verursachen. Im Falle anonyme Plakate geschrieben und Gerüchte erfunden werden, um das Volk irre zu leiten, sollten strenge und ernste Maßregeln ergriffen werden, um die Urheber zu verhaften und zu bestrafen. Die Lokalbehörden müssen zu allen Zeiten den Kaufleuten, Volk und Missionaren aller Nationalitäten und auch ihrem Eigentum mit großer Sorgfalt Schutz gewähren. Sollten diese Vorsichtsmaßregeln oder der Schutz sich als unwirksam erweisen, so sollen die höheren Beamten (über die Lokalbehörden)

berichten und sie aus dem Dienst entfernen und bestrafen lassen. Was die gegenwärtigen Ausbrüche anbetrifft, so sind die Leiter der Unruhen in Wuhu enthauptet worden und die Generalgouverneure und Gouverneure von den beiden Liangs und Hus, Kiangsu, Anhui und Hupeh werden angewiesen werden, die schuldigen Leiter, die mit den Unruhen an den andern Plätzen in Verbindung gestanden haben, zu entdecken, festzunehmen, zu überführen und streng zu bestrafen, damit dies als eine Warnung für die Zukunft diene. Die Tatarengenerale, Generalgouverneure und Gouverneure müssen Mittel finden, die bisher noch unerledigten Fälle in den verschiedenen Provinzen so schnell als möglich zu erledigen und im Gefühl ihrer Veranwortlichkeit ihren Untergebenen nicht gestatten, weitere Verzögerungen zu verursachen, so daß die Fälle, die sich angesammelt haben, erledigt werden mögen."

Diese Eingabe war wie das schon erwähnte Kaiserliche Edikt durchaus zufriedenstellend, wenn auch die Mühe, die es gekostet hatte, sie zu erlangen, ihnen von dem Werte raubte, den sie besessen haben würden, wenn sie freiwillige Kundgebungen der Regierung gewesen wären; die Schwierigkeit bestand aber darin, die Provinzial- und Lokalbehörden zu bewegen, die ihnen erteilten Befehle auszuführen. Den nachteiligsten Einfluß übte dabei die Thatsache, daß die Regierung sich längere Zeit dagegen sträubte, den Taotai von Wuhu von seinem Posten abzuberufen; als es meinen Kollegen und mir gelang, diese Maßregel endlich durchzusetzen, hatte dies nur das Ergebnis, daß der Schuldige bald darauf einen besseren Posten als Vize-Präsident des hauptstädtischen Opferamts erhielt.

Ein andrer Erfolg, den wir zum großen Teil dem Missionar Rev. Griffith John in Hankau verdankten, war, daß es endlich gelang, den Urheber der christenfeindlichen höchst obscönen und gefährlichen Plakate und Broschüren zu entdecken, die vor dem Beginn der Unruhen und während derselben man kann sagen in Millionen von Exemplaren im Yangtsethale wie im übrigen China verbreitet worden waren. Diese ganze Litteratur, die sich in den heftigsten Angriffen gegen Katholiken und Protestanten bewegte, hatte einen

bekannten Litteraten Chauhan in Changsha in Hunan zum Verfasser, der wegen militärischer Verdienste den Rang als Taotai erhalten und im Vereine mit drei Buchhändlern in derselben Stadt die Schmähschriften herausgegeben und für ihre weiteste Verbreitung Sorge getragen hatte. Die besonders auf mein und meines englischen Kollegen Drängen, ich im November 1891 und er im Januar des folgenden Jahres, an den Generalgouverneur Chang Chih tung und den Gouverneur von Hunan erlassenen Befehle hatten den Erfolg, daß zwei der angeklagten Geschäfte für alle Zeiten geschlossen, ihre Besitzer achtzig Hiebe erhielten und dazu verurteilt wurden, den „hölzernen Halskragen“ während drei Monaten zu tragen. Chauhan wurde für irrsinnig erklärt, aber durch kaiserliches Edikt vom 21. Mai 1892 kassiert und zugleich befohlen, daß er in seine Heimat, die er angeblich verlassen gehabt hatte, zurückgeführt und dort von den Behörden unter strenger Aufsicht gehalten werden sollte, um ihn zu verhindern, sich zu entfernen oder Unruhe zu verursachen. Es war charakteristisch für die Stimmung im Lande, daß weder Chang Chih tung, noch der Kaiser es wagten Chauhan für den Verfasser der inkriminierten Schriften zu erklären; er wurde verurteilt, „weil er, obgleich er keine Plakate veröffentlicht oder amtliche Schriftstücke gefälscht, doch als ein Beamter im Dienst der Regierung durch seine wilden Reden und wahnwitziges Betragen schlechtgesinnten Personen es ermöglicht habe, seinen Namen zu mißbrauchen und das Publikum durch erfundene Geschichten aufzuregen. Darum könne er nicht für schuldlos angesehen werden.“

Ein Angriff auf einen englischen Missionar Greigh am 7. August 1891 in der Nähe von Kirin in der Manschurei stand insofern in einem gewissen Zusammenhang mit den Vorgängen im Yangtsethal, als die Veranlassung zu den von Soldaten verübten Mißhandlungen die Beschuldigung war, daß der Betreffende ein Kind habe entführen wollen, und ähnliche Gerüchte schon vorher im Umlauf gewesen waren.

Das Jahr 1892 sollte aber noch weitere Unruhen bringen, die

die Aufmerksamkeit der chinesischen Regierung in höherem Maße erregten als die im Yangtsethale, da sie sich näher an ihrem Sitze abspielten. Ende November brach in der Nähe von Jehol, der früheren Sommerresidenz der manschurischen Kaiser, ein Aufstand aus, und fast gleichzeitig damit kam es in dem ebenfalls unter der Verwaltung des Tataren-Generals von Jehol stehenden, aber unmittelbar an der Grenze der Manschurei gelegenen Distrikt von Chaoyang zu Streitigkeiten zwischen den dortigen katholischen Christen und den Mitgliedern der Tsai-li-Sekte, die einen Angriff auf die katholische (belgische) Mission daselbst unternahmen, der dann eine allgemeine Erhebung zur Folge hatte. Letztere war ursprünglich wohl nur eine christenfeindliche gewesen, nahm aber bald durch das Zuströmen fremder, sich zum großen Teil aus den in der Manschurei immer vorhandenen berittenen Räuberbanden rekrutierenden Elemente einen größeren Umfang und eine gewisse politische Färbung an, die sich, wie das in China gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, durch die Schaffung von Fahnen, Titeln und Würden kundgab. Auch eine größere Anzahl taoistischer Priester beteiligte sich an der Bewegung. Die Tsai-li waren eine besonders in Chili stark vertretene Sekte, deren Mitglieder sich des Opiums, Tabaks und aller geistigen Getränke enthielten und sich gegenseitig in der Art von Krankenkassen und Beerdigungsvereinen unterstützten. Die Leute erfreuten sich im allgemeinen eines vortrefflichen Rufes und suchten und fanden als Pferdeknechte und Diener häufig Beschäftigung in den fremden Gesandtschaften; auch in der deutschen gab es einige derselben. Die Aufständischen bemächtigten sich der Stadt Chaoyang, und die Bewegung schien während einiger Zeit an Bedeutung und Ausdehnung besonders nach der Manschurei hin zu gewinnen, aber den von Li Hung chang ergriffenen energischen Maßregeln gelang es, dieselbe binnen kurzer Zeit zu unterdrücken. Im Januar 1892 war die Sache, die in Europa mehr Aufregung verursacht hatte, als bei den in der Nähe befindlichen Fremden, beendigt. Wenn die den chinesischen Berichten entnommenen amtlichen und darum nicht besonders glaubwürdigen Zahlen richtig wären, so würden bei einem

Gesamtverlust der kaiserlichen Truppen von 3—400 Toten und Verwundeten der der Aufständischen an Toten allein über 15000 betragen haben. Charakteristisch für die geistigen Fähigkeiten der höheren Beamten waren die Berichte des Generalgouverneurs der Manschurei, nach denen die Aufständischen unverwundbar sein und die Macht besitzen sollten, aus aus Papier geschnittenen Puppen wirkliche Menschen zu machen. Der chinesischen Regierung war die Sache jedenfalls sehr unangenehm; es mochten alte Erinnerungen an mongolische Erhebungen und Einfälle sein, die sie beunruhigten, aber sie ergriff auch in Peking ganz außergewöhnliche Vorsichtsmaßregeln und führte u. a. die Verordnung der gegenseitigen Überwachung und Verantwortlichkeit von je fünf, zehn u. s. w. Familien, die ganz in Vergessenheit geraten war, wieder mit großer Konsequenz durch. Ich benutzte die Gelegenheit, um die sich auf der Gesandtschaft befindlichen alten, aus dem Ende der sechziger Jahre stammenden Zündnadelgewehre, die ebenso wie die zu ihnen gehörige Munition ganz verdorben waren, durch zehn Repetiergewehre neuester Konstruktion mit der entsprechenden Munition zu ersetzen, eine Vorsichtsmaßregel, die auch von den meisten andern Gesandtschaften beobachtet wurde. Dagegen lehnten wir die zum Teil angebotenen fremden Schutzwachen ab, da die mit der Anwesenheit derselben verbundenen Unzuträglichkeiten uns die Vorteile, die dieselben hätten haben können, nicht aufzuwiegen schienen.

Ich habe in dem Vorstehenden versucht, den Beginn und die Entwicklung der Thätigkeit christlicher Missionen auf Grund historischer Berichte und eigener Beobachtungen während meines achtzehnjährigen Aufenthalts in China möglichst frei von Voreingenommenheit und konfessionellen Bedenken darzustellen. Wenn ich aber heute meine Eindrücke und Beobachtungen kurz zusammenfassen soll, so kann ich dies doch nur in dem Satze thun, daß ich die Thätigkeit der christlichen Missionen in China als die größte Gefahr für die Störung der Ruhe in dem Reiche wie auf der Erde überhaupt ansehen muß. Ich verkenne dabei weder die großen Dienste, die viele Missionare, katholische wie protestantische, sich für unsere

Kenntnis Chinas nach jeder Richtung hin erworben haben, noch den kulturellen Einfluß, den jede Missionsthätigkeit besitzen kann und in China auch unzweifelhaft vielfach besitzt. Auf die konfessionelle Seite der Frage will ich mich dabei nicht einlassen, da ich es nicht für meine Aufgabe ansehen kann, zu entscheiden, welche von den verschiedenen Konfessionen oder von den vierzig bis fünfzig protestantischen Gesellschaften oder Sekten den wahren Ring besitzt. Von Freunden der Missionen ist oft die Behauptung aufgestellt worden, daß die sich in ihren Ausbrüchen gegen die letzteren richtenden Bewegungen mehr fremden- als christenfeindlicher Art seien. Das ist in gewissem Sinne unbedingt richtig. Angriffe gegen Fremde haben wiederholt in Kanton zu einer Zeit stattgefunden, als dort von einer Missionsthätigkeit nicht die Rede sein konnte, und auch in neuerer Zeit lassen sich die Gründe und Ursachen einzelner Unruhen auf municipale Maßregeln zurückführen, die in keinen Zusammenhang mit der Frage der Missionen gebracht werden können. Trotzdem kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Haß gegen die Fremden als solche durch die proselytierende Thätigkeit der Missionare fortwährend genährt und zu einer Intensität angefacht wird, den er ohne dieselbe nicht besitzen würde. Die Erklärung dafür ist eine sehr einfache. Die Thätigkeit des Kaufmanns, des Rheders, des Schiffsführers beschränkt sich auf begrenzte, mehr oder weniger eng umschriebene Gebiete; wenn sie die Interessen einzelner Klassen oder Individuen schädigt, so gewinnen andere durch sie, und der Chinese ist ein zu guter Geschäftsmann, um nicht den Nutzen kaufmännischer Beziehungen und Verkehrs um so mehr zu verstehen und zu würdigen, als die angeführten fremden Geschäftsleute sich den chinesischen Sitten und Gebräuchen mehr oder weniger angepaßt haben und der größere Teil ihres Verkehrs mit den Eingeborenen durch eingeborene Angestellte, Compradores und Supercargos, vermittelt wird. Ganz anders verhält es sich mit dem Missionar. Die Verträge geben ihm nicht nur in dem ganzen gewaltigen Reiche die größte Bewegungsfreiheit, sondern sie gestatten ihm auch, sich an jedem,

auch dem entferntesten Teile des Reiches dauernd niederzulassen. Er kommt so mit Kreisen des Volkes in Berührung, denen der Fremde persönlich nur durch den Missionar bekannt wird. Die Versuche, sich den chinesischen Anschauungen äußerlich, wie z. B. durch Annahme der Landestracht anzupassen, sind für den protestantischen Missionar wenigstens vollständig mißlungen; die Tracht annehmen und dabei durch sein Verhalten der eigenen Gattin und andern Personen weiblichen Geschlechts gegenüber den chinesischen Ansichten über Sitte und Anstand fortwährend ins Gesicht zu schlagen, ist viel schlimmer, als die fremde Tracht beizubehalten. Im letzteren Falle erscheint man den Chinesen nur lächerlich, im ersteren verächtlich. Das Schlimmste aber ist, daß der Missionar, wenn er seine Aufgabe ernst nimmt, gezwungen ist, das anzugreifen und zu zerstören, was der Chinese für das Höchste und Heiligste hält, was er besitzt: die Familie und im Zusammenhange damit die Ahnenverehrung. Die letztere ist das Bindemittel, das die Familie, mit ihr den Clan (das Geschlecht), die Gesellschaft (d. h. die Menge der Familien, nicht der Individuen, die außerhalb der Familie in China wie auch noch in Japan, weder eine soziale, noch eine ethische Berechtigung besitzen) und den Staat zusammenhält, und ohne welche dieselben auseinanderfallen und zu Grunde gehen müssen. Die Stellung, welche die Missionare dieser Frage gegenüber einnehmen, habe ich bereits gekennzeichnet: der Feind in dieser Beziehung ist für den Chinesen nicht der Fremde als solcher, sondern der Missionar; man darf also auch die Bewegungen gegen diesen christlichen Aposteln nicht schlechtweg als fremdenfeindlich bezeichnen, sondern muß sie zu denen zählen, die als christenfeindlich angesehen werden müssen. Der politischen Haltung der Missionare habe ich an anderer Stelle Erwähnung getan und dabei auf die Fehler aufmerksam gemacht, die von seiten der protestantischen Missionare nach dieser Richtung hin begangen worden sind; es erübrigt also nur noch, die allgemeinen Methoden zu besprechen, deren die Missionare der beiden hauptsächlich in Frage kommenden Konfessionen, der katholischen und der protestantischen, sich zur Er-

reichung ihres Ziels, der Bekehrung der Chinesen, bedienen. Der Unterschied, der in der schärfsten Weise zwischen den beiden Methoden besteht, läßt sich nicht besser schildern, als durch die Wiedergabe einer Stelle aus einem Bericht des schon früher erwähnten Rev. Griffith John über eine Reise in Hunan.

Derselbe schreibt: „Ein bemerkenswerter Unterschied besteht fast in jedem Punkt zwischen der Art und Weise des Missionswerks, wie die Katholiken und die Protestanten dasselbe betreiben. Die Methoden, welche die ersteren befolgen, sind die alten, sehr ruhigen, die als erprobt und vervollkommnet und daher als stereotyp angesehen werden. Man hört selten, daß ein neuer Anlauf genommen, neue Anstrengungen gemacht oder neue Plätze von unsern katholischen Freunden besetzt werden. Was sie vor hundert Jahren gethan haben, thun sie heute und an den alten Plätzen. ‚Der Geist des Landes' hat sich ihrer vollständig bemächtigt. Das von ihnen im Innern angewendete System mag ihnen als eine Notwendigkeit aufgezwungen worden sein, als zu der Zeit der Verfolgungen entdeckt zu werden den Tod oder Verbannung bedeutete; heute aber wird es aus freier Wahl aufrecht erhalten. Sie sind heute noch so unsichtbar, wie sie es früher waren. Die Väter predigen den Heiden nicht persönlich, sie setzen auch keine Bücher in Umlauf oder betreiben ärztliches Werk oder Erziehungsanstalten oder kommen sonst mit dem Volke in irgend einer Weise in Berührung. Sie leben in einer Art geheimnisvoller Abschließung, die die Eingeborenen vergeblich zu durchbrechen versuchen und über die sie viele wunderbare Geschichten erzählen. Sie haben ihre eigenen Methoden, durch die sie bewirken, daß, wenn die Väter die Heiden nicht aufsuchen, die Heiden bewogen werden, die Väter aufzusuchen, aber im ganzen sind sie nur mild aggresiv gegen das Heidentum. Indem sie sich hauptsächlich mit der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten für ihre Christen beschäftigen, aus denen sie in der That einen Teil ihres Unterhalts beziehen, füllen sie eine Stellung aus, die mehr der eines Geistlichen zu Hause entspricht, dessen Gemeinde seine ganze Zeit beansprucht, wie der eines protestantischen Missionars, der

von der Ansicht ausgeht, daß seine Zeit und seine Bemühungen hauptsächlich den Heiden gewidmet sein müssen. In den mittleren Provinzen machen die römisch-katholischen Bemühungen den Eindruck eines alten Baumes, der siegreich manchen Sturm überstanden hat und noch kräftig ist, aber unter den obwaltenden Umständen keine besondere Entwicklung in Form oder Wachstum mehr verspricht."

„Wir sind so gewohnt, die Arbeit der römisch-katholischen Väter uns in der Presse und im allgemeinen von Personen, die über chinesische Gegenstände schreiben, als Beispiele vorgehalten zu finden, die wir nachahmen und bewundern sollen, daß wir uns oft darüber wundern, wieviel der Schreiber von diesen Dingen versteht und wie er zu der Information gekommen ist. Aber während ich nichts über diesen Punkt sagen will, glaube ich, daß es einige Punkte gibt, in denen die Väter gut thun würden, uns nachzuahmen. Zum Beispiel in unserm fortwährenden und vertraulichen Verkehr mit der großen Menge; in dem großen Anteil, den direkte aggressive Bemühungen in unserm Werke einnehmen; in der Mühe, die wir uns geben, weitere und bessere Methoden ausfindig zu machen, an das Volk zu gelangen und dem Nachdruck, mit dem wir sie zur Ausführung bringen; in unseren Bemühungen, die eingebornen Christen unabhängig von uns, sich selbst unterhaltend und selbst ausdehnend zu machen und in unserm Bestreben neue Stationen zu eröffnen und neuen Boden zu gewinnen. Dies sind alles starke Gegensätze, in denen der Vorteil auf unserer Seite liegt. Wenn die beiden, wie das jetzt der Fall ist, noch eine Reihe von Jahren neben einander fortlaufen, so wird es aller Welt klar werden, daß unsere katholischen Freunde, trotz des großen Vorsprungs, den sie haben, mit ihrem alten, unveränderlichen und unnachgiebigen System in dem Kampf durch fortschrittlichen protestantischen Eifer und Leben weit zurückgelassen werden werden in dem Wettstreit, das chinesische Volk zur Unterwerfung unter die eine oder andere Form des christlichen Glaubens zu bringen."

Die Beurteilung der Methode der katholischen Missionare entspricht insofern den wirklichen Verhältnissen, als dieselben in der

That keine aggressive Propaganda treiben, dagegen ist es durchaus irrtümlich anzunehmen, daß sie, was Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten anbetrifft, in irgendeiner Weise hinter den protestantischen Missionaren zurückblieben. Wer die Hospitäler der barmherzigen Schwestern vom heil. Joseph oder der Schwestern von Canossa u. a., und die Waisenhäuser kennt, die oft Hunderte von Knaben und Mädchen enthalten, weiß, mit welcher unendlichen, selbstlosen Aufopferung von katholischer Seite für dieselben und in denselben gewirkt wird; die Erziehung, welche die Kinder in denselben erhalten, ist eine den Verhältnissen und Bedürfnissen der chinesischen Bevölkerung durchaus angepaßte, und wenn bei derselben weniger Wert auf das Auswendiglernen von Bibelstellen und Psalmen gelegt wird, so werden die Zöglinge dagegen weit mehr, als das in protestantischen Schulen der Fall ist, darauf vorbereitet, ihren Platz im praktischen Leben auszufüllen. Aber auch den höheren, vielleicht den höchsten Ansprüchen werden z. B. die Schulen der Jesuiten, besonders in Sikawei bei Shanghai gerecht. Die seelensorgerische Thätigkeit der katholischen Missionare beschränkt sich im allgemeinen auf die Erhaltung der bereits vorhandenen, aus alten Zeiten stammenden Gemeinden, sie erwarten eine Vermehrung der Mitgliederzahl derselben hauptsächlich von dem Eintreten christlicher Mädchen in heidnische Familien, und es ist zu diesem Zwecke, daß die Waisenhäuser zum Teil angelegt sind. Selbstverständlich sind die Methoden nach den verschiedenen Lokalitäten verschieden; sie werden andere sein dort, wo ein Grundstock alter christlicher Familien vor handen ist, als dort, wo das Werk der Bekehrung neu zu beginnen hat; jedenfalls verfahren sie viel ruhiger als die Protestanten, und ihnen fehlt das aggressive Element, das den letzteren so viele Feinde, den fremden Vertretern so viele Mühe, Arbeit und Sorge macht. Wo die öffentliche Meinung gegen die katholischen Missionare erregt ist, ist dies fast ausnahmslos den Waisenhäusern zuzuschreiben, in denen der heidnische Chinese nur ein Mittel sieht, sich der Kinder für zauberische Zwecke zu bemächtigen; wieviel von dem auf diesen Einrichtungen lastenden Verdacht Unvorsichtigkeiten der Priester und

Schwestern und noch mehr der Leute zuzuschreiben sein mag, die ausgesandt werden um ausgesetzte oder sonst vernachlässigte Kinder zu sammeln und nach den Krippen zu bringen, muß ich dahin gestellt sein lassen, das aber steht unzweifelhaft fest, daß die chinesische Bevölkerung denselben, wenn auch einzelne sie benutzen mögen, mit unüberwindlichem Mißtrauen gegenüber steht und auch die Behörden nie eine Gelegenheit vorübergehen lassen, um auf die Notwendigkeit einer Abänderung der Verwaltung derselben hinzuweisen. Aber selbst dort, wo wie z. B. in Peking die Behörden sich günstig und anerkennend über die Art und Weise äußerten, in der die dort befindlichen Waisenhäuser geleitet würden, ist das Mißtrauen der Bevölkerung kein geringeres. Dasselbe besteht auch den Krankenhäusern gegenüber, obgleich die ärztliche Behandlung in denselben fast ausschließlich chinesischen Ärzten anvertraut ist. So habe ich nicht einmal, sonder wiederholt von den in Peking in dem bei der Südkirche, dem Nantang, gelegenen großen Krankenhause beschäftigten barmherzigen Schwestern gehört, daß selbst diejenigen, die den Schwestern nicht allein die Behandlung der Kranken, sondern auch die Sorge für das Begräbnis der Gestorbenen überließen, sich, wenn sie sich überhaupt um ihre Angehörigen kümmerten, vor der Einsargung stets überzeugten, ob die Leichen auch noch die Augen besäßen. Bekanntlich glauben die Chinesen, daß dieselben zum Photographieren und andern geheimen Künsten benutzt würden. — Eine andere Quelle der Mißstimmung besonders seitens der Behörden und Litteraten mag das sich überhebende Auftreten einzelner der höheren Geistlichen, namentlich der Bischöfe und apostolischen Vikare in den weiter von der Hauptstadt entfernt gelegenen Provinzen gewesen sein. Persönlich ist mir ein solches Auftreten nie aufgefallen, und ich habe mit einer größeren Anzahl solcher Herren viele Jahre hindurch die besten Beziehungen unterhalten, aber ich weiß, daß u. a. in Szechuen darüber von chinesischer Seite und auch von seiten der französischen Gesandschaft selbst oft bittere Klage geführt worden ist. Als der streitbare Bischof, um den es sich handelte, der mit großen Pomp

und in Begleitung eines bewaffneten Gefolges in seinem Vikariat herumzog und die verschiedenen christlichen Gemeinden besuchte und dessen Benehmen nicht allein zu unzähligen Klagen und Beschwerden, sondern auch zu wiederholten Unruhen Veranlassung gegeben hatte, endlich auf das Andringen der französischen Gesandtschaft aus China abberufen wurde, war die Entrüstung auch unter den ruhigsten und vernünftigsten seiner Konfratres allgemein." „On nous change donc comme des préfets" sagte mir einer derselben, und ich muß allerdings hinzufügen, daß trotz dieser Maßregel das betreffende im Westen des Reichs gelegene Vikariat, bis ich China verließ und bis in die allerneueste Zeit der Schauplatz immer wiederkehrender christenfeindlicher Ausbrüche gewesen ist. Im großen und ganzen aber ist es unzweifelhaft, daß die Lehrthätigkeit der katholischen Missionare, nicht weil sie sich nur auf Stellen beschränkt, an denen sie seit langer Zeit bekannt sind, — es werden fortwährend durch Teilung der vorhandenen Vikariate neue Mittelpunkte der Thätigkeit geschaffen — sondern weil sie in ruhigerer, weniger aufdringlicher Art ausgeübt wird wie die der protestantischen, auf weniger Abneigung und Widerstand seitens der Bevölkerung stößt. Es genügt, das Programm der aggressiven Thätigkeit der protestantischen Missionare zu lesen, wie Rev. Griffith John dasselbe aufgestellt hat, um zu verstehen, welches Takts es von seiten des protestantischen Missionars bedarf, um Anstoß und Reibungen nach allen Seiten hin zu vermeiden. Und nun sehe man sich die Elemente an, aus denen die protestantischen Missionare sich zusammensetzen. 1890 waren in China 1296 Missionare thätig, von denen 589 Männer, 391 verheiratete und 316 unverheiratete Frauen waren; 1900 ist die Zahl der im Missionsdienst beschäftigten Personen auf 2461 gestiegen, davon 1036 Männer, 675 verheiratete und 724 unverheiratete Frauen, unter den Männern sind aber nur 527 ordinierte Missionare, die andern sind Laien. Der größere Teil der Zunahme entfällt auf die kosmopolitische d. h. unter englischer Leitung stehende, aber Leute aus aller Herren Ländern aufnehmende China-Inland-Mission, die 1890 366 Mitglieder (davon 161

Männer, 70 verheiratete und 135 unverheiratete Frauen) zählte und 1900 776 hatte, darunter 176 verheiratete und 274 unverheiratete Frauen, von den männlichen Mitgliedern aber waren nur 30 ordinierte Missionare, die andern 296 waren Laien. Es ist ganz klar, daß eine große, wenn nicht die größte Anzahl der von dieser Gesellschaft beschäftigten Personen nicht die Vorbildung haben können, die für jede Missionarthätigkeit, besonders auf einem so schwierigen Felde wie China das unzweifelhaft ist, notwendig erscheint. Ganz besonders peinlich muß es berühren, wenn man auf der einen Seite in Aufsätzen und Berichten und Ansprachen liest, daß für China gerade nur das Allerbeste gut genug sei, und dann sieht, wie junge Mädchen, die kaum den Kinderschuhen entwachsen sind, unter Bedingungen nach China geschickt werden, die, abgesehen davon, daß sie sie allen Gefahren aussetzen, sie in den Augen der Bevölkerung auf das schlimmste kompromittieren und dadurch ihre Thätigkeit von vornherein aussichtslos machen müssen. Die China-Inland-Mission zählte 1890 nach fünfundzwanzigjährigem Bestehen — sie wurde 1865 gegründet — bei 366 Missionaren 2937 Kommunikanten, 1900 bei mehr als der doppelten Zahl von Arbeitern 7147 Kommunikanten. Das sind Zahlen, die sehr zu bedenken geben, besonders wenn man weiß, daß gerade von dieser Gesellschaft der Ruf nach immer mehr Arbeitern ausgeht. Je mehr Stationen aber gegründet werden, desto mehr steigert sich die Gefahr, die denselben droht, und mit ihr die der Erneuerung eines Konflikts zwischen dem Auslande und China, in welchem dem erstern in Wirklichkeit die aggressive Rolle zufällt.

In Vorstehendem ist des sogenannten französischen Protektorats über die Katholiken in China nicht Erwähnung geschehen. Dasselbe besteht nicht de jure, da mit Bezug darauf keinerlei völkerrechtliche Abmachungen vorhanden sind, aber es besteht de facto für die Angehörigen einer Anzahl von Ländern, deren Regierungen es entweder bequemer oder politisch vorteilhafter finden, wie Belgien und Spanien, die Kosten, Verpflichtungen und Gefahren eines eigenen Schutzes zu vermeiden und dem mächtigen Nachbar in dieser Frage zu Gefallen zu sein, oder deren Staatsangehörige sich wie die

Italiener nicht der eigenen Gerichtsbarkeit unterwerfen dürfen, weil der Vatikan dies nicht gestattet. Daß die chinesische Regierung der Idee eines französischen Protektorats nicht freundlich gegenüber steht, ist selbstverständlich, aber auch in Missionarkreisen selbst ist man einer solchen Abhängigkeit von einer weltlichen Macht durchaus nicht wohlgesinnt, und aus diesen Kreisen ist der Gedanke hervorgegangen, durch Anerkennung der katholischen hierarchischen Stufenleiter seitens der chinesischen Regierung für die geistlichen Chefs der Missionen die Möglichkeit zu schaffen, sich direkt und ohne Einmischung Frankreichs mit den chinesischen Behörden verständigen zu können. In protestantischen Kreisen hat man dieser Evolution, aus Mißverständnis oder Eifersucht, wenn diese Leidenschaft im Busen geistlicher Herrn überhaupt einen Platz hat, nicht das Interesse entgegengebracht, das sie verdient. Noch erwünschter würde es für die katholischen Missionen gewesen sein, wenn Seine Heiligkeit der Papst sich hätte entschließen können, einen eigenen Vertreter nach Peking zu entsenden. Die Anregung dazu ist 1887 durch den auch in letzter Zeit als apostolischer Vikar von Peking und Nord-Chili oft genannten Bischof Favier, damals noch einfacher Missionar, in Rom gegeben worden, während die chinesische Regierung zu gleicher Zeit in der Person eines katholischen Engländers, J. G. Dunn einen geheimen Agenten nach dort sandte. Im Vatikan nahm man die Sache gern auf, und Msgr. Agliardi wurde bestimmt, nach Peking zu gehen. Da aber griff die französische Regierung ein, ihr Botschafter beim Vatikan erhob Einsprache gegen die Entsendung eines päpstlichen Delegierten nach Peking, und als dies nicht den gewünschten Erfolg hatte, drohte man in Paris mit der Aufhebung des Konkordats und der Einstellung der Gehaltszahlungen an die Geistlichen; dem Vatikan blieb nichts übrig als nachzugeben, und die Übernahme der Vertretung der Interessen des Katholizismus und der katholischen Missionen in Peking durch den Heiligen Stuhl, die einzige verständige Lösung der Frage, fiel ins Wasser. Gambettas Devise: l'anticléricalisme n'est pas un article d'exportation, hatte gesiegt.

IV.

Die Opiumfrage.

Opium und Missionare. — Angriffe der Missionare gegen Opiu und Handel. — Negative Erfolge derselben. — Opium unter der Mo Dynastie. — Opiumrauchen oder -essen. — Unter der Ming-Dynastie. - führung des Opiumrauchens von Java. — Erstes Verbot. — Fremde E — Verbot Kaiser Kiakings. — Wachsender Konsum. — Bestechlichk chinesischen Beamten. — Zähmung der Barbaren. — Denkschrift Hwan tszes gegen Opium. — Ernennung Lin Tseh ssüs zum Kommissar in Kan Sein Vorgehen. — Vernichtung des vorhandenen Opiums. — Der Opiu — Opium im Frieden von Nanking nicht erwähnt. — Verluste der Ka — Weitere Einfuhr und Besteuerung. — Handelsbestimmungen 1858. - fuhrzoll auf Opium vertragsmäßig geordnet. — Unbegründete Angriffe die englischen Unterhändler. — Die Ursachen und Folgen des Opiumra — Die Opiumfrage für China nur eine fiskalische. — Die Gesellsch Unterdrückung des Opiumhandels und Li Hung chang. — Opium in dem Abkommen 1876. — Verbot des Opiumhandels für Amerikaner 1880. — dieser Maßregel. — Englisch-chinesisches Abkommen 1885. — Unterd des Schmuggelhandels von Hongkong und Macao aus. — Verkehr über K und Lappa. — Deutsche Verhandlungen. — Wirkungen des Abkomme 1885. — Morphiumessen. — Jesusopium. — Zunahme der Einfu Morphium. — Haltung der Missionare in der Frage.

Als der englische Gesandte Sir Rutherford Alcock sich A der siebziger Jahre vorigen Jahrhunderts vom Prinzen Kun abschiedete, sagte ihm derselbe: „Schaffen Sie uns Missiona Opium vom Halse und Sie werden China den größten Die wiesen haben.“ Es ist vielleicht diese Verbindung beider nach chinesischen Begriffen, die die protestantischen, ganz bes

die englischen Missionare zu dem Kreuzzug veranlaßt hat, den sie seit Jahrzehnten nicht nur gegen den Gebrauch des Opiums als Genußmittel, sondern gegen die Einfuhr von Opium nach China und den Handel mit demselben führen. Einen Erfolg haben sie mit dieser Haltung bisher nur insoweit zu verzeichnen gehabt, daß, wenn die Einfuhr und der Verbrauch von indischem Opium sich etwas vermindert, der Anbau und Verbrauch von inländischem Opium um das Zehnfache zugenommen haben, während zugleich Morphium in flüssiger Form, man kann wohl sagen als direkte Folge der Agitation durch die Missionare, auf dem chinesischen Markte erschienen ist und die Einfuhr desselben, und damit unzweifelhaft auch der Gebrauch in erschreckender Weise zugenommen hat. Der schlimmste Erfolg dieser Agitation ist aber der gewesen, dem englischen Volk und der englischen Regierung bewußtermaßen einen schlechten Namen zu geben und bei Chinesen und Fremden den Eindruck hervorzurufen, als ob England den Chinesen den Geschmack am Opium gegeben und ihnen die Zulassung desselben mit den Waffen in der Hand aufgezwungen gehabt habe. Beides ist vollständig falsch. Die Mohnpflanze, aus der Opium bereitet wird, scheint im westlichen China einheimisch zu sein, es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß die Chinesen den Gebrauch des Mohnsaftes als Medikament, vielleicht auch als Genußmittel von ihren Nachbarn, den Annamiten oder den Birmanen wie durch arabische Händler kennen gelernt gehabt haben, die alle seit langer Zeit die Drogue kannten und gebrauchten. Jedenfalls wird der Opiumproduktion in Süd-Yünnan bereits in einem 1736 erschienenen chinesischen Berichte über diese Provinz gedacht, während Opium schon früher in dem 1590 erschienenen „Pentsao", Kräuterkunde, als Medikament Erwähnung findet. Aber die Einführung des Opiums als Genußmittel geht unzweifelhaft noch viel weiter zurück und datiert nach chinesischen Angaben aus der Zeit Kublai Chans (Kaiser von China seit 1280), der dasselbe auf seinen Feldzügen kennen gelernt haben soll. Ob Opium damals geraucht oder gegessen worden, ist schwer zu entscheiden, moderne chinesische Autoren

sprechen vom Rauchen, das Essen ist aber das Wahrscheinlichere schon deswegen, weil Marco Polo in seinen Berichten der Sitte nicht erwähnt, was er unbedingt gethan haben würde, da sie ihm etwas ganz Fremdes sein mußte. Die Sitte oder Unsitte des Rauchens ist in Europa bekanntlich erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts gebräuchlich geworden; die vielfach verbreitete Ansicht, daß die Chinesen den Tabak und seine Benutzung früher gekannt gehabt hätten, beruht auf der, wie Dr. Bretschneider nachgewiesen hat, irrtümlichen Übersetzung einer Stelle, bei der der aus Hütten aufsteigende Rauch mit dem aus Pfeifen verwechselt worden ist. Die Annahme, daß Opium zur Mongolenzeit nur gegessen worden sei, wird auch dadurch bestätigt, daß es später zuerst vermischt mit Tabak geraucht wurde. Der letzte Kaiser der Mongolen-Dynastie soll den Versuch gemacht haben, den Genuß des Opiums, der die Verarmung des Volks herbeiführe, zu verbieten, ihn aber aus Furcht vor einem Aufstande aufgegeben haben; dem ersten Herrscher der chinesischen Ming-Dynastie, Taitsu, 1368—1398, der denselben Wunsch hegte, ist dann, nach den Chinesen, der Himmel zu Hilfe gekommen: roter Regen fiel, der das Opium verdarb, so daß das Volk von dem Genusse desselben erkrankte. Am Hofe scheint es aber doch noch benutzt worden zu sein, wenigstens werden unter den Tributgeschenken für die Kaiser dieser Dynastie 200 Catties (1 Catty gleich ungefähr 650 Gramm) und für die Kaiserinnen 100 Catties aufgeführt. Auch sonst ist Opium eingeführt worden, doch hat die Einfuhr bis 1720 (nach chinesischen Quellen bis 1765) nicht 200 Kisten jährlich überstiegen, auf die 3 Taels Zoll für die Kiste entrichtet wurden. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts scheinen Chinesen aus Java die Gewohnheit des Opiumrauchens nach Formosa gebracht zu haben, die aber auf die Insel beschränkt geblieben sein dürfte, wenigstens nimmt ein von dem Kaiser Yung cheng der jetzigen Dynastie 1729 gegen die Opiumraucher erlassenes Verbot nur auf diese Insel Bezug.

Der fremde Opiumhandel ist verhältnismäßig neueren Datums. 1767 überstieg die Einfuhr, die ganz in der Hand der Portugiesen

war, nicht 1000 Kisten*) jährlich, und der erste englische Versuch wurde mit einer ganz geringen Quantität 1773 von der Ostindischen Gesellschaft gemacht. 1781 sandte dieselbe ein Schiff mit 1600 Kisten nach Kanton, dieselben wurden dort mit Verlust an einen der Hongkaufleute verkauft, der, da er keinen lohnenden Absatz für sie fand, die Drogue wieder nach Ostindien zurücksandte. Trotzdem scheint Opium am Kaiserhofe und unter den höheren Beamten sehr beliebt und verbreitet gewesen zu sein; wenigstens berichten Barrow und Staunton, die die Gesandtschaft Lord Macartney's begleiteten, aus dem Jahre 1793, daß der Gebrauch des Opiums in diesen Kreisen stetig zugenommen habe. 1793 begannen die Behörden in Kanton gegen die Einfuhr von Opium daselbst vorzugehen, und drei Jahre später (1796), erließ Kaiser Kiaking ein Edikt, durch welches dieselbe überhaupt verboten wurde. Der von dem Kaiser für das Verbot angegebene Grund war, daß der Gebrauch von Opium die Veranlassung sei, daß die Leute ihre Zeit — die Pfeife wird liegend geraucht — und ihr Vermögen damit vergeudeten und ihr Silber und ihre Waren gegen den „gemeinen Schmutz“ fremder Länder eintauschten. Trotz dieser Verbote ging die Einfuhr bis 1820 auf ungefähr 4 bis 5000 Kisten herauf und steigerte sich im weiteren Verlauf der Jahre mit überraschender Geschwindigkeit, so daß sie im Jahre 1830 16873 Kisten betrug und 1840 auf 20619 Kisten, die von dem Generalgouverneur Lin in dem Jahre vernichtete Anzahl, gestiegen war. Wie das immer und überall in China der Fall gewesen zu sein scheint, hatten die Verbote der Zentralregierung und der höchsten Provinzialbehörden nur den Erfolg, die Höhe der Beträge zu steigern, die zu der Bestechung aller Beamten, vom höchsten bis zum niedrigsten, verwendet werden mußten. Die Berichte der zu den Zeiten in den fremden Faktoreien in Kanton sich aufhaltenden Kaufleute, die alle

---

*) Die Kisten von Malwa-Opium enthalten einen Pikul Opium, 113 Pfund englisch oder 60,5 kg, während die mit Patna- und Benares-Opium zwanzig Catties (1 Pikul = 100 Catties) mehr enthalten. Malwa ist Regierungsopium, während die beiden andern Sorten aus eingebornen Fürstentümern stammen.

an dem Handel beteiligt waren, enthalten darüber die amüsantesten Einzelheiten. Nachdem der chinesische Beamte, der das bei Namoa oder Lintin geankerte fremde Schiff besuchte, eine aus seinem Stiefel, dem gewöhnlichen Portefeuille des Chinesen, gezogene kaiserliche oder sonstige behördliche Bekanntmachung verlesen hatte, durch die die Einfuhr von Opium verboten und mit den schwersten Strafen bedroht wurde, wurden alle unbequemen Zeugen fortgeschickt und die Frage, wie viel Opium an Bord sei und wie viel man bezahlen wolle, um bei dem Verkauf desselben nicht behindert zu werden, ganz offen verhandelt und auf die freundschaftlichste Weise geregelt. Wenn Opium nach Kanton geschickt wurde, geschah das häufig in Böten unter der Flagge des Generalgouverneurs oder anderer hoher Beamten. Von Zeit zu Zeit wurde, um den Eifer der Behörden in das gehörige Licht zu setzen, ein einheimischer Schmuggler abgefaßt und enthauptet, oder eine mit Salz und Opium beladene Dschunke weggenommen, aber wirkliche Schwierigkeiten mit den fremden Händlern entstanden meistens nur, wenn es sich darum handelte, Genugthuung für den selbst zufälligen Tod eines Chinesen zu erlangen, wenn ein Streit zwischen einem Fremden und einem Chinesen einen Angriff auf die Faktoreien hervorrief oder, und das war in den Augen der Chinesen das Wichtigste, wenn es darauf ankam, die fremden Barbaren zu zähmen, d. h. ihnen zu beweisen, daß sie wohl Pflichten, aber keine Rechte besäßen und im Reich der Mitte nur geduldet seien. Eine solche Gelegenheit bot sich für die Behörden in Kanton, als das Monopol der Ostindischen Gesellschaft 1834 ablief und Lord Napier von der Regierung zum Superintendanten des britischen Handels ernannt wurde. Bei seiner Ankunft in Kanton wurden er und seine beiden Begleiter von den Zollbeamten als „drei fremde Teufel" gemeldet, das Schreiben, das er an den Gouverneur sandte, wurde ihm als ungehörig zurückgegeben und ihm der Befehl erteilt, nach Macao zurückzukehren. An die Hongkaufleute, die die amtlichen Vermittler zwischen den fremden Händlern und den chinesischen Behörden waren, aber wurde ein Reskript des Gouverneurs gerichtet, in dem es hieß: Bei dieser Gelegenheit ist das barbarische „Auge", Lord Napier, nach Kanton

gekommen, ohne sich in Macao aufgehalten und dort auf Befehle gewartet zu haben; auch hat er weder die Erlaubnis des Handelssuperintendanten, d. h. des Hoppo, erbeten noch erhalten, sondern hat sich voreilig nach Kanton begeben, ein grober Verstoß gegen die bestehenden Gesetze ..... Er kommt nach Kanton wegen Handelsangelegenheiten. Das Himmlische Reich ernennt Beamte, Civilbeamte, um das Volk zu regieren, Militärbeamte, um den Schlechten Schrecken einzuflößen. Die kleinen Geschäfte des Handels müssen von den Kaufleuten geregelt werden; die Beamten haben über dergleichen Gegenstände nichts zu hören." Eine Unterbrechung des Handels von seiten der Chinesen zwang Lord Napier nach Macao zurückzukehren, wo er bald darauf starb. Für alle verständigen, vorurteilsfreien Leute mußte es klar sein, daß Zustände wie diese nicht fortdauern konnten, sobald sich königliche Beamte und nicht mehr Kaufleute den chinesischen Behörden gegenüber befanden, aber es sollte eine andere Veranlassung sein, die den Bruch zwischen England und China herbeiführte.

In den von E. H. Parker übersetzten Auszügen aus dem „Sheng Wuki", den „Militärischen Operationen der jetzigen Dynastie" von Wei Yüan wird die Geschichte des sogenannten Opiumkrieges mit der Erklärung eingeführt, daß im Sommer 1838 der Direktor des Zeremonienamts, Hwang Tsioh tsze dem Thron eine Denkschrift eingereicht habe des Inhalts, daß der immer steigende Gebrauch von Opium der Grund von allen Leiden Chinas sei. Silber und gemünzte Dollars würden immer seltner und teurer, der Tael, der früher 1000 Cash gegolten, wäre jetzt 1600 wert, das Staatseinkommen sei in Unordnung geraten, Bestechlichkeit herrsche überall und der Handel sei vollständig desorganisiert. Opium, dessen Gebrauch unter dem Fremden selbst streng verboten sei, werde von ihnen benutzt, um China zu schwächen und sich seines Vermögens dadurch zu bemächtigen, daß man es zu dem Gebrauch der Drogue ermutige. So hätten sie sich Jaoas bemächtigt und dasselbe Annam gegenüber versucht, das ihnen aber Widerstand geleistet habe. Jetzt ruinierten sie die Körper und das Vermögen der Chinesen mit ihrem

scheußlichen Gift, und es bleibe nichts übrig, als die Todesstrafe über alle die zu verhängen, die gegen das Gesetz verstießen. Kaiser Taokwang (von dem ein Sohn soeben dem Mißbrauch des Opium erlegen war) ließ die Denkschrift den höchsten Provinzialbehörden vorlegen, die sich ohne Ausnahme für die Ausführung des in derselben enthaltenen Vorschlags aussprachen. Der Beamte, der sich am entschiedensten geäußert hatte, der Generalgouverneur der beiden Hus, Lin Tseh ssü, wurde nach Peking berufen und als Kaiserlicher Kommissar nach Kanton gesandt.

Auf die Einzelheiten von Lins Vorgehen gegen die Fremden einzugehen, ist überflüssig, es genügt zu bemerken, daß er acht Tage nach seiner Ankunft in Kanton am 18. März 1839 den Fremden befahl, innerhalb dreier Tage alles in ihrem Besitz befindliche Opium auszuliefern und sich zu verpflichten, keins mehr einzuführen, während gleichzeitig der Hoppo Maßregeln traf, um alle Fremden zu verhindern, Kanton zu verlassen. Nach Verhandlungen, in denen Lin sehr viel mehr Entschlossenheit und festen Willen zeigte als der englische Vertreter, gab der letztere am 27. März nach und Ende Mai wurden 20283 Kisten Opium den Chinesen ausgeliefert und von denselben vernichtet. Weitere Zwistigkeiten zwischen der englischen Vertretung und den Chinesen, bei denen die Schuld wohl unbedingt auf der Seite der letzteren lag, die durch den ersten Erfolg übermütig geworden waren, führten dann zu dem ersten irrtümlich als Opiumkrieg bezeichneten englisch-chinesischen Zusammenstoß, der mit dem Frieden von Nanking (29. August 184[illegible]) schloß, durch den eine Anzahl von Häfen dem fremden Handel geöffnet und der fremde Händler aus einem nur geduldeten zu einem berechtigten Inwohner des chinesischen Reichs wurde. Des Opiums wurde in dem Vertrage überhaupt nur in sofern gedacht, als durch Art. 4 desselben die chinesische Regierung sich verpflichtete, für das in Kanton übergebene Opium eine Entschädigung von 6 Millionen Dollars zu zahlen. Die Kaufleute machten ein sehr schlechtes Geschäft dabei; die Regierung acceptierte die von Elliot auf sie gezogenen Wechsel nicht, bezahlte die Kaufleute erst nach vier Jahren

und zwar nicht in Kanton, sondern in London, zog alle Kosten ab und berechnete als Preis des Opiums den Wert, den es damals in Kanton hatte und der viel geringer als der in Indien gezahlte war, sodaß die Kaufleute fast die Hälfte ihrer Forderungen einbüßten. Da der Vertrag, wie gesagt, weder ein Verbot der Opiumeinfuhr enthielt, noch einen Zoll auf denselben legte, ging nach dem Abschluß des Friedens Opium während längerer Zeit zoll- und abgabefrei ein, was zur Folge hatte, daß die Einfuhr sich sehr hob; 1850 betrug dieselbe 52925 Kisten, 1860 59405 Kisten, ohne das zu rechnen, was von Honkong aus eingeschmuggelt wurde, Schließlich entschlossen die Behörden sich doch zur Auferlegung einer Abgabe, die für bestimmte Zwecke, allmählich von 24 auf 48 Dollars per Kiste stieg. Auch der Krieg und Frieden von 1858 (27. Juni) brachte keine Bestimmungen über den Opiumhandel und es war erst in dem am 8. November d. J. zu Shanghai gezeichneten Abkommen über die Bedingungen, unter denen der Handel mit China geführt werden solle, daß in dem demselben beigefügten Tarif Opium, allerdings nicht mehr unter dem alten Namen Yapien, sondern unter dem der ‚fremden Drogue‘ mit einem Zoll von 30 Taels (damals 240 Mk.) für 100 Catties erschien. Den englischen Unterhändlern ist oft, besonders von seiten der Missionare vorgeworfen worden, daß sie die Macht der Stärkeren benutzt hätten, um die Aufnahme von Opium in den Tarif durchzusetzen; die Angabe ist durchaus falsch und durch nichts berechtigt; die Frage ist von den englischen Unterhändlern weder in Tientsin, noch in Shanghai berührt worden und ist schließlich auf Wunsch der chinesischen Unterhändler wie geschehen geregelt worden. Man kann darauf erwidern, daß die Chinesen durch die Macht der Ereignisse zu diesem Schritt gezwungen worden seien und das ist unzweifelhaft richtig, aber niemand, der gewohnt ist, Fragen nicht nur von einem einseitigen Gesichtspunkt aus zu betrachten, wird sich darüber wundern können, daß es der englischen Regierung nicht eingefallen sei, den Opiumhandel fallen zu lassen, dessen Aufgabe für die Bevölkerung Indiens einen Ausfall von über 200 Millionen

Mark und für die indische Regierung von 140 Millionen Mark bedeutet haben würde, die durch neue Steuern hätten ersetzt werden müssen.

Es ist hier vielleicht der Ort über die Schädlichkeit des Opiumrauchens zu sprechen. Daß Opium auch in dieser am wenigsten wirksamen Form genommen gesundheitlich nachteilig wirken kann und oft wirken wird, ist unzweifelhaft, aber das thun Alkohol und andere Genußmittel auch. Nun ist es ja freilich in den letzten Jahrzehnten Sitte geworden, den Alkohol als Verderber der Menschheit zu bezeichnen, aber wenn ich die geistigen Erfolge ansehe, die der Europäer während des letzten Jahrhunderts zu verzeichnen gehabt hat, und dann wieder daran denke, daß es die Abkömmlinge einer alkoholverseuchten Rasse sind, deren Vorfahren seit 1500 bis 2000 Jahren sich dem Genuß alkoholartiger Getränke ergeben haben, die solches zu leisten imstande gewesen sind, kann ich mich der Überzeugung nicht erwehren, daß Alkohol, wenn überhaupt ein Gift, jedenfalls ein sehr langsam wirkendes sein müsse. Dasselbe kann man vom Opium behaupten, der noch den Vorteil besitzt, seine Anbeter nicht in wilde Tiere zu verwandeln, sondern sie nur faul und schläfrig zu machen. Auch der Opiumraucher wird vorkommendenfalls stehlen, um sein Gelüst befriedigen zu können, aber er wird im Rausch weder morden, noch seine Frau und Kinder mißhandeln oder sonst ein Verbrechen begehen, und das spricht jedenfalls sehr zu Gunsten des Opiums. Während meines langen Aufenthalts in China habe ich eine ganze Menge Opiumraucher in meinem Dienst gehabt und stets gefunden, daß dieselben ihre Obliegenheiten vortrefflich erfüllten, der einzige Trinker, der durch Zufall in die Gesandtschaft geraten war, hat mir dagegen so viel Ärger bereitet, daß ich froh war, als ich ihn wieder los wurde. Ich kenne die Photographien und Bilder von Opiumrauchern, an deren skelettartigen Körpern alle nachteiligen Folgen dieser Gewohnheit dem entsetzten Beschauer vorgeführt werden, und ich habe auch die Opiumhöhlen besucht, zu denen man den Ankömmling in Shanghai führt, um ihm die schrecklichen Folgen des Lasters ad oculos

zu demonstrieren, aber ich bin überzeugt, daß man in jeder großen Stadt, in jedem Hafen Europas und Amerikas mit Leichtigkeit Alkoholiker finden würde, die einen noch schrecklicheren Anblick gewähren dürften, und ich, und gewiß unzählige andere, würden es uns unzweifelhaft sehr verbitten, wenn man uns in den vertierten Säufern Opfer nicht des übermäßigen, sondern überhaupt des Genusses alkoholischer Getränke vorstellen wollte. Wo die traurigen Folgen des Opiumrauchens in solcher Weise zu Tage treten, handelt es sich fast immer um Leute, bei denen das Opiumrauchen nur eine Begleiterscheinung anderer Laster gewesen ist, oder um solche, die, häufig auf den Rat des Arztes, zur Pfeife gegriffen haben, um Krankheiten wie Schwindsucht, Lungenblutungen u. a. m. zu bekämpfen. Opium ist in erster Linie ein Genußmittel, das wie viele andere, Tabak, Thee, Kaffee, Koka, Mate, Betel, im Übermaß genossen, schädlich wirken kann, dann dient es als geistiges Stimulans für Gelehrte, Kaufleute, Beamte, — giebt es doch auch bei uns genug Leute, die behaupten, nicht arbeiten zu können, ohne die Pfeife oder Cigarre im Munde zu haben, — und als körperliches für die hart arbeitende Bootbevölkerung, die Schiffszieher, Lastträger und einen Teil der Landbevölkerung besonders am mittleren und oberen Yangtse; es wird als Prophylaktikum gegen Fieber und Dyssenterie, als Heilmittel wie schon erwähnt, besonders gegen Lungenleiden gebraucht. Von der großen Masse des Gesindels, höheren und niedrigeren, das sich in China dem Opiumrausch wie bei uns dem Bier-, Wein- und Schnapsrausch ergiebt, will ich nicht sprechen; für sie dient es auch als Aphrodisiakum, aus diesen Kreisen stammen meistens die Bilder geistiger und körperlicher Verkommenheit, die als abschreckende Beispiele vorgeführt werden. Jedenfalls steht eins fest: die furchtbaren Schilderungen von den Folgen des Opiumrauchens, die in die Welt geschickt werden, sind nicht allein sehr übertrieben, sie entbehren sogar jeder Grundlage. Einer meiner Diener, mein Koch Joseph, der nicht allein in China, sondern überhaupt seines gleichen suchte, war trotzdem er zu der Zeit von der ich spreche, seit zwanzig Jahren Opium rauchte, ein vortrefflicher Turner. Als der 1900 in Peking als Gesandter ermordete Frei-

Herr von Ketteler als Dolmetschereleve zu mir nach Peking kam, hatte er eben den Kursus der Militär-Turnschule in Berlin absolviert, Joseph turnte ihm am Reck vor, und Herr von Ketteler mußte gestehen, selbst in Berlin nichts Ähnliches gesehen zu haben wie die Rückenwelle, die Joseph ihm ein Dutzend Male hintereinander vormachte. Ähnliche Beispiele wird jeder anführen können, der der Frage vorurteilsfrei gegenüber getreten ist.

Man wird mir die Erklärungen der chinesischen Regierung und chinesischer Beamten, darunter von den hochgestelltesten, entgegenhalten, die oft, und ich will hinzufügen gern, über den Schaden geklagt haben, den das Opiumrauchen ihrem Volke zufüge. Der Grund dafür ist meistens der, daß die Einfuhr von Opium die Handelsbilanz sehr erheblich zu Ungunsten Chinas verschiebe und dem Lande dadurch ein Schaden zugefügt werde, der, wenn kein Opium verbraucht werde, nicht eintreten würde. Dann haben diese Klagen dazu gedient vor der englischen Regierung, als der meistbeteiligten weitergehende Zugeständnisse bei der Besteuerung des Artikels herauszudrücken und endlich ist es vielen Chinesen, darunter ganz besonders meinem Freunde Li Hung chang eine Freude gewesen, einer fremden Regierung und namentlich der englischen, die aus mehr als einem Grunde schlecht bei ihnen angeschrieben ist, in der bequemsten Weise eine Menge Unannehmlichkeiten ins Gesicht sagen zu können. Als die englische Gesellschaft für die Unterdrückung des Opiumhandels ein bewegliches Schreiben an Li richtete und ihn um seine Unterstützung bat, hat er in noch viel beweglicherer Art und Weise auf dasselbe geantwortet, thatsächlich aber nie etwas gethan, um weder der Einfuhr der Drogue, noch dem Anbau im Inlande entgegen zu wirken. Für ihn wie für alle andern chinesischen Staatsmänner, einige wenige vielleicht ausgenommen, die in der eigenen Familie von der Gewohnheit des Opiumrauchens schwer zu leiden gehabt hatten, besaß die Frage nur ein fiskalisches Interesse; sie wurde dadurch besonders verwickelt, daß einerseits der kleine Umfang der einzelnen Bälle, in welcher Form Opium versandt wird, es sehr leicht machte, die Aufmerksamkeit der Zollbehörden

bei dem Transport von einem geöffneten Hafen ins Innere zu täuschen, und andererseits sich von Hongkong aus ein ausgedehnter Schmuggelhandel mit Opium nach dem Festlande entwickelte, der in der That die Interessen der chinesischen Regierung ernstlich schädigte. Ähnliches, wenn auch in kleinerem Umfange, fand auch von Macao aus statt. Als daher 1876 die Art und Weise der Behandlung des aus der Ermordung des englischen Dolmetschers Margary in Yünnau entstandenen Konflikts der chinesischen Regierung die Gelegenheit bot, auch ihre Wünsche vorzubringen, zögerte dieselbe nicht dies zu thun, und durch Art. III der 2. Abteilung des am 13. September 1876 zu Chefoo unterzeichneten Abkommens wurde vereinbart, daß der englische Gesandte Sir Thomas Wade seiner Regierung empfehlen solle, dem Vorschlage zuzustimmen, daß von englischen Kaufleuten eingeführtes Opium bis zum Verkauf in Entrepots niedergelegt werde; beim Verkauf solle dann der Verkäufer den Eingangszoll und der Käufer die von den Provinzialbehörden je nach Umständen festzusetzende Likinabgabe entrichten. Wie die andern Artikel dieses Abkommens, auf das ich später zurückzukommen haben werde, erregte auch dieser vielfachen Widerspruch seitens der bei dem Opiumhandel interessierten Kaufleute und der indischen Regierung, so daß es bis zum Jahre 1880 dauerte, ehe die englische Regierung sich entschloß, der so angeregten Frage näher zu treten und sie zum Abschluß zu bringen. In der Zwischenzeit hatten die Vereinigten Staaten zu der Opiumfrage Stellung genommen. In der zweiten Hälfte des Jahres 1880 waren zwei besondere Kommissare, die Herren Swift und Trescott, nach Peking entsandt worden, um zusammen mit dem dort beglaubigten Gesandten J. B. Angell ein Abkommen zu treffen, durch welches die Einwanderung chinesischer Arbeiter nach den Vereinigten Staaten beschränkt werden solle. Wohl um dem Abkommen mehr den Charakter der Gegenseitigkeit zu geben, wurde zugleich mit dem auf die Einwanderung bezüglichen am 17. November d. J. ein zweites unterzeichnet, durch dessen ersten Artikel allen Bürgern der Vereinigten Staaten der Handel mit Opium und allen Schiffen der

Transport desselben untersagt werde. Da der Handel mit Opium damals schon seit längerer Zeit in den Händen weniger anglo-indischer, meistens jüdischer oder Parsi-Häuser lag, und die amerikanische Flagge fast ganz aus den chinesischen Meeren verschwunden war — 1882 entfielen von 17,388,852 Tonnen des Gesamtverkehrs 165,801 auf amerikanische Schiffe, die in 1887 auf 66539 Tonnen von 22,199,661 zurückgegangen waren — konnte dieses Verbot einen praktischen Erfolg nicht haben, es verfolgte, wie gesagt, nur den Zweck, den Chinesen für das ihnen in der Einwanderungsfrage angethane Unrecht ein freilich wertloses quid pro quo zu bieten und, vielleicht, auf dem Rücken der Engländer zu beweisen, daß die Amerikaner doch bessere Menschen seien, als ihre angelsächsischen Vettern.

1885 gelang es dem in London als chinesischen Gesandten beglaubigten Marquis Tseng die englische Regierung zur Ratifikation einzelner Teile des Abkommens von Chefoo und zum Abschluß eines neuen zu bewegen, in das die in dem früheren getroffene Vereinbarung in Betreff der Einfuhr von Opium mit dem Zusatz aufgenommen wurde, daß die Likinabgabe nicht 80 Taels übersteigen dürfe. Selbstverständlich hat die chinesische Regierung diesen Satz als maßgebend angenommen, so daß Opium jetzt per 100 Catties 30 Taels Zoll und 80 Taels Likin, d. h. zusammen 110 Taels zahlen muß, zu dem augenblicklichen Kurse ungefähr 350 Mark. Auch in Betreff der Unterdrückung des von Hongkong aus getriebenen Schmuggelhandels wurden auf Grund der beiden Abmachungen von 1876 und 1885 Vereinbarungen getroffen, infolge deren 1890 eine chinesische Behörde in Kowloon bei Hongkong zur Überwachung der von dort aus nach dem Festlande in Dschunken gehenden Verkehrs und zu derselben Zeit eine in Lappa für den mit Macao eingerichtet wurde. Wie bedeutend der Verkehr ist, der durch diese beiden Zollämter geht, ergiebt sich daraus, daß derselbe 1899 für Kowloon 1240 Dampfbarkassen und 45612 Dschunken und für Lappa 14962 Dschunken betrug und einen Wert für den ersten Platz von 56,532,226 Taels und für den

anderen von 13,748,518 Taels darstellte. Das auf diesem Wege beförderte Opium war 2752,5 Pikuls.

Die Opiumfrage gab auch mir insofern zu thun, als die chinesische Regierung, vielleicht durch den Wortlaut der Abmachung mit England veranlaßt, in der nur von „fremdem“ Opium die Rede war, es anfänglich für überflüssig zu halten schien, die Zustimmung der andern Vertragsmächte zu demselben einzuholen; es bedurfte einiger scharfen Erinnerungen, bis sie sich entschloß dies zu thun.

Das Ergebnis des Abkommens ist ein doppeltes gewesen; einerseits sind die Einnahmen der chinesischen Regierung durch die höhere Besteuerung der Drogue, wie durch die Verminderung des Schmuggelhandels bedeutend gestiegen; andererseits hat der Anbau von Opium im Lande selbst sehr erheblich zugenommen. Derselbe war früher verboten, wenn das Verbot auch überall mehr oder weniger umgangen wurde; seit 1886 scheint er aber freigegeben worden zu sein. Ich möchte diese Thatsache dem nicht unwahrscheinlicherweise auf fremden Einflüsterungen — in den Schriften der Gesellschaft zur Unterdrückung des Opiumhandels kommen dergleichen vielfach vor — beruhenden Glauben der Chinesen zuschreiben, daß es ihnen auf diese Weise gelingen könne, die Einfuhr von fremdem Opium ganz zu unterdrücken um dann, wie die Missionare hoffen, auch den Anbau verbieten und damit der ganzen Sache ein Ende bereiten zu können. Ich halte beide Annahmen für irrtümlich. Das indische Opium ist dem chinesischen an Güte so überlegen, daß es immer von den besseren Klassen dem eingeborenen vorgezogen werden wird, dann aber ist die chinesische Regierung für den Augenblick gar nicht in der Lage, das Einkommen aus fremden und einheimischen Opium zu entbehren; das erstere betrug 1899 von einer Einfuhr von 63 438 Pikuls 5 305 239 Taels, d. h. an 16 Millionen Mark, während von dem letzteren, außer dem Küstenzoll, bei der Versendung im Inlande durch das fremde Seezollamt eine Likinabgabe von 25 Tls. per Pikul erhoben wird. Die Einnahmen aus diesen Quellen betrugen 1899 2 151 266 Tls., d. h. nach dem damaligen Kurse über sechs

Millionen Mark. Wir stehen also vor der Thatsache, daß der Versuch den Teufel durch Beelzebub zu vertreiben, gründlich mißlungen ist und das einzige Ergebnis der Bemühungen der Missionare, deren Drängen und Einfluß der Abschluß der Konvention von 1885 zum Teil zuzuschreiben war, eine sehr erhebliche Steigerung des Anbaus und damit des Konsums von inländischem Opium gewesen ist, der nach medizinischen Autoritäten der Gesundheit des Rauchers viel schädlicher als der indische sein soll.

Auch in anderer Beziehung hat die Einmischung der Missionare in die Opiumfrage keine günstigen Folgen gehabt. Bei der 1890 in Shanghai stattgehabten Konferenz erklärte einer der derselben beiwohnenden Missionarärzte, Dr. Boone aus Shanghai als Bevollmächtigter der „Medical Missionary Association of China", daß mit dem vielfach von eingeborenen Christen und Predigern betriebenen Handel mit sogenannten Antiopiumpillen, die Morphium enthielten, sehr viel Schaden angerichtet werde; in erster Linie möge diesem Handel der Wunsch zugruude gelegen haben, das Opiumrauchen zu unterdrücken, aber aus verschiedenen Häfen eingegangene Mitteilungen könnten kaum einen Zweifel darüber lassen, daß dieser Zweck allmählich ganz aus den Augen verloren und durch den, Geld zu machen, ersetzt worden sei. Dies ginge so weit, daß im Süden Morphium unter dem Namen Jesusopium bekannt sei und die Christen als die Verbreiter der Sitte des Opiumessens angesehen und bezeichnet würden. Diese Erklärungen wurden durch andere Missionarärzte mit dem Zusatz bestätigt, daß Morphiumeinspritzungen ebenfalls, wenn auch in seltenen Fällen vorkämen, Morphiumessen und besonders subcutane Einspritzungen seien aber viel gefährlicher als Opiumrauchen. Die Konferenz beschloß darauf, alle Missionare aufzufordern, so weit wie möglich dem Verkauf von Morphium enthaltenden Mitteln gegen das Opiumrauchen entgegenzuwirken. Leider scheint dieser Beschluß ohne alle praktischen Folgen geblieben zu sein. Während die Einfuhr von Morphium 1894 48 324 Unzen und 1895 70 339 Unzen betrug, ist dieselbe 1898 auf 92 159 Unzen und 1899 auf 154 705 Unzen heraufgegangen, eine Vermehrung,

die eine erschreckende Zunahme der mit derselben verbundenen gefährlichen Gewohnheiten annehmen läßt. Selbstverständlich ist den Missionaren keine direkte Schuld an der Einbürgerung des Morphiumessens und des subcutanen Gebrauches des Mittels zuzuschreiben; jeder einzelne derselben würde, mit Recht, eine derartige Anschuldigung zurückweisen, aber der Vorfall zeigt, wie gefährlich es ist, solche Dinge in die Hand zu nehmen, und wie unzuverlässig die eingeborenen Christen im großen und ganzen sind. Die individuellen Bemühungen der Missionare, dem Opiumrauchen unter denen, die die Taufe nachsuchen, und den Bekehrten Einhalt zu thun, sind im höchsten Grade anerkennungswerte, dieselben würden vielleicht in manchen Fällen erfolgreicher sein, wenn einzelne Gesellschaften nicht gleichzeitig den Genuß alkoholischer Getränke und das Tabakrauchen verböten; auch die chinesischen Christen sind nur Menschen, und wenn man manchen Berichten Glauben schenken darf, recht schwache Menschen; wozu auf Aeußerlichkeiten solchen Wert legen, wo am innern Menschen noch so viel zu arbeiten erforderlich erscheint?

V.

Die innere Lage, der Fall Margary, und das Abkommen von Chefoo.

Kaiser Tungchihs Nachfolge. — Kaiser Kwangsü. — Chang yi. — Grundlose Gerüchte. — Die Kaiserin Tsze Hsi. — Der Staatsstreich von 1861. — Auflösung des Regentschaftsrats. — Hinrichtung von 3 Mitgliedern desselben. — Kaiserliches Edikt. — Charakteristik der Kaiserin-Mutter. — Innere Lage. — Unterdrückung des Taiping- und Nienfei-Aufstandes und der mohamedanischen Erhebungen in Yünnan und Kansuh. — Tungchih. — Illegalität der Nachfolge Kwangsüs. — Charakteristik des Kaisers. — Seine Kinderlosigkeit. — Beziehungen zur Kaiserin-Regentin. — Yünnan. — Ursprung der mohamedanischen Bevölkerung. — Unbotmäßigkeit derselben. — Die Erhebung von 1865. — Das Sultanat von Tali. — Die englische Expedition Sladen. — Argwohn der Chinesen. — Hoffnungen der Mohamedaner. — Prinz Hassans Sendung nach London und Konstantinopel. — Untergang des Sultanats von Tali. — Die englische Expedition Browne. — Die Sendung Margarys. — Ermordung desselben. — Angriff auf die Expedition und Rückzug derselben. — Gründe des Angriffs. — Verhandlungen in Peking. — Sir Thomas Wade. — Unmögliche Forderungen. — Englisch-chinesische Kommission. — Mißerfolg derselben. — Sir Thomas Wade verläßt Peking. — Besorgnisse der chinesischen Regierung. — Wiederaufnahme der Verhandlungen. — Die Konvention von Chefoo. — Stellung der fremden Vertreter zu den Verhandlungen. — Das Abkommen. — Die Frage der Genugthuung. — Amtlicher Verkehr. — Errichtung chinesischer Gesandtschaften im Auslande. — Einfluß derselben auf die Beziehungen in Peking. — Haltung der aus dem Auslande zurückgekehrten chinesischen Gesandten. — Kuo Sung tao. — Marquis Tseng. — Neujahrsbesuche der chinesischen Beamten. — Eigene Besuchsschwierigkeiten. — Handelsfragen. — Begrenzung des likinfreien Gebiets. — Deutsches Vorgehen. — Eröffnung von Häfen und Landestellen durch das englische Abkommen und die deutsche Zusatz-Konvention. Gründe der Verzögerung des Abschlusses der letzteren. — Liu Si hung. — Die Expedition nach Tibet. — Mr. Macaulay. — Sarat Chandra Das. — Ausrüstung der Expedition. — Aufgeben derselben durch das Abkommen von 1886. — Angriff der Tibetaner auf Britisch-Sikkim. — Verhandlungen. — Konvention von 1890. — Eröffnung von Tatung für den Grenzhandel. — Verkehr daselbst.

Einige Monate vor meiner Ankunft in Peking war am 12. Januar 1875 Kaiser Tungchih gestorben, angeblich und wahr-

scheinlich an den Blattern, obgleich namentlich von seiten französischer Missionare das Gerücht in Umlauf gesetzt wurde, daß er den Folgen seiner Ausschweifungen erlegen sei. Mit seinem Tode war die Regierungsgewalt auch rechtlich wieder an seine früheren Vormünderinnen, die Kaiserin-Witwe und Kaiserin-Mutter übergegangen, von denen die letztere bei der Ernennung des Nachfolgers die ausschlaggebende Rolle gespielt zu haben scheint. Sie soll, um den Zweifeln nnd Bedenken über die Frage, wer zum Nachfolger zu erwählen sei, ein Ende zu machen, sich selbst in den Palast ihres Schwagers des 7ten Prinzen, Prinzen von Chun, dessen Gemahlin ihre Schwester war, begeben und den ältesten Sohn derselben geholt haben, der dann unter dem Namen Kwangsü als Kaiser anerkannt wurde. Der Mann, der ihn auf seinen Armen in das Kaiserliche Schloß getragen haben soll, damals, wenn man will, eine Art Stallmeister, Chang yi oder mit seinem vollen Namen Chang yin mao, ist später Direktor der Eisenbahn von Taku nach Tientsin geworden und befand sich unter den Begleitern eines andern Sohns des Prinzen von Chun, der 1901 als „Sühneprinz“ nach Berlin gekommen ist, um die Entschuldigungen des chinesischen Kaisers wegen der Ermordung des Gesandten Freiherrn von Ketteler zu überbringen. Mit diesem Staatsstreich, der mit andern Staatsstreichen das gemeinsam hatte, daß er eine gesetzwidrige Lage schuf, sind hauptsächlich von europäischen Schriftstellern eine Anzahl von Legenden verbunden worden, die jeder Grundlage entbehren. Li Hung chang sollte mit einen Teil seiner Truppen nach Peking gekommen sein, um die Kaiserin-Regentinnen, resp. die eine derselben bei ihrem Unternehmen zu unterstützen; nun können aber selbst in China ein paar tausend Mann nicht ungefähr 130 km hin und ebensoviele zurück bewegt werden, auf der Landstraße wohlverstanden, ohne daß jemand etwas davon bemerke, und da 1875 niemand etwas gesehen hat, so wird man wohl berechtigt sein, die ganze Geschichte in das Reich der freien Erfindung zu verweisen. Ebenso verhält es sich mit den Voraussetzungen und Schlüssen, die an den angeblich im Todesjahr Tungchihs erfolgten Tod der Kaiserin-Witwe geknüpft

worden sind; dieselben fallen in Nichts zusammen, da die Kaiserin Witwe nicht 1875 sondern erst 1881 gestorben ist.*) Auch die von englischer Seite vorgebrachten Erzählungen von dem Tode des Marquis Tseng 1890 und dem des Prinzen von Chun in demselben Jahre, die ebenfalls auf Anstiften der Kaiserin-Mutter ermordet worden sein sollen, entbehren jeder Begründung; ersterer, der von europäischen Ärzten behandelt wurde, ist einem typhösen Fieber, letzterer nach langjährigem Leiden, während dessen er von fremden und nach europäischer Methode ausgebildeten chinesischen Ärzten vielfach gesehen worden ist, einer durch seine Lebensweise hervorgerufenen Lähmung. Auch an dem Tode der Witwe Tungchihs, Aluté, den Theehausklatschereien ihr zuschrieben, ist die Kaiserin-Mutter anscheinend unschuldig; Aluté hat Selbstmord begangen, eine in China für Witwen höchst ehrenvolle und darum nicht seltene That. Chunglun besuchte mich wenige Stunden nach dem Tode und brachte mir die Nachricht von demselben, wie von der Einsargung der jungen Kaiserin-Witwe; ich habe aber damals wie später trotz der eingehendsten Erkundigungen nie etwas erfahren können, was die Wahrheit des Gerüchts, daß die junge Kaiserin guter Hoffnung gewesen wäre, bestätigt gehabt hätte. Das Los einer Witwe ist in China im allgemeinen ein sehr trauriges und die Charaktereigenschaften der kaiserlichen Schwiegermutter, zu denen Herzensgüte und Milde kaum zählen dürften, mögen den Entschluß zum Selbstmorde vielleicht verstärkt haben, der aber auch ohne dies vollständig erklärlich ist.

Die Kaiserin-Regentin Tse Hsi, die Kaiserin-Mutter und westliche Kaiserin — links, Osten, ist der Ehrenplatz von der mit dem Gesicht nach Süden gerichteten Hauptperson, in diesem Falle der Kaiser — ist die merkwürdigste Erscheinung in der neuesten ostasiatischen Geschichte, vielleicht überhaupt in dem ganzen Verlauf derselben. Ursprünglich eine Beischläferin fünften Ranges des 1851 zur Regierung gekommenen Kaisers Hienfeng, erhielt sie, da die

*) Wahrscheinlich liegt eine Verwechslung mit ihrer in dem Jahre gestorbenen einzigen Tochter vor.

eigentliche Kaiserin kinderlos war, wegen der 1856 erfolgten Geburt eines Thronerben, 1857 ebenfalls den Titel und Rang als Kaiserin, richtiger als Königin-Gemahlin erster Klasse. Als Kaiser Hienfeng 1861 in Jehol starb, wohin er sich 1860 vor den Engländern und Franzosen geflüchtet hatte, hinterließ er also zwei Kaiserinnen, die östliche, Kaiserin-Wittwe und die westliche, Kaiserin-Mutter; beide, wie die Brüder des Kaisers, der sechste Sohn Kaiser Taokwangs, Prinz von Kung, und der siebente, Prinz von Chun, waren bei den Bestimmungen, die der verstorbene Kaiser über die Regentschaft während der Minderjährigkeit seines Sohnes getroffen hatte oder getroffen haben sollte — an der Authenticität des Schriftstückes, durch das der Regentschaftsrat eingesetzt wurde, bestanden ernste Zweifel — übergangen worden. Bei der Rückkehr der beiden Kaiserinnen mit dem jungen Kaiser und sieben der Mitglieder des Regentschaftsrats — der achte begleitete den Sarg des Kaisers nach Peking — am 1. November 1861 kam ein unzweifelhaft zwischen den Beteiligten vorher geplanter Staatsstreich zur Ausführung; der Prinz von Kung versammelte die Regentschaftsräte und die höchsten Staatsbeamten und las ihnen ein Edikt des sechsjährigen Kaisers vor, durch das der Regentschaftsrat aufgelöst und die Regentschaft der Kaiserin-Witwe, später zusammen mit der Kaiserin-Mutter und dem Prinzen von Kung, übertragen wurde. Als die Regentschaftsräte, besonders die Prinzen von I und Ching und der Staatssekretär Sü Shüen sich diesem Befehl nicht unterwerfen wollten, wurden sie aller ihrer Ämter entsetzt und die drei Genannten vor Gericht gestellt, das am 7. November das Todesurteil gegen sie aussprach, das am 8. an den beiden ersten durch Selbstmord (Erhängen), an dem letzten durch öffentliche Enthauptung vollstreckt wurde.

Auf fremder Seite konnte man mit dem Staatsstreich und dem Ausgang desselben nur zufrieden sein. Die Regentschaftsräte gehörten unzweifelhaft zu den Führern der fremdenfeindlichen Partei und mehrere derselben waren an dem Verrat beteiligt gewesen, der am 18. September 1860 in Tungchau gegen die fremden Parlamentäre verübt worden war. Das kaiserliche Edikt, durch welches die Auf-

lösung des Regentschaftsrats angeordnet wurde, führte u. a. als Gründe für diese Maßregel an, daß die schändliche Politik der Betreffenden den Krieg von 1860 und die Eroberung Pekings (euphemistisch: die Unruhen an der Küste und in der Hauptstadt) veranlaßt gehabt hätte, daß sie zu ungeschickt gewesen seien, um auf friedliche Ratschläge einzugehen, und schließlich kein anderes Mittel gewußt hätten, als die englischen Unterhändler auf verräterische Weise gefangen zu nehmen; sie hätten ferner, nachdem der Prinz von Kung die auswärtigen Angelegenheiten wieder geordnet gehabt, den Kaiser verhindert, nach Peking zurückzukehren. Die fremden Vertreter waren daher durchaus berechtigt, in der neuen Regierung eine fremdenfreundlichere zu sehen, als die beseitigte gewesen war und unzweifelhaft gewesen sein würde, und die Geschichte der nächsten fünfunddreißig Jahre hat diese Auffassung als durchaus zutreffend erscheinen lassen. Die Kaiserin Mutter, der ihre Stellung als solche einen größeren Einfluß gab, wurde bei ihrer hervorragenden Befähigung und ihrer höchst bedeutenden, auch die des Prinzen von Kung namentlich in späteren Zeiten weit überragenden Arbeits- und Thatkraft, bald die Seele der Regierung, und ihr sind unzweifelhaft die Erfolge mit zu verdanken, die unter der Regentschaft die lange gestörte Ruhe herstellten und dem schwer geprüften Lande den Frieden wieder gaben. Ich habe oft und viel zu den verschiedensten Zeiten mit chinesischen Staatsmännern über die Kaiserin-Mutter gesprochen, und ich habe nie einen gefunden — mit Ausnahme einiger Ultra-Konservativen, denen nach den Vorschriften des Konfucius die Einmischung einer Frau in Staatsgeschäfte überhaupt ein Greuel war, „mulier taceat in ecclesia“ — der nicht ihre große Befähigung, ihren unermüdlichen Fleiß und den entscheidenden Einfluß, den sie stets ausgeübt, auf das wärmste anerkannt gehabt hätte.

Die innere Lage in China, als die Regentinnen die Regierung übernahmen, schien, wenn nicht verzweifelt, so doch sehr ernst. Die Kraft des Taiping-Aufstands, der 1850 in Kwangsi seinen Anfang genommen hatte, war allerdings mit dem vergeblichen Vorstoß gegen Peking 1854 beinah erschöpft gewesen, die Kriege von 1858 und

1860, die die Aufmerksamkeit und Kräfte der chinesischen Regierung sehr in Anspruch nahmen, hatten ihm aber neue Kräfte gegeben und der Taipingkaiser hielt noch Hof in Nanking und seine Banden durchzogen das Yangtsethal bis gegen Hankau und bedrohten Shanghai und Ningpo; im Norden, besonders in Shantung, Shansi und Honan mordeten und plünderten seit 1860 die Nienfei, berittene beturbante Räuber, von denen Streifkorps bis in die Gegend von Peking gelangten; in Yünnan, wo ein mohamedanischer Aufstand 1856 ausgebrochen war, hielten die Rebellen die Hälfte der Provinz, und ihr Sultan Soliman saß in Talifu, anscheinend sicher vor Angriffen der unter sich selbst uneinigen chinesischen Führer, und auch in Kansuh hatte 1860 eine mohamedanische Erhebung stattgefunden, die bald die ganze Provinz Shensi, chinesisch Turkestan und Ili (Kuldja) in Flammen setzen sollte. So war die Lage 1861; 1864 im Juli fiel Nanking, nachdem der Taipingkaiser kurze Zeit vorher Selbstmord begangen hatte, und ein Jahr später waren die letzten Haufen der Aufständischen zerstreut und besiegt; 1868 machte Li Hung chang der Nienfei-Rebellion ein Ende; 1872 fiel Talifu in die Hände der Chinesen, der Kopf des Sultans Soliman, der sich vergiftete, wurde nach Peking geschickt und ein Jahr später war auch die letzte Feste der Aufständischen in den Händen der Regierung; endlich, 1877 starb Jakub Chan, der sich im Westen auf den Trümmern der chinesischen Herrschaft ein mohamedanisches Reich errichtet hatte, und in dem folgenden Jahre war der Aufstand auch in Turkestan unterdrückt, nachdem er schon 1873 in Kansuh zu Ende gegangen war. Das sind Erfolge, auf die jede Regierung stolz sein könnte, besonders da der schwierigste Teil der Aufgabe, der finanzielle, seine Lösung ohne eine innere oder äußere Anleihe gefunden hatte. Freilich haben die andern Provinzen ganz besonders zu den Kosten des Feldzugs gegen die Aufständischen in Kansuh und Jakub Chan beitragen müssen, aber welche andere Regierung würde imstande gewesen sein, eine solche Aufgabe zu überwältigen, ohne sich an die Hilfe heimischer oder auswärtiger Finanzinstitute wenden zu müssen. Un-

wissenheit und Leichtsinn übersehen nur zu leicht solche Phasen der chinesischen Geschichte, während doch in ihnen der Beweis für die dem Reiche noch innewohnende Kraft und Lebensfähigkeit zu suchen und zu finden sind.

Am 23. Februar 1873 übernahm Tungchih die Regierung, nachdem seine Vermählung kurz vorher gefeiert worden war, und bereits im September 1874 kam es zwischen ihm und dem Prinzen Kung zum Bruch. Dem Vernehmen nach wollte der junge Kaiser den Sommerpalast oder vielmehr die Sommerpaläste in Yuen ming yuen und in Wan shau shan, die 1860 von den Engländern geplündert und teilweise zerstört worden waren, wieder herstellen lassen, und der Prinz von Kung erhob dagegen entschiedene Einwendungen wegen der unerschwinglichen Kosten, die ein solches Unternehmen verursachen würde. So wurde er am 10. September d. J. vom Prinzen erster Klasse zu einem solchen zweiter degradiert, am nächsten Tage aber schon wieder auf das Drängen der Exregentinnen in alle seine früheren Würden und Aemter eingesetzt.

Nach dem Tode Tungchihs bestieg, wie schon erwähnt, der am 15. August 1871 geborene Kwangsü den Thron. Seine Wahl verstieß, obwohl sie von den Kaiserinnen und allen Prinzen des kaiserlichen Hauses gebilligt wurde, gegen alle Regeln des chinesischen Erbfolgerechts, nach dem der Nachfolger stets einer jüngeren Generation als sein Vorgänger angehören muß. Man suchte dem Übel wenigstens teilweise dadurch abzuhelfen, daß man Kwangsü nicht seinem Vorgänger, sondern dem Vater desselben, Hienfeng, adoptierte; aber das machte die Sache nicht viel besser, da dann niemand vorhanden gewesen wäre, um dem verstorbenen Tungchih die vorgeschriebenen Ahnenopfer zu bringen. So wurde denn bestimmt, daß ein Sohn Kwangsüs dereinst Tungchih als Sohn adoptiert werden solle. Aber auch das genügte den Eiferern für die Bewahrung der alten Gebräuche nicht; ein Zensor Wu Ko tu, der sich schon früher durch sein Drängen auf die Bestrafung des Generals Cheng Lu, der 1874 die friedliche Bevölkerung eines Dorfes an der Grenze von Kansuh hatte niedermetzeln lassen, um sich der That in seinen Berichten als eines Sieges

über Rebellen rühmen zu können, unliebsam bemerkbar gemacht hatte, benutzte die Gelegenheit der Beisetzung des Kaisers Tungchih 1879, um die getroffenen Maßregeln zu tadeln, und erhängte sich dann, um nach chinesischer Sitte den Beweis seiner vollständigen Selbstlosigkeit zu führen. Die Sache wurde dem hohen Rat, der in solchen Fällen aus den Prinzen und den höchsten hauptstädtischen und Provinzialbeamten besteht, vorgelegt, der sich in einem halben Dutzend Voten über dieselbe ausließ; schließlich wurde eine Erklärung des bekannten Chang Chih tung angenommen, der sich dahin aussprach, daß, da einem Kaiser nur durch einen Kaiser Totenopfer gebracht werden könnten, der Thronerbe dereinst, nach Abdankung seines Vaters, Tungchih adoptiert werden müsse, daß aber, da bisher in der Dynastie ein Erstgeburtsrecht nicht bestanden habe, dem regierenden Kaiser auch die Wahl eines Nachfolgers aus seinen Söhnen vorbehalten und freigestellt bleiben müsse. Leider hat die Kinderlosigkeit Kwangsüs einen Strich durch alle diese Spitzfindigkeiten gemacht und damit die Schwierigkeiten der Dynastie nicht unerheblich vermehrt, da alle orthodoxen Chinesen, und welcher Chinese wäre das nicht, überzeugt sind, daß alle Unglücksfälle, die die Dynastie seit 1875 betroffen haben, die Zerstörung des Hauptgebäudes im Himmelstempel, ein Brand im Schloß, der Konflikt mit Frankreich, der Krieg mit Japan und der Boxeraufstand mit seinen Folgen auf die Verletzung der alten Regeln zurückzuführen seien.

Im Grunde genommen war das, was die Kaiserin-Mutter gethan hatte, das einzig Mögliche unter den Umständen; der Sohn des Prinzen von Kung, der Beile (Prinz 3. Grades) Tsai Ching war ein Wüstling schlimmster Art, der einige Jahre später wegen der Entführung einer Tante mit dem chinesischen Strafrecht in ernstlichen Konflikt kam; ein zweiter Sohn des Prinzen von Kung war seinem Onkel, dem verstorbenen achten Prinzen, von Chung, als Erbe adoptiert worden, wodurch er nach strengem Recht aus der Familie seines Vaters ausgeschieden war. Das letztere traf auch für die Familie des Prinzen von Tun, des fünften Sohnes des Kaisers Taokwang zu, der dem dritten Sohne des Kaisers Kiaking, des

Vorgängers von Taokwang als Erbe adoptiert worden war. Schließlich ist doch 1900 auf diese Seitenlinie zurückgegriffen worden, vermutlich aus dem Grunde, weil ein Sohn des Prinzen Tun, Tsai Chi, Prinz von Tuan 1854 von dem damals kinderlosen Kaiser Hienfeng als eventueller posthumer Nachfolger adoptiert worden war; ein Sohn dieses Prinzen Tuan ist der 1900 designierte Thronfolger, Pu Chüng.

Im März 1889 übernahm Kaiser Kwangsü, wohl mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit, die Regierung, da sich die Kaiserin-Regentin eine gewisse Oberaufsicht vorbehalten gehabt haben dürfte, obgleich dies von ihr wiederholt in Abrede gestellt worden ist. Eingegriffen scheint der Kaiser in die Regierungsangelegenheiten bis zum Jahre 1893 nicht zu haben; es wurde behauptet, daß er sich wenig für dieselben interessiere und nur manchmal durch plötzliche Ausbrüche von Jähzorn seinen Ratgebern und Ministern ihre Aufgabe nicht erleichtere. Seine spätere Haltung bei dem chinesisch-japanischen Kriege und den Reformversuchen Kang Yu weis liegt außerhalb der Zeit meiner amtlichen Thätigkeit in China. Persönlich bin ich mit dem Kaiser bei verschiedenen Audienzen in Berührung gekommen; er machte bei den Gelegenheiten den Eindruck eines schnell aufgeschossenen, kränklichen, etwas melancholisch aussehenden jungen Mannes. Als ich China verließ, beschäftigte die Frage seiner Kinderlosigkeit die chinesischen Staatsmänner sehr; gerüchtweise vernahm man, daß ein organischer Fehler in der Art, wie der, welcher während längerer Zeit die Ehe Ludwigs XVI. mit Marie Antoinette zu einer kinderlosen gemacht hatte, vorliegen solle, nur war bei dem Kaiser von China der operative Eingriff ausgeschlossen zu dem der französische König sich schließlich auf den Rat seines Schwagers, Josephs II., entschloß. Als ich auf eine an mich gerichtete Frage, was man wohl zur Kräftigung des Kaisers thun könne, vorschlug, daß man denselben doch auf einen der im Hofzeremoniell vorgesehenen längeren Jagdausflüge senden möge, bei dem er ja nicht, wie das früher gebräuchlich gewesen, von einer ganzen Armee begleitet zu sein brauche, wurde mir erwiedert, daß

dazu selbst in beschränktestem Rahmen kein Geld vorhanden sei. Die Kaiserin-Regentin habe ich nie gesehen, ich habe aber sozusagen in indirektem Verkehr mit ihr gestanden, da Prinz Ching mehr als einmal, wenn wir uns über schwebende Fragen durchaus nicht einigen konnten, mir vorschlug, ein Privatschreiben an ihn zu richten, das er dann der Kaiserin vorlegen wolle, um deren Entscheidung einzuholen. Manchmal hatten die Fragen, in denen so an die höchste Instanz appelliert wurde, nach unsern Begriffen gar keine Bedeutung, so als es sich um das Engagement eines Lektors der chinesischen Sprache für das Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin handelte. Ich hatte einen Manchu ausgewählt; als es sich aber darum handelte, einen Paß für den Mann zu erhalten, entdeckte man auf dem Tsungli Yamen eine alte Bestimmung, nach der kein Angehöriger eines manchurischen Banners, der als solcher Sold empfange, Peking verlassen dürfe, und nun war die Sache keinen Schritt vorwärts zu bringen; endlich schlug Prinz Ching das vorerwähnte Mittel vor, ich schrieb den Brief und erhielt nach ein paar Tagen die Mitteilung, daß der Ausstellung des Passes nichts mehr im Wege stehe. Als ich den Prinzen Ching das nächste mal sah, frug ich ihn, was die Kaiserin gesagt habe; er lachte und erwiderte: „Was Ihr doch für dumme Kerle seid; da wollen die Fremden einen Manchu noch dafür bezahlen, daß er etwas von der Welt zu sehn bekommt, und Ihr sträubt Euch dagegen; stellt den Paß gleich aus.“ In ähnlich drastischer Weise entschied sie zu meinen Gunsten die Frage des Empfangs des diplomatischen Korps durch den Vater des Kaisers, in der das Yamen ebenfalls vor lauter Bedenken nicht vorwärts kommen konnte. Es würden sich noch mehr Beispiele anführen lassen, wie z. B. das sehr charakteristische, daß sie, als ihr die Mitteilung von der Ernennung des Msgr. Agliardi zum Vertreter des Papstes in China zuging, dem Yamen befahl, dafür Sorge zu tragen, daß derselbe so schnell als möglich nach Peking komme; aber die gegebenen werden genügen, um meine Meinung zu rechtfertigen, daß die Regentin in der Regel liberaler und verständiger urteilte als ihre Minister. Mit zuneh-

mendem Alter, sie wurde 1894 sechzig Jahre, scheint sich bei ihr, wie das bei den Orientalen nicht selten der Fall ist, eine gewisse Müdigkeit und Bedürfnis nach Ruhe eingestellt zu haben; sie fand ihre alte Thatkraft nur wieder, wenn sie sich persönlich angegriffen glaubte; die Energie, mit der sie 1896 mit einem alten Gegner, dem Lehrer des Kaisers, Wen Tung ho, abrechnete und denselben aus Amt und Würden trieb und 1898 die Reformpartei über den Haufen warf, sind Beweise dafür. Übrigens soll nach den Berichten derer, die sie gesehen haben, auch ihr Äußeres von den ihr innewohnenden männlichen Charaktereigenschaften Zeugnis ablegen.

Die verschiedenen Aufstände, deren ich Erwähnung gethan, hatten in den Teilen des Reichs, in denen sie stattgefunden, furchtbare Verwüstungen und nicht geringere Erbitterung gegen alle die hinterlassenen, denen man mit Recht oder Unrecht einen Anteil an dem Ursprung oder an der Verzögerung der Unterdrückung derselben zuschrieb. Das war vor allen Dingen auch in Yünnan der Fall, wo der Kampf nicht nur zwischen Mohamedanern und Chinesen, sondern auch zwischen einzelnen Parteien der ersteren gewütet hatte, und wo bei den Siegern großes Mißtrauen gegen die englische Regierung bestand, die — in Wirklichkeit war es die indische gewesen — in wenig geschickter Weise wiederholt zu denselben Veranlassung gegeben hatte. Die ziemlich zahlreiche mohamedanische Bevölkerung in Yünnan, die, man weiß nicht recht warum, unter dem Namen Panthays bekannt ist, der angeblich birmanischen Ursprungs ist und in Birma Mohamedaner bedeutet, soll nach wohl kaum ganz zuverlässigen Überlieferungen aus dem 8. Jahrhundert stammen, als der Khalif Abu Jaffar al Mansur von Bagdad dem Kaiser Sutsung (756—762) der Tang-Dynastie Hilfstruppen gegen seine innern Gegner sandte; diesen Truppen soll später die Rückkehr in die Heimat untersagt worden sein, weil sie sich durch den Verkehr mtt Schweinefleischessern verunreinigt gehabt hätten, und sie sollen sich in Yünnan angesiedelt haben. — Auch aus der Mongolenzeit, — Yünnan wurde von Kublai erobert —

dürfte ein Teil der Bevölkerung stammen, der größere Teil derselben wird aber wohl zu Anfang des 18. Jahrhunderts aus Kansuh und Shensi von den dort früher angesiedelten uigurischen Stämmen eingewandert sein. Ihre starke Vermehrung wird auch zum Teil dem Kauf und späterer Adoption chinesischer Kinder zugeschrieben. Die Bevölkerung Yünnans hat immer den Ruf einer unruhigen und streitsüchtigen gehabt, und namentlich die Zeit von 1815 bis 1830 scheint fast ganz mit größeren und kleineren Aufständen angefüllt gewesen zu sein. Allgemein wird die Aussaugung der Bevölkerung durch die Beamten und die Ausschließung der Mohamedaner von der Beamtenlaufbahn als der Grund der Erhebung vom Jahre 1856 angegeben. Dies scheint aber kaum zutreffend, obgleich die erstere jedenfalls zur Erhöhung der Mißstimmung beigetragen haben wird. Die Ausschließung könnte in jedem Falle nur eine lokale gewesen sein, da sie in andern Provinzen nicht bestand, wie denn auch z. B. der 1870 in Nanking ermordete Generalgouverneur Ma ein Mohamedaner war. Der Ursprung der Erhebung von 1856 war ein Streit zwischen chinesischen und mohamedanischen Bergleuten über das Eigentumsrecht an einer Grube. Die Zahl der Aufständischen, an deren Spitze ein gewisser Tu Win sen stand, war anfänglich nur eine geringe; die Bande, mit der er 1857 Talifu nahm, bestand nur aus sechshundert Mann, aber bald erhielt er zahlreichen Zulauf und wurde zehn Jahre später unter dem Namen Sultan Soliman als Herrscher von Tali ausgerufen. Momien war schon vorher in die Hände der Aufständischen gefallen, die sich bald im Besitz des nordwestlichen Teils von Yünnan befanden (1868 bemächtigten sie sich auch der Hauptstadt der Provinz, Yünnanfu, wenn auch nur für kurze Zeit). Diesen Augenblick wählte die indische Regierung, um eine sogenannte kommerzielle Expedition unter dem Befehl des Oberst Sladen und mit einer Eskorte eingeborner Soldaten in die Provinz zu senden, in der Aufständische und Kaiserliche um die Oberherrschaft kämpften. Die Expedition, die im Januar 1868 die Grenze überschritt, kam nur bis Momien, von wo sie im Juli den Rückmarsch

antrat; sie hatte insofern einen Erfolg zu verzeichnen, als die Handelsbeziehungen zwischen Yünnan und Birma, die infolge des Aufstandes und der damit verbundenen Unruhen an der Grenze aufgehört hatten, wenigstens teilweise wieder aufgenommen wurden, aber der politische Schaden, den dieses unzeitgemäße Vorgehen verursachte, war viel größer als der verhältnismäßig geringe kommerzielle Gewinn. Einer der Teilnehmer an der Expedition sagt darüber: „Es war eine notwendige, aber bedauerliche Folge des Empfangs, der der ersten Expedition durch den Gouverneur von Momien zu Teil geworden war, daß er freundliche Beziehungen mit den aufeinanderfolgenden britischen Residenten (in Birma) unterhielt. Es schien wünschenswert, um die Sicherheit des Handelsweges aufrecht zu erhalten, auf freundlichem, wenn auch streng neutralem Fuß mit denen zu bleiben, die die Macht in der beherrschenden Position von Momien ausübten. Es ist jedenfalls leicht zurückzublicken und nach den Ereignissen weise zu sein, aber ob dies nun richtig oder falsch gewesen, der einmal begonnene Verkehr konnte nicht gut unterbrochen werden; in jedem Falle hielt man es für klug, ihn aufrecht zu erhalten. Dies schuf unzweifelhaft bei den Chinesen in Bhamo den bestimmten Eindruck, daß die Interessen ihrer möglichen kommerziellen Rivalen mit denen ihrer thatsächlichen politischen Gegner übereinstimmten. Die Kakhyen-Häuptlinge an der südlichen Straße beschwerten sich sogar, daß, seitdem sie und die Shans Freunde der Engländer geworden seinen, die Bhamo-Chinesen ihnen nicht länger freundlich gesinnt seien. Die Geschenke, die die Residenten von Zeit zu Zeit (nach Momien) sandten, wurden unzweifelhaft in der Einbildung des Volks stark vergrößert und keine von beiden Seiten fand es leicht zu glauben, daß der einzige Zweck die Erhaltung eines sichern und bequemen Verkehrs sei. Das muß wenigstens nach dem Studium des Verlaufs der späteren Ereignisse wie nach den Gefühlsäußerungen der Chinesen und Panthays angenommen werden" (J. Anderson: Mandalay to Momien). Diese Auffassung fand auch im weiteren Verlauf der Begebenheiten ihre Bestätigung. Als es mit den Panthays zu Ende ging, — seit

Ende 1871 war Talifu, nachdem Yünnanfu schon lange vorher verloren gegangen war, von den chinesischen Truppen mehr oder weniger eng eingeschlossen — entsendete Sultan Soliman seinen Sohn und Thronfolger Prinz Hassan nach London, um dort um Hilfe zu bitten; er wurde dort und später in Konstantinopel*), wohin er sich zu demselben Zweck begab, mit hohen Ehren empfangen; als er 1872 zurückkehrte, war Talifu bereits gefallen, sein Vater tot und die Mehrzahl seiner Landsleute von den Chinesen abgeschlachtet worden. Bereits zu Neujahr 1873 teilte der kaiserliche Generalgouverneur von Yünnan dem König von Birma mit, daß der Aufstand unterdrückt sei; auch Momien, dessen Gouverneur sich vergeblich an den englischen Kommissar in Birma um Hilfe gewendet hatte, fiel im Mai 1873 und der letzte Platz, der sich noch im Besitz der Mohammedaner befand, Huthau, ein Jahr später. Mit dem Mangel an Verständnis für das Mögliche und Zulässige, der die indischen Beziehungen zu China stets charakterisiert hat, entsendete Lord Salisbury als Staatssekretär für Indien ein Jahr später eine neue Mission nach Yünnan, für die der englische Gesandte in Peking Pässe von der chinesischen Regierung verlangte, und erhielt und der ein Dolmetscher der Gesandtschaft, Margary, von Shanghai aus über Land entgegengeschickt wurde. Die Expedition unter Oberst Browne mit einer bewaffneten Begleitung von Birmanen und Sikhs traf am 15. Januar 1875 in Bhamo ein, wo Margary am 17. zu ihr stieß; er hatte am 4. September Hankau verlassen und brachte die besten Berichte über die freundliche Weise, in der er von den Beamten und der Bevölkerung aufgenommen worden war. In Yünnanfu hatte er den stellvertretenden Generalgouverneur Tseng Yü ying und in Manwyne einen der bekanntesten und berüchtigtsten Freischarenführer auf der kaiserlichen Seite Li Sieh tai gesprochen, und beide hatten sich sehr zuvorkommend gezeigt. Bald aber begannen Gerüchte aufzutauchen von einem von den Kakhyens

*) Auch mit Yakub Chan hat der Sultan kokettiert und bekanntlich noch 1901 den Versuch gemacht mit den chinesischen Mohamedanern in Verbindung zu treten.

und Chinesen gegen die Expedition beabsichtigten Angriff, Gerüchte, die an Häufigkeit und Bestimmtheit zunahmen, als dieselbe sich gegen die chinesische Grenze in Bewegung setzte. Margary, der nach seinen bisherigen Erfahrungen an keine Gefahr glauben wollte, verließ die Expedition am 19. Februar und eilte nach Manwyne voraus, wo er am 21. mit seinen chinesischen Dienern ermordet wurde. Am folgenden Tage wurde die Expedition von Eingebornen und Chinesen angegriffen, konnte sich aber ohne erhebliche Einbuße über die birmanische Grenze zurückziehen. Was den Mord Margarys und die weiteren Ereignisse veranlaßt, ist nie mit Sicherheit festgestellt worden. Margary und seine Begleiter scheinen von zu der Staatsmiliz von Manwyne gehörigen Leuten ermordet worden zu sein; dieselbe war in den Kämpfen des Aufstandes vollständig verwildert und ist schließlich von den Chinesen selbst vernichtet worden; Li Sieh tai, der anfänglich für den Anstifter des Mordes gehalten wurde, scheint schuldlos gewesen zu sein; wenigstens spricht dafür, daß er zwei andere Mitglieder der Expedition beschützt und sicher wieder über die Grenze zurückgesandt hat. Die Frage des Angriffs auf die Expedition selbst ist komplizierter. Wahrscheinlich waren an derselben die chinesischen und birmanischen Behörden, vielleicht auch nur die Kaufleute beider Nationen, beteiligt. Das Gerücht, das der Expedition voranging, daß sie einen Weg für eine zu bauende Eisenbahn ausfindig machen solle, war durchaus geeignet, Behörden, Kaufleute und Bevölkerung in gleichem Maße aufzuregen; während die beiden letzteren glaubten, daß ihre materiellen Interessen durch eine solche Neuerung gefährdet werden würden, mußten die ersteren darin eine Bedrohung der staatlichen Unabhängigkeit sehn. Es ist daher sehr wohl möglich, daß von der einen oder der andern Seite, vielleicht von beiden die Zustände in dem Grenzgebiet benutzt worden seien, um den Angriff durch die Bewohner derselben, dic Kakhyens, und vagabondierende Chinesen ausführen zu lassen und so den angestrebten Erfolg zu erzielen, ohne sich, anscheinend, selbst zu kompromittieren.

Der Vorfall, der erst Anfang März in Peking bekannt wurde,

gab dort die Veranlassung zu langwierigen und unerfreulichen Verhandlungen zwischen dem Tsungli Yamen und dem englischen Gesandten Sir Thomas Wade, der anstatt eine bestimmte Linie einzuschlagen, von einem Extrem in das andere schwankte und so bald nicht nur ein Spielball der Ereignisse, sondern auch der Chinesen wurde. Sir Thomas, der ursprünglich Offizier in einem englischen Regiment gewesen war, hatte nach 1842 die Dolmetscherlaufbahn eingeschlagen und war, nachdem er in derselben die Stellung als chinesischer Sekretär der Gesandtschaft erlangt, schließlich als Gesandter der Chef der letzteren geworden. Er war ein vortrefflicher Kenner der chinesischen Sprache, und das von ihm verfaßte Lehrbuch wird noch heute von allen denen benutzt, die das Studium derselben betreiben. Zugleich war er ein nach jeder Richtung hin hochgebildeter Mann und ein ebenso liebenswürdiger wie unterhaltender Gesellschafter, der nur den Fehler hatte, jede politische Frage nur durch eine prismatische Linse betrachten zu können, so daß auch die einfachste Sache sich für ihn kaleidoskopisch gestaltete. Das war auch bei der Margary-Frage der Fall. Anstatt in der Entdeckung und Bestrafung der Schuldigen seine Hauptaufgabe zu sehen und den Eindruck, den ein energisches und schnelles Vorgehen und ein ebensolcher Erfolg auf die chinesische Regierung machen konnte und mußte, dann vielleicht zur weiteren Förderung der englischen Interessen, die in diesem Falle die aller Vertragsmächte waren, zu benutzen, verquickte Sir Thomas die ursprüngliche Forderung im Laufe der achtzehnmonatlichen Verhandlungen mit allen möglichen und unmöglichen Zusätzen, so daß sich ein wahrer Rattenkönig von Bestimmungen und Vereinbarungen ergab, die schließlich einen Protest der Vertreter der andern Vertragsmächte hervorriefen und zum großen Teil auch die Zustimmung der eigenen Regierung nicht fanden.

Die Feststellung des Thatbestandes war allerdings von vornherein keine leichte Aufgabe, und sie wurde durch die Zeit, die verloren ging, ehe sie ernsthaft in die Hand genommen wurde, nicht nur erheblich erschwert, sondern beinahe unmöglich gemacht. Die Forderung Sir Th. Wades, daß Tsen Yü ying einen Verweis wegen

mangelhafter Pflichterfüllung erhalten solle, eine Forderung, der bald die zweite folgte, daß derselbe nach Peking gebracht und dort vor Gericht gestellt werden solle, war ein entschiedener Mißgriff. Tseng war der Mann, dem die chinesische Regierung die Unterdrückung des Aufstandes in Yünnan verdankte, und es war klar, daß sie denselben nur aus Furcht vor den gefährlichsten Folgen opfern würde, wenn sie sich überhaupt zu einem solchen Schritt entschlösse; die Forderung zu stellen und sie dann nicht durchzuführen, wie dies der Fall war, gab dem Tsungli Yamen das Maß seines Gegners, und es hat diese Kenntnis bis auf das Äußerste ausgenutzt und gemißbraucht. Ein Bericht Tsengs, der die Schuld der Vorgänge auf einige Unterbeamte schob, erschien dem englischen Vertreter, wohl mit Recht, als der Wahrheit wenig entsprechend, und er verlangte nunmehr die Untersuchung der Sache an Ort und Stelle durch eine englisch-chinesische Kommission. Nach langem Sträuben gab das Yamen seine Zustimmung zu diesem Vorschlage, und am 5. November d. h. acht und einen halben Monat nach der Ermordung Margarys brachen die englischen Mitglieder der Kommission von Hankau auf. Dieselben waren der zweite Gesandtschaftssekretär Hon. T. G. Grosvenor und die Dolmetscher Baber und Davenport, während von chinesischer Seite der Generalgouverneur der beiden Hus, Li Han chang, ein Bruder Li Hung changs, ein früheres Mitglied des Yamens Sieh Hwan und Tsen Yü ying selbst ernannt resp. geschickt wurden. Der einzige positive Erfolg der Mission war, daß die englischen Mitglieder sich überzeugten, daß die dreizehn Eingeborenen, die als an der Ermordung Margarys schuldig ihnen vorgeführt wurden, mit der Sache nichts zu thun gehabt haben konnten. Schließlich, der nutzlosen Verhandlungen müde, vielleicht auch in der Hoffnung, dadurch einen Druck auf die chinesische Regierung auszuüben, entschloß Sir Th. Wade sich, im Juli 1876 Peking zu verlassen und sich nach Shanghai zu begeben, um, wie er erklärte, in besserer telegraphischer Verbindung mit seiner eigenen Regierung zu sein. Dies hatte wenigstens teilweise den erwünschten Erfolg; Li Hung chang erhielt den Auftrag, ihn in Tientsin festzuhalten, und da Sir Thomas

trotzdem seine Reise fortsetzte, wurde ihm der Generalzolldirektor Hart nach Shanghai nachgesendet, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Sir Thomas gab denn auch nach einigem Zögern seine Zustimmung dazu, mit einem ad hoc ernannten Kommissar, Li Hung chang, in Chefoo zusammenzukommen und das Ergebnis der dort gepflogenen Unterhandlungen war der Abschluß des am 13. September 1876 unterzeichneten als Konvention von Chefoo bekannten Abkommens. Ehe ich auf den Inhalt desselben eingehe, muß ich bemerken, daß die von Sir Thomas selbst und nach ihm von englischen Geschichtsschreibern vorgebrachte Entschuldigung für den Abschluß des Abkommens, daß er von seinen Kollegen zu demselben gedrängt worden sei, den thatsächlichen Verhältnissen durchaus nicht entsprach. Sir Th. Wade hatte seine Kollegen so wenig wie möglich von dem Gang seiner Verhandlungen unterrichtet und dem Yamen sogar gedroht, daß er die Beziehungen zu demselben abbrechen werde, wenn dasselbe einem der andern Vertreter eine Mitteilung über dieselben zugehen ließe; das war sein gutes Recht, solange es sich um die Frage der Genugthuung für einen an einem englischen Unterthanen verübten Mord und um den Angriff auf eine englische Expedition handelte; es war aber ein verhängnisvoller Fehler, sowie seine Verhandlungen sich auf Gegenstände erstreckten, die zu ihrer Durchführung der Zustimmung der anderen Vertragsmächte bedurften; der Fehler hat schließlich zu dem bereits erwähnten Protest der fremden Vertreter gegen einzelne der in dem Abkommen enthaltenen Bedingungen und der Nichtratifikation derselben durch die englische Regierung geführt. Ein Druck zur Beendigung der sich seit mehr als achtzehn Monaten hinschleppenden Verhandlungen ist, so viel ich weiß, auch nicht auf den englischen Unterhändler ausgeübt worden; von diplomatischen Vertretern, die dazu in der Lage gewesen wären, befanden sich nur der russische Gesandte, Mr. de Bützow, der amerikanische, Mr. George Seward und ich in Chefoo; weder der erstere noch ich sind aus leicht erklärlichen Gründen der Frage in dieser Weise näher getreten, und nur Mr. Seward hat Sir Thomas Wade auf die nachteiligen Folgen aufmerksam ge-

macht, die eine weitere Verschleppung derselben für den fre
Handel in China haben müsse, der unter der Unsicherheit der
die mehr als einmal zu Kriegsgerüchten und Drohungen V
lassung gegeben, bereits schon gelitten habe. Das war aber
Erwägung, der sich der Vertreter der bedeutendsten Handelsinte
in China wohl selbst hatte kaum verschließen können.

Über die Ermordung Margarys und den Angriff auf die
dition enthielt das Abkommen eigentlich sehr wenig: Li Hung
verpflichtete sich im Einvernehmen mit dem englischen Gesa
eine Denkschrift über die ganze Angelegenheit an den Thro
richten, die zusammen mit dem darauf zu erlassenden kaiser
Edikt während zweier Jahre in allen Provinzen durch öffent
Anschlag bekannt gemacht werden sollte. Letzteres hatte ich m
englischen Kollegen als das beste und alleinige Mittel empf
einer getroffenen Abmachung die erforderliche Verbreitung zu si
Edikt und Bericht, die in der Pekingzeitung vom 17. und 28.
veröffentlicht wurden, und zwar nach chinesischer Sitte, das
zuerst und der Bericht, der zu demselben Veranlassung gegeben
später, entsprachen aber insofern nicht ganz dem verfolgten
als die Vorgänge in Yünnan als das Werk untergeordneter
sönlichkeiten dargestellt wurden, während die Berichte der engl
Mitglieder der Untersuchungskommission keinen Zweifel da
lassen konnten, daß wenigstens der Angriff auf die Expedition,
nicht auf Befehl, so jedenfalls mit Wissen und Zustimmun
höchsten Provinzialbehörden ausgeführt worden war. Den engl
Behörden wurde ferner das Recht zuerkannt, sich durch ausges
Beamte von der Durchführung der vereinbarten Veröffentlichu
überzeugen; dann sollten englische Beamte während eines Zeitr
von fünf Jahren in Talifu oder an einem andern Platze in Yi
sich aufhalten dürfen, um sich über die Handelsverhältnis
unterrichten und mit den Provinzialbehörden ein Abkommen
den Verkehr zwischen Birma und Yünnan zu treffen. Der ind
Regierung sollte freistehen, zu ihr genehmer Zeit eine Expe
nach Yünnan zu senden. Zur Entschädigung der Familien de

mordeten und zur Begleichung aller Forderungen englischer Kaufleute an die chinesische Regierung verpflichtete sich dieselbe 200 000 Taels zu zahlen, und versprach schließlich, nach Erledigung der genannten Angelegenheit eine besondere Mission nach London zu senden, behufs Überbringung eines Schreibens, das den Ausdruck des Bedauerns des Kaisers über das Vorgefallene enthalten solle.

In einem zweiten „Amtlicher Verkehr" betitelten Abschnitt des Abkommens wurde auf Grund eines früheren Berichts der Minister an den Thron über diplomatischen Verkehr und die Errichtung chinesischer Gesandtschaften im Auslande bestimmt, daß das Tsungli Yamen sich an die fremden Vertreter wenden solle, um mit denselben die auf Etiquettenfragen bezüglichen Regeln festzustellen. Der Rest des Abschnittes enthielt Bestimmungen über das zu befolgende strafgerichtliche Verfahren in Fällen, in denen englische Unterthanen in Frage kamen, wie in Betreff der Einrichtung sogenannter gemischter Gerichtshöfe in den geöffneten Häfen, d. h. Gerichtshöfe mit einem chinesischen Richter und fremdem Beisitzer, wie ein solcher seit längerer Zeit in Shanghai bestand. Auch mit Bezug auf diese letztere Frage sollte das Tsungli Yamen sich an die fremden Vertreter wenden. Von allen in dem Abschnitt erwähnten Fragen ist nur die der chinesischen Gesandtschaften im Auslande zur thatsächlichen Ausführung gekommen; man wird aber kaum behaupten können, daß dieselbe einen besonders günstigen Einfluß auf die Entwicklung der Beziehungen zwischen China und dem Auslande ausgeübt habe; sie hat in jedem Falle sehr wesentlich zur Erschwerung der Aufgabe der fremden Vertreter in China beigetragen, da die Anwesenheit eigener Gesandten in den Hauptstädten der Vertragsmächte es den Chinesen ermöglichte, dort gegen die fremden Vertreter in Peking zu intriguieren, was oft unter Mißachtung der elementarsten Regeln der Wahrheit geschah. Außerdem kehrte die Mehrzahl der ins Ausland gesandten Chinesen durchaus nicht in fremdenfreundlicherer Stimmung nach China zurück; schon das Bedürfnis zu beweisen, daß sie durch den Aufenthalt in der Fremde der chinesischen Auffassung schwebender Fragen nicht entfremdet

worden seien, nötigte sie, sich womöglich noch ablehnender zu verhalten, als diejenigen ihrer Kollegen, die China nie verlassen gehabt hatten; sie wurden daher auch mit Vorliebe zur Verteidigung unhaltbarer Behauptungen verwendet, und ihren gewagtesten Trugschlüssen sekundierte der Chor der anderen Minister dann mit: „Sehen Sie, das sagt der, und der ist doch im Auslande gewesen und muß es wissen!" Falls ein aus dem Auslande zurückgekehrter Gesandter sich der Fremdenfreundlichkeit oder der Hinneigung zu einer liberalen Auffassung der Beziehungen Chinas zum Auslande schuldig oder verdächtig machte, wurde er entweder beseitigt, kaltgestellt, wie der heimische Ausdruck lautet, wie dies mit dem ersten Gesandten nach England Kuo Sung tao 1876, der vom Parlamentarismus angesteckt worden war, der Fall war, oder sein Einfluß wurde untergraben und er langsam aber sicher zu einer Null gemacht, wie dies mit dem Marquis Tsêng nach 1886 geschah. Der von Sir Thomas Wade gemachte Versuch, zwischen den chinesischen Beamten und den fremden Vertretern persönliche Beziehungen herbeizuführen, kam nicht über Neujahrsbesuche heraus, bei denen die Chinesen in hellen Haufen unter Führung von Ministern des Tsungli Yamen auf den fremden Gesandtschaften erschienen, aßen und tranken, ohne im übrigen dadurch mehr zu lernen, als in ihrer Ansicht, daß die Fremden kuriose Käuze seien, bestärkt zu werden. Die Besuche wurden dann von dem diplomatischen Korps in corpore auf dem Yamen erwidert. Ich hatte bald Gelegenheit, mich zu überzeugen, von wie geringer praktischer Bedeutung dieser angebliche Verkehr sei. Zwei neue Mitglieder des Yamen wurden ernannt, die den wohlverdienten Ruf hatten, zu den Ultra-Konservativen zu gehören, und von denen man daher annehmen durfte, daß sie zu Ministern der Auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden seien, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich aus eigener Anschauung zu überzeugen, daß es leichter sei, die den fremden Vertretern gegenüber beobachte Haltung zu kritisieren als sie zu ändern. Unter den Umständen und um den Wert des neuen Arrangements zu prüfen, erwiderten einer meiner Kollegen

und ich den Besuch der Herren in ihren Wohnungen und gaben, da wir sie nicht fanden, unsere Karten ab, die uns am nächsten Tage mit der auch in der Form wenig höflichen Bemerkung zurückgesandt wurden, daß die Minister Besuche von Fremden in ihren Häusern nicht annähmen. Eine Beschwerde beim Yamen hatte die Erklärung zur Folge, daß die Häuser der Betreffenden so schlecht seien, daß sie keine Besuche bei sich empfangen könnten, sie wären aber bereit, dieselben auf dem Yamen entgegenzunehmen. Meinem Kollegen schien diese Entschuldigung genügend, während ich es für richtiger fand, auf meinem Verlangen zu bestehen, das das Yamen für absolut unzulässig erklärte. Ich muß dabei hinzufügen, daß in den ersten Jahren nach der Einrichtung der Gesandtschaften in Peking die Minister des Tsungli Yamen die fremden Vertreter in ihren Wohnungen empfingen und daß die Unsitte, dies nur auf dem Yamen zu thun, erst später eingerissen war. Wie die Verhältnisse in einem diplomatischen Korps sind, gewährt jeder Mißerfolg eines Kollegen den andern willkommene Veranlassung zur Schadenfreude, und es fehlte auch diesmal daran nicht. Ich ließ die Sache anscheinend gehen und verkehrte amtlich mit den beiden in Frage kommenden Persönlichkeiten, als wenn nichts geschehen wäre. Als das Yamen mir aber zu Neujahr die Liste der Besucher schickte, mit der Angabe des Tags und der Stunde wann dieselben kommen, und durch wen sie eingeführt werden würden, schrieb ich zurück, daß ich nicht in der Lage sei, die beiden Sünder, die als Führer einer Abteilung fungierten, zu empfangen; ich hätte, um den Geschäftsgang nicht zu unterbrechen, gegen den amtlichen Verkehr mit den Herren keine Einwendungen erhoben, müsse aber ablehnen, Leute ohne Lebensart bei mir im Hause zu sehen. Das wirkte. Die beiden Fremdenfresser — die Phrase: ‚von dem Fleisch eines Fremden essen und auf der Haut desselben schlafen‘, war für die Leute gebräuchlich und bezeichnend, — würden gezwungen gewesen sein, den andern Beamten zu erklären, warum sie nicht auf der deutschen Gesandtschaft empfangen würden und das würde gerade sie dem unbarmherzigsten Spott ausgesetzt haben; so erhielt ich am

nächsten Tage eine Mitteilung des Yamen, daß die Herren sehr gern bereit sein würden, mich zu empfangen, wenn ich mich nicht scheute, sie in ihren niederen Behausungen aufzusuchen. Das geschah, und wenn ich auch mit Kopfschmerzen infolge des Kohlendunstes aus den offenen Feuerpfannen und des genossenen schlechten Samshus — Hirsebranntweine — nach Hause kam, freute ich mich doch des über die Chinesen und vielleicht nicht weniger des über die Kollegen davon getragenen Erfolgs.

Abteilung drei des Chefoo-Abkommens war nach jeder Richtung hin die bedenklichste. Während in dem ersten Absatz derselben die Eröffnung gewisser Häfen und Landungsplätze vorgesehen war, wurde als englisches Gegenzugeständnis aufgeführt, daß Sir Thomas Wade seine Regierung zu bestimmen suchen werde, als von der Auferlegung der Likinabgabe freies Gebiet nur die fremden Niederlassungen anzuerkennen und (Nr. 2) in allen geöffneten Häfen — in manchen bestanden dieselben nicht — auf die Abgrenzung solcher hinzuwirken. Damit würde der fremde Importeur für die Erlaubnis, Waren in China einzuführen, einen Eingangszoll und für die, sie über die enggezogenen Grenzen der fremden Niederlassung hinaus zu verschicken, eine zweite Abgabe haben entrichten müssen. Die englische Regierung hat denn auch auf den Protest der andern Vertragsmächte und ihrer eigenen Kaufleute hin die Ratifikation dieser beiden Bestimmungen verweigert, trotzdem würde der Handel unter dem von Sir Thomas Wade gemachten Zugeständnisse schwer zu leiden gehabt haben, wenn nicht von deutscher Seite sofort ein energischer Protest gegen jeden Versuch eingelegt worden wäre, neue Likinstationen über die hinaus zu schaffen, die im Jahr 1858 bestanden hatten. So gelang es, dem Schaden vorzubeugen, den dieses unglaubliche Zugeständnis sonst wohl unzweifelhaft zur Folge gehabt haben würde. Auch in anderer Beziehung konnte ich, indirekt, in den Gang der Ereignisse eingreifen. Ich war damals bereits mit den Verhandlungen beschäftigt, die zu dem Abschluß der deutsch-chinesischen Zusatzkonvention vom 31. März 1880 führten; zu den von mir gestellten Anträgen gehörte ebenfalls die Eröffnung von

Häfen und Landungsplätzen; da die chinesische Regierung mir nach dieser Richtung hin bereits 1876 dieselben Zugeständnisse wie England machte, war sie nicht in der Lage, dieselben zurückzunehmen, obgleich England das Abkommen von 1876 erst neun Jahre später, d. h. 1885 ratifizierte und dasselbe daher erst dann rechtlich in Kraft trat. Der Grund, warum die deutsch-chinesische Konvention erst so spät gezeichnet wurde, obgleich über die Mehrzahl der in derselben enthaltenen Bestimmungen bereits früher eine Verständigung erzielt worden war, lag wesentlich an der Haltung des damals in Berlin beglaubigten chinesischen Gesandten Liu Si hung, der sein Möglichstes that, den Abschluß eines solchen Uebereinkommens überhaupt zu hintertreiben. Derselbe, ein Beamter durchaus untergeordneten Ranges, er war Sekretär in einem der kleinen hauptstädtischen Ämter, hatte seine Thätigkeit in Berlin damit begonnen, daß er verlangte, sich bei seiner ersten Audienz bei S. M. Kaiser Wilhelm setzen zu dürfen, „da er auch stets sitzend zum Kaiser von China spräche". Ich glaube, er war überhaupt kaum audienzfähig in China, jedenfalls konnte er sich seinem eigenen Herrscher nie anders als auf dem Bauche liegend präsentieren, und glücklicherweise wies man ihm in Berlin mit seinen Ansprüchen — mir fehlt der parlamentarische Ausdruck, um dieselben richtig zu charakterisieren — scharf zurück. Nach seiner Rückkehr nach China 1879 griff er Li Hung chang in sehr gehässiger Weise an und wurde 1881 von dem ad hoc einberufenen Gerichtshofe zur Dienstentlassung verurteilt, was durch ein kaiserliches Edikt vom 21. März d. J. bestätigt wurde.

Der ebenfalls in dem Abkommen von Chefoo enthaltenen Bestimmungen über den Opiumhandel und die Unterdrückung des Schmuggelhandels von Hongkong aus habe ich bereits an anderer Stelle Erwähnung gethan, der Konvention war aber noch ein Separatartikel beigefügt, über eine von Indien nach Tibet zu entsendende Expedition, für die, je nach dem einzuschlagenden Wege, entweder von dem Tsungli Yamen oder dem chinesischen Residenten in Lhassa Pässe ausgestellt werden sollten. Wie so manche der in

dem Abkommen enthaltenen Bestimmungen hat auch diese nie ein praktisches Resultat gezeitigt, dafür aber zu einer Episode Veranlassung gegeben, die als äußerst charakteristisch für die anglo-indisch-chinesischen Beziehungen eine nähere Erwähnung verdient. Die Frage blieb bis 1885 in der Schwebe, in welchem Jahre ein Beamter der indischen Regierung Mr. Macaulay nach Peking kam, um die Vorbereitungen zu einer nach Tibet in Aussicht genommenen Expedition zu treffen. Mr. Macaulay blieb beinahe sechs Monate dort, ohne etwas anderes zu erreichen, als die Aufmerksamkeit und den Argwohn der chinesischen Regierung zu erwecken und derselben Zeit zu geben, ihre Vorbereitungen zu treffen, um den englischen Plänen heimlichen, aber erfolgreichen Widerstand in Tibet selbst entgegensetzen zu können. In der Begleitung Mr. Macaulays befand sich ein bengalischer Pundit, Sarat Chandra Das, der als Mitglied des indischen Vermessungsdienstes zweimal Reisen in Tibet gemacht gehabt hatte; die Anwesenheit desselben, der bald in nähere Beziehungen zu den in Peking ansässigen Lamapriestern trat, hat voraussichtlich nicht wenig dazu beigetragen, die Bedenken der chinesischen Regierung zu steigern; auf der andern Seite war derselbe freilich imstande, wertvolle Nachrichten einzuziehen, wie er denn bereits während seiner Anwesenheit in Peking die Überzeugung aussprach, daß die chinesische Regierung entschlossen sei, das Eindringen der Expedition in Tibet zu verhindern. Trotz dieser ungünstigen Aussichten bestand man in London — der ganze Plan war, wenn nicht vom India Office ausgegangen, jedenfalls von demselben gegen den Wunsch und das Widerstreben der indischen Regierung patronisiert und betrieben worden, — auf der Absendung der Expedition, die durch die Anwesenheit von dreihundert Mann indischer Truppen ein durchaus militärisches Aussehen erhielt. Aber ehe die Expedition die Grenzen von Tibet überschreiten konnte, ließ die englische Regierung ihren Plan fallen. In einer am 24. Juli 1886 zu Peking abgeschlossenen Konvention, in der die chinesische Regierung das Recht Englands anerkannte, in dem eben annektierten Birma nach Gutdünken zu schalten und zu walten (Art. 2), gab letzteres

durch Art. 4 die Expedition nach Tibet auf, „da von der chinesischen Regierung eingezogene Erkundigungen das Vorhandensein vieler Schwierigkeiten ergeben gehabt hätten". Statt dessen wurde festgesetzt, „daß mit Bezug auf den Wunsch der englischen Regierung, Abmachungen in Betreff des Grenzhandels zwischen Indien und Tibet zu treffen, es die Pflicht der chinesischen Regierung sein solle, nach Einholung sorgfältiger Informationen Maßregeln zu treffen, um das Volk (von Tibet) im Hinblick auf die Förderung und Entwicklung des Handels zu ermahnen und zu ermuntern. Wenn es sich thunlich erweise, solle die chinesische Regierung dann die Frage von Handelsbestimmungen sorgfältig in Erwägung ziehen, aber falls sich unüberwindliche Schwierigkeiten herausstellten, werde die englische Regierung darauf nicht in ungehöriger Weise (unduly) bestehen." Die Antwort auf diesen englischen Rückzug und der Erfolg der chinesischen Hetzereien in Tibet war 1888 ein Angriff der Tibetaner auf Britisch-Sikkim (den Distrikt von Darjeeling) und die Errichtung eines Forts auf englischem Gebiet. Das letztere wurde mit leichter Mühe wieder genommen und die Tibetaner auf ihr Gebiet zurückgeworfen; die darauffolgenden Verhandlungen mit der chinesischen Regierung, bei denen der Bruder Sir Robert Harts, Mr. James Hart, als einer der chinesischen Kommissare fungierte, fanden zum Teil in Darjeeling statt und führten 1890 zum Abschluß einer Konvention in Kalkutta, durch die am 1. Mai 1894 Yatung in Tibet als ein Handelsmarkt für den Grenzverkehr zwischen demselben und Indien geöffnet wurde. Der Platz, der 80 englische Meilen von Darjeeling, 7 Meilen jenseits der tibetanischen Grenze liegt — man braucht acht Tage, um diese 128 km auf schrecklichen Wegen zurückzulegen — und früher gar keine Gebäude aufzuweisen hatte, besaß 1894 nur ein steinernes Haus für den englischen Beamten, der vertragsmäßig dort residieren kann, ein Haus mit sechs Räumen für ebenso viele tibetanische Kaufleute und ein paar Hütten für indische. Der Wert des Verkehrs betrug 1894: 191 180 Rupien (14 auf das Pfund) für den Import nach Tibet, und 398 131 Rupien für den Export von dort; 1899: 962 637 Rupien

für den ersteren, und 1 785 397 für den letzteren; immerhin ein Ergebnis, wenn auch ein mageres für Unterhandlungen, die von 1875 bis 1890 gedauert hatte. Ein politisches Resultat ist bei denselben nicht erzielt worden; die Russen scheinen in dieser Beziehung den Engländern vollständig den Rang abgelaufen zu haben, wenn man der in diesem Jahre in Petersburg gewesenen lamaitischen Gesandtschaft überhaupt eine Bedeutung beilegen will.

Im Allgemeinen kann man das Urteil über die durch den Fall Margary veranlaßten Unterhandlungen und das den Abschluß derselben bildende Abkommen von Chefoo dahin zusammenfassen, daß dieselben kein nennenswertes praktisches Ergebnis erzielt, die Stellung der Fremden in China aber durch sie in den Augen der Regierung und der Bevölkerung recht erheblich erschüttert worden war.

VI.

Russisch-chinesische Beziehungen.

Ein russisch-chinesischer Konflikt. — Erschließung Sibiriens. — Kämpfe mit den Manschuren. — Friede von Nerchinsk. — Vertrag von Kiachta. — Grenze der beiden Reiche. — Vertrag von Aigun. — Vertrag von Peking. — Protokoll von Chuguchak. — Der mohamedanische Aufstand in Kansuh. — Die chinesische Herrschaft in Turkestan. — Geographische und polische Einteilung. — Der Aufstand Jehangirs. — Unruhen in Kansuh. — Der Aufstand der Dungaren. — Abul Oghlan. — Aufstand in Turkestans. — Busurg Chan von Khokand. — Yakub Beg. — Bemächtigt sich Turkestan. — Unterwirft die Dunganen. — Die Russen besetzen Ili. — Chinesisches Vorgehen. — Tso Tsung tang. — Erfolge. — Yakub Chan stirbt. — Eroberung Turkestans. — Kaiserliches Sieges-Edikt. — Marquis Tso. — Charakteristik desselben. — Seine Ehrlichkeit. — Beunruhigende Gerüchte. — Behandlung der Söhne von Rebellen. — Protest des englischen Gesandten gegen eine deutsche Anleihe. — Chinesische Schritte zur Rückerlangung Ilis. — Die Mission Chunghaus. — Der Vertrag von Livadia. — Chunghaus Rückkehr, Verhaftung, Prozeß und Verurteilung. — Chang Chih tung. — Marquis Tseng. — Drohender Konflikt mit Rußland. — Chunghau ausgepreßt. — Seine Begnadigung. — Die politische Lage. — Oberst Gordon. — Meine Schritte. — Verhandlungen mit Li Hung chang. — Charakteristik Gordons. — Lis angebliche hochverräterischen Pläne. — Gordons Memorandum über militärische Fragen. — Gordons Rolle im Taiping-Aufstand. — Die disziplinierten Chinesen. — Ward. — Burgewine. — Gordon. — Vertrag von St. Petersburg. — Regelung der Ili-Frage. — Erworbene kommerzielle Vorteile. — Eroberungen in Zentral-Asien. — Die russische Politik.

Die Beziehungen zwischen Rußland und China sind immer ganz besonderer Art gewesen, was seine Erklärung wohl besonders darin finden dürfte, daß das erstere dem letzteren mehr als asiatische wie als europäische Macht gegenüber getreten ist. Auch England, Spanien und die Niederlande sind oder waren asiatische Mächte, und Frankreich ist es seit vierzig Jahren geworden,

aber während die asiatischen Besitzungen dieser Mächte durch Tausende von Meilen von dem Mutterlande getrennt sind, besteht zwischen den europäischen und asiatischen Besitzungen Rußlands eine Kontinuität, die demselben nicht allein erlaubt, mit seinem ganzen Schwergewicht auf den asiatischen Nachbarn zu drücken, sondern die eine solche Pression sogar als im eigenen Interesse unvermeidlich erscheinen läßt. So ist Rußland denn auch die erste nicht rein asiatische Macht gewesen, mit der China in Konflikt geriet, der durch den ersten mit einer solchen abgeschlossenen Vertrag, den von Nipchu oder Nerschinsk 1689 beendigt wurde. Schon unter dem Zaren Michael Romanow (1613—1645), dem ersten der Familie, waren russische Abenteurer 1643 von Jakutsk an der Lena bis an die Mündung des Amur vorgedrungen, wobei sie häufig Kämpfe mit den dort angesessenen eingeborenen Stämmen zu bestehen gehabt hatten; die Erfolge dieser ersten Expedition führten zu weiteren, in größerem Maßstabe unternommenen und im Laufe derselben zu der Gründung russischer Forts bei Albazin und Atschansk am Amur. Aber schon 1652 erschienen manschurische Truppen, um die Eindringlinge zu vertreiben; anfangs erfolglos, kehrten sie immer wieder, bis sie 1689 Albazin zurückeroberten. Schon vorher hatte Kaiser Kanghi den räuberischen Einfällen der russischen Freibeuter dadurch ein Ende zu machen gesucht, daß er die unter seiner Oberhoheit stehenden Stämme von den Ufern des Amur zurückzog und den Anbau von Getreide an dem Flusse untersagte, was die Russen zwar in große Not brachte — Onophrius Stepanoff berichtete 1556, daß seine Soldaten ganz verhungert und kraftlos seien und sich von Gras und Wurzeln nähren müßten —, aber sonst keinen dauernden Erfolg hatte. Schließlich waren es die immer mehr zunehmenden Schwierigkeiten, welche sich den Russen in diesen Gebieten entgegenstellten, und die richtige Erkenntnis, daß ein geregelter Handelsverkehr mit China für Rußland augenblicklich wichtiger als eine Ausdehnung nach Osten sei, und von chinesischer Seite der Wunsch, den fortwährenden Unruhen und Kämpfen an der Grenze ein Ende zu machen, welche zu dem schon erwähnten Friedens-

schluß zu Nerchinsk, einem unbedeutenden Platze an der Nercha in Transbaikalien, durch den die Grenze zwischen den beiden Reichen bestimmt wurde, die Russen die Manschurei räumten und der Handel zwischen beiden Reichen den mit Pässen versehenen beiderseitigen Unterthanen freigegeben wurde. Das Dokument ist, abgesehen davon, daß es ursprünglich von den Jesuiten Gerbillon und Pereira, die die chinesischen Kommissare als Dolmetscher begleiteten, in Lateinisch abgefaßt wurde, auch noch in mancher anderen Hinsicht interessant. Als russische Herrscher sind in demselben Iwan und Peter, Söhne von Alexis, aufgeführt; letzterer ist der später unter dem Namen des Großen bekannte Kaiser, der seinem Halbbruder Iwan den Zarentitel gelassen hatte; der Vertrag ist kein Friedens-, sondern ein Freundschaftsvertrag, der den Zweck verfolgt, „die Unverschämtheiten gewissen Gesindels zu unterdrücken, die, indem sie Jagdausflüge außerhalb ihres Gebiets unternehmen, plündern und morden und Unruhen und Streit hervorrufen". Das Prinzip der Exterritorialität wird in dem Vertrage ausdrücklich anerkannt, da derselbe sogar die Bestimmung erhielt, daß Freibeuter ihren eigenen Behörden überliefert werden sollten.

Auch der Vertrag von Kiachta 1727 änderte wenig an den politischen Beziehungen beider Länder; der Argun, der mit der Shilka zusammen den Amur bildet, blieb die Grenze zwischen ihnen, nur trat das Bestreben, das Land östlich von demselben als gewissermaßen herrenlos und beiden Reichen gehörig darzustellen, deutlicher hervor. Es fand seine Bestätigung in dem Vertrage von Aigun 1858, der dem chinesischen Unterhändler den Kopf kostete. Durch denselben wurde das linke Ufer des Amur vom Argun ab an Rußland abgetreten, während das letztere die Herrschaft Chinas über das rechte Ufer vom Argun bis zum Ussuri anerkannte; das Gebiet zwischen dem Ussuri und dem Meere aber weiter im gemeinschaftlichen Besitz beider Reiche blieb. Die Schifffahrt auf dem Amur, Sungari und Ussuri wurde den Schiffen der beiden Länder mit Ausschluß aller andern vorbehalten. Der Vertrag von Tientsin 1858 nahm eine weitere Grenzregulierung in

Aussicht, die durch den Vertrag von Peking 1860, den der bekannte General Ignatieff abschloß, in der Weise stattfand, daß Rußland das auf dem rechten Ufer des Amur zwischen dem Ussuri und dem Meere gelegene Gebiet erlangte. Durch das Protokoll von Chuguchak 1864 erhielt Rußland eine erhebliche Gebietserweiterung in der westlichen Mongolei, wie durch den Vertrag von St. Petersburg 1881 der westliche Teil von Ili Rußland einverleibt wurde. Durch diesen letzten Vertrag wurden die Fragen erledigt, die sich auf die Retrozession Ilis (Kuldjas) bezogen, das 1871 infolge des Aufstandes der Dunganen von Russischen Truppen besetzt worden war, Fragen, die 1880 gedroht hatten, einen Krieg zwischen den beiden Ländern hervorzurufen.

Des mohamedanischen Aufstandes in Kansuh, Ili und Turkestan ist bereits kurz Erwähnung geschehen, zum Verständnis der Sachlage ist indessen ein näheres Eingehen auf die Lage der Verhältnisse, besonders in Turkestan notwendig. Zu Anfang der 70er Jahre des 18. Jahrhunderts war nach langen Kämpfen das Land von den Chinesen erobert worden. Wie dieselben dies meistens zu thun pflegten, ließen sie auch dort die Zustände im großen und ganzen fortbestehen, wie sie sie bei der Eroberung gefunden hatten, d. h. sie ließen den Begs, Fürsten der verschiedenen Stämme, namentlich der acht Städte, von Ost nach West, Karachar, Kuch, Ushi, Aksu, Khoten, Yarkand, Kashgar und Yengi Hissar ihre Stellung und begnügten sich, in die Zitadellen der hauptsächlichsten derselben starke chinesische Garnisonen zu legen und nach besten Kräften für die Wiederbevölkerung und den Anbau des durch lange Kriege ganz entvölkerten und verwüsteten Landes zu sorgen. Die Kitai, wie die Bewohner die Chinesen nannten, scheinen in beiden Beziehungen, durch die Ansiedlung mohamedanischer und chinesischer Kolonisten, wie durch die Anlegung von Bewässerungsarbeiten und Straßen, und die Entwicklung von Handel und Verkehr thatsächlich viel für die Hebung des Wohlstandes des Gebiets gethan zu haben, das um es von dem nördlich vom Tienshan-Gebirge gelegenen zu unterscheiden, das südlich von demselben gelegene genannt

wurde. Der Tienshan Pei lu umfaßte so die unter dem Gesamtnamen der Sungarei begriffenen drei Bezirke von Ili, Tarbagatai und Kurkara usw; — über ersteres mit der Hauptstadt Kuldja gehn die Hauptverbindungswege zwischen Kansuh und dem Norden — während der Tienshan Nan lu der Gesamtname für die verschiedenen Gebiete von Chinesisch-Turkestan wurde. Trotz der Milde, mit der die Chinesen die Mohamedaner behandelten, fuhr es fort unter denselben zu gären, bis im Jahre 1825 Jehangir, ein Enkel des „Chodjah", Prinzen von Kashgar, der am Hofe von Khokand lebte, einen Einfall in das unter chinesischer Oberhoheit stehende Gebiet machte, und in raschem Laufe Yarkand und Kashgar eroberte und bis Aksu vordrang. Im nächsten Jahre fiel auch der Chan von Khokand in Chinesisch-Turkestan ein und eroberte Aksu und Khoten, schloß aber bald, wohl in der Furcht, neben sich ein mächtiges, unabhängiges mohamedanisches Reich entstehen zu sehn, Frieden mit China; Jehangir floh zuerst nach Khoten und von da nach Kashgar, wo ihn der neu ernannte Beg Isaak gefangen nahm und den Chinesen auslieferte, die ihn nach Peking schickten, wo er hingerichtet wurde. Auch Isaak, den man der Mitschuld an dem Aufstande anschuldigte, wurde nach Peking gebracht, aber nach längerer Untersuchung freigelassen und nach Kashgar zurückgesandt. Der Sitz der Regierung wurde aber von dort nach Yarkand verlegt. Die Chinesen scheinen nach dieser Erhebung schärfer als bisher gegen die mohamedanische Bevölkerung vorgegangen zu sein, jedenfalls fand sich in derselben viel Zündstoff, als sich eine Gelegenheit für einen neuen Ausbruch bot. 1860 brachen in einem Dorfe in Kansuh Unruhen aus, die nach wenigen Tagen unterdrückt wurden, aber doch die Veranlassung zu einer Erhebung der Dunganen (Tungani) gegen die Chinesen gaben. Die Dunganen — Bekehrte — sind angeblich Nachkommen von in der Mongolenzeit zum Mohamedanismus bekehrten Turkstämmen. Der Aufstand griff schnell unter der mohamedanischen Bevölkerung in Kansuh und Shensi um sich und wurde auch nach Ili übertragen, wo die dort früher von den Chinesen angesiedelten Tarantchi sich ebenfalls

gegen die Regierung erhoben. Im Januar 1866 fiel Kuldja in die Hände der Empörer, nachdem der chinesische Kommandant sich mit der Zitadelle in die Luft gesprengt hatte. Auf den Trümmern der chinesischen Herrschaft entstand ein dunganisches Fürstentum unter Abul Oghlan, der den Versuch machte, seine Herrschaft weiter auszudehnen, und dabei, wissentlich oder unwissentlich, mit den Russen in Konflikt geriet. Während dies im Osten und nördlich von Tienshan geschah, war auch im Westen der Aufstand ausgebrochen. Die Mohamedaner hatten sich mit der Bitte um Hilfe an Busurg Chan von Khokand gewendet, der ihnen einen seiner Generale Yakub Beg sandte, der als Atalik Gasi, Vezier im Kampf gegen die Ungläubigen, zuerst für seinen Herrn, dann für eigene Rechnung den Krieg gegen die Chinesen führte. 1866 befand er sich bereits im Besitz eines großen Teils von West-Turkestan und wendete sich dann, wie die mohamedanischen Stämme in diesen Gebieten überhaupt mehr an ihren eigenen Zwistigkeiten als an der Macht ihrer Gegner zu Grunde gegangen sind, mit Erfolg gegen die Dunganen, die er unterwarf. Es wird wohl hauptsächlich diesem Vorstoß zuzuschreiben sein, daß die Russen, um einer Festsetzung Yakub Chans im Gebiet nördlich vom Tienshan vorzubeugen, 1871 unter General Kolpakofsky in Ili einrückten und dasselbe angeblich ihrer eigenen Sicherheit wegen besetzten, während sie zugleich in Peking die Versicherung erteilen ließen, daß sie das Gebiet nach Herstellung der Ruhe wieder zurückzugeben bereit seien. Auch die chinesische Regierung hatte sich inzwischen ermannt und unter Tso Tsung tang, der unter Tseng Kwo fan mit Erfolg gegen die Rebellen, zuletzt in Chekiang gekämpft hatte, 1867 ein Heer nach Kansuh entsendet. 1873 fiel nach zweimonatlicher Belagerung Suchau in die Hände der Chinesen, nachdem die Verteidiger ihre ganzen Vorräte aufgezehrt gehabt hatten. Neun der Führer des Aufstandes und über viertausend andere Teilnehmer an demselben wurden bei dieser Gelegenheit hingerichtet. Mit diesem Erfolg war die Ruhe in Kansuh und Shensi wieder hergestellt. Tso wandte sich nun gegen das Gebiet am Tienshan, eroberte Hami und Barkul 1876, besetzte dann Pidshan,

Turfan und Urumtsi und zog von da in zwei Kolonnen gegen Yakub Chan, der über Toksan und Harashar nach Korla zurückwich, wo er Anfang Mai 1877, siebenundfünfzig Jahre alt, an Krankheit oder Gift starb. Damit war der Krieg thatsächlich entschieden; die Chinesen drangen langsam aber unwiderstehlich vor, am 17. Dezember 1877 fiel Kashgar, am 21. d. M. Yarkand und Anfang Januar 1878 Khoten. Am 16. März verkündete ein kaiserliches Edikt den errungenen Erfolg: „Während mehr als zehn Jahren, hieß es in demselben, hat der Hof ehrfurchtsvoll die Züchtigung ertragen, die der Himmel ihm hat zu teil werden lassen. Tso Tsung tang erhielt besonders den Titel eines kaiserlichen Kommissars und wurde beauftragt, den Oberbefehl über die militärischen Operationen in dem neuen Gebiet zu übernehmen ... Gebetvolles Vertrauen in eine mächtige Vorsehung und in die Unterstützung berühmter Ahnen hat es Ihren Majestäten den Kaiserinnen, die unermüdlich in ihren Bemühungen und ihrer Vorsorge sind, ermöglicht, einen fähigen und tüchtigen Mann zu finden, gleich gewandt in der Behandlung der Fremden und derer, die seinem eigenen Volk angehören, einen Führer, der die ihm erteilten Aufträge mit glänzendem Erfolge ausgeführt hat, der dem Geist des verstorbenen Herrschers der im Himmel herrscht, Trost gewähren wird und die Erwartungen der Beamten und des Volks erfüllt hat. Unsere Befriedigung und unsere Freude sind in der That groß, und es wird unsere Pflicht, dem Führer unseres Heeres, der von Wind und Regen gepeitscht worden ist, die höchsten Beweise kaiserlicher Gnade als eine Belohnung für seine Bemühungen zu teil werden zu lassen.“ Tso erhielt den Rang 2. Grades 2. Klasse, den die Engländer mit „Marquis“ übersetzen, zum großen Ärger Lis, der selbst nur den als „Graf“ besaß. Tso hatte die ihm zu teil gewordene Auszeichnung in hohem Maße verdient; seine Ausdauer und seine Energie hatten über die größten Schwierigkeiten gesiegt, und sein Marsch am Fuß des Tienshan, während dessen seine Armee zum Teil von während der Zeit selbst gesätem und geerntetem Korn gelebt hatte, bis die Russen ihr Vorräte zuführen konnten, verdient

auch von dem Standpunkt des europäischen Strategen aus volle Anerkennung. Ich habe nach seiner Rückkehr nach Peking 1881 Gelegenheit gehabt, seine Bekanntschaft zu machen, und habe den alten Herrn, der klein, wohlbeleibt, schwach auf den Füßen und nicht übermäßig sauber war, recht wohl leiden mögen. — Er debütierte in oder richtiger vor Peking damit, daß, als die Steuerbehörde von ihm 30000 Taels Octroi forderte — man setzte von ihm voraus, daß er sich in dem Feldzuge, während dessen große Beträge durch seine Hände gegangen waren, nicht vergessen gehabt hätte, was trotzdem der Fall gewesen, denn er war absolut ehrlich, — erklärte, daß er nicht einen Pfennig bezahlen, sondern vor den Thoren warten und dem Kaiser berichten werde, warum er nicht zu der anberaumten Audienz kommen könne; schließlich legten sich seine Freunde, die kein so reines Gewissen haben mochten, ins Mittel und bezahlten den verlangten Betrag. Auch dem diplomatischen Korps machte er anfänglich einige Sorge. Vor der französischen Gesandtschaft war mit Ketten und Pfeilern ein Vorplatz abgesteckt, der allerdings den Fußpfad ganz einnahm und die Passanten zwang, die namentlich bei Regenwetter oft unergründlich schmutzige Straße zu benutzen. Tso hatte sich über diese Absperrung mißfällig ausgesprochen, und das genügte, um Ansammlungen vor der französischen Gesandtschaft und Gerüchte von einem auf dieselbe beabsichtigten Angriff hervorzurufen. Ein scharfer Protest beim Tsungli Yamen brachte die Sache schnell in Ordnung, und der alte Löwe war seitdem viel zahmer. Er hat verschiedene Male bei mir und ich einmal bei ihm gegessen, und ich muß sagen, daß seine Wohnung und alles, was damit zusammenhing, durchaus dem entsprach, was man von seiner Ehrlichkeit und Anspruchslosigkeit erzählte. Er sprach gern von seinen Feldzügen und glaubte an die direkte Einmischung der Götter zu seinen Gunsten, so besonders auch bei der Belagerung von Suchau. Mit den fremden Vertretern stand er sich wenigstens äußerlich gut, nur nicht mit unserm englischen Kollegen, und das hing so zusammen. Nach chinesischem Gesetz werden die erwachsenen Mitglieder der Familie

eines Rebellen hingerichtet, die Frauen und Mädchen als Sklavinnen verkauft und die männlichen Kinder im Gefängnis gehalten, bis sie herangewachsen sind, und dann entmannt und einem Prinzen als Eunuchen zugeteilt. In einem Bericht hatte Tso gemeldet, daß die Zeit herankäme, an zwei Söhnen, ich glaube von Yakub Chan, jedenfalls von einem der Rebellenführer, diese Operation vorzunehmen und um Weisungen gebeten. Der Bericht war in der Peking-Zeitung veröffentlicht worden und hatte einen energischen Protest der englischen Regierung hervorgerufen, infolge dessen die Operation, angeblich, unterblieb. Diese Einmischung in chinesische Angelegenheiten konnte Tso den Engländern nicht verzeihen, und er kam mit Vorliebe auf das Thema zurück, auch wo er wußte, daß er auf keine Gegenliebe stieß. Den Deutschen war er sehr wohl gesinnt; er hatte eine Tuchfabrik und einen Landbagger durch eine deutsche Firma bezogen und mit deutschen Ingenieuren nach Kansuh geschickt; auch als es sich um eine Anleihe zur Rückzahlung früherer Vorschüsse handelte, bediente er sich eines Deutschen als Vermittlers zwischen der Chartered-Bank, die die Anleihe abschließen wollte und dem Tsungli Yamen. Es kam dabei zu einer sehr komischen Szene. Sir Thomas Wade, der von den Pourparlers der deutschen Zwischenperson gehört hatte und vermuten mochte, daß es sich um eine von einem deutschen Bankinstitut abzuschließende Anleihe handle — die damals noch an so etwas nicht dachten —, schrieb an das Tsungli Yamen und beschwerte sich darüber, daß man einer anderen Bank den Vorzug geben wolle, da doch die Hongkong and Shanghai Banking Corporation der chinesischen Regierung schon öfter bei solchen Angelegenheiten zu Diensten gewesen sei. Er wunderte sich nicht wenig, als er am nächsten Tage einen nichts weniger als höflichen Brief des ebenfalls in Peking anwesenden Direktors der Bank erhielt, der sich jede Einmischung in seine geschäftlichen Angelegenheiten ernstlich verbat. Sir Thomas entschuldigte sich hinterher damit, daß er geglaubt habe, es handle sich um eine deutsche Bank. Dies zur Illustration der oft von englischer Seite aufgestellten Behauptung, daß die englischen Vertreter sich nie in Handels-

geschäfte gemischt hätten; sie haben das überall gethan, wo sich eine Gelegenheit dazu bot, allerdings meistens mit wenig Erfolg, da sie es selten verstanden, sich mit den Chinesen auf einen erträglichen Fuß zu stellen.

Sofort nach der Rückeroberung der insurgiert gewesenen Gebiete dachte die Chinesische Regierung daran, die Rückgabe Ilis von Rußland zu fordern. Chunghau, der seine frühere Mission nach Paris 1870—71 nicht ohne Geschick ausgeführt hatte, wurde für die Sendung nach Petersburg ausersehen. Er wurde im Juni nach Peking berufen, hatte im Laufe des Sommers und Herbstes verschiedene Audienzen und trat im Dezember seine Reise an. Wie alle Chinesen oder Manschus, wenn man will, er war ein Manschu, vollständig unbekannt mit den thatsächlichen Verhältnissen, war er den russischen Diplomaten nicht gewachsen und ließ sich in Livadia zum Abschluß eines Vertrags bewegen, durch den Rußland den größten Teil des in Frage stehenden Gebiets mit dem fruchtbaren Thal des Tekeß, alle wichtigen Pässe im Tienshan-Gebirge, vor allen Dingen den Muzartpaß und eine Menge andere Zugeständnisse erhielt, während China sich zur Zahlung von fünf Millionen Rubel für Deckung der Kosten der Besetzung verpflichtete. Sofort nach Abschluß dieses unglaublichen, seinen Weisungen ganz entgegenlaufenden Vertrags, trat Chunghau die Heimreise an, ohne die weiteren Befehle seiner Regierung abzuwarten. Nach seiner Rückkehr nach Peking erschien am 2. Januar 1880 ein kaiserliches Edikt des Inhalts, daß er, der mit einem Auftrage ausgesandt worden sei, es auf sich genommen habe, seine Rückreise anzutreten, ohne den kaiserlichen Befehl, der ihn dazu ermächtige, abzuwarten. Als ein erster Schritt werde er daher dem Zivilministerium zur Festsetzung einer strengen Strafe überwiesen und habe sein Amt bis zu der Entscheidung niederzulegen. Den Großsekretären, den sechs großen und neun kleinen Ministerien, der kaiserlichen Akademie und dem Aufsichtsrat für Unterricht wurde befohlen, den Vertrag und die Handelsbestimmungen, sowie die Denkschriften, die in Betreff derselben an den Thron gerichtet worden, zu prüfen und dann

Bericht zu erstatten. Die sämmtlichen eingereichten Denkschriften sprachen sich auf das schärfste gegen die Ratifikation des Vertrages und für die Bestrafung Chunghaus aus; am heftigsten vielleicht der damals ganz unbekannte Chang Chih tung. Als ich einem der Minister des Yamen meine Verwunderung über den scharfen Ton dieses Schriftstückes aussprach, das den wütendsten Fremdenhaß atme, erwiderte mir derselbe, daß der Verfasser ein großer Gelehrter sei, der einen vortrefflichen Stil schreibe, aber sonst eine ganz unbedeutende Persönlichkeit, deren Äußerungen gar keinen Wert besäßen. Im Januar 1882 wurde diese unbedeutende Persönlichkeit Gouverneur von Shansi und zweiundeinhalbes Jahr darauf Generalgouverneur der beiden Kwangs. Seitdem hat er in der Geschichte seines Vaterlandes eine große Rolle gespielt. Am 21. Januar erschien ein neues Edikt, durch das alle bisher eingegangenen Denkschriften dem Großem Rat, der aus dem kaiserlichen Prinzen 1. und 2. Klasse, allen höheren Würdenträgern der Hauptstadt und den Censoren bestand, unterbreitet wurde. Auf einen Bericht des Zivilministeriums, daß Chunghau wegen eines Vergehens gegen die Verfassung des Reichs aus dem Dienst zu entlassen sei, wurde durch ein kaiserliches Edikt vom 27. Januar bestimmt, daß die Strafe als nicht genügend angesehen werden müsse, er solle daher kassiert und verhaftet und, nachdem er peinlich verhört worden, dem Strafministerium zur Bestrafung übergeben werden. Am 15. Februar erschienen eine Anzahl weiterer Edikte. Eins derselben bezog sich auf den Bericht des großen Rates (dieselben bestehen immer aus einer Anzahl von motivierten Voten der Mitglieder), der dahin lautete, daß Chunghau in dem von ihm abgeschlossenen Vertrage seine Vollmachten überschritten und den ihm erteilten Weisungen nicht nachgekommen sei. Außerdem seien aus den Provinzen eine Menge Denkschriften eingelaufen, die viele Einwendungen gegen einzelne Bestimmungen des Vertrags enthielten. Der Marquis Tseng (der im September 1878 zum Gesandten in London und Paris ernannt worden war und sich an ersterem Platze befand, erhielt den Befehl, die Angelegen-

heit noch einmal (mit Rußland) zu erörtern. In einem andern Edikt wurde auf die Bitte des Strafministeriums in Rücksicht auf die Schwere des Falls den Großen Rat zu ermächtigen, mit ihm gemeinschaftlich das Urteil zu fällen, die kaiserliche Genehmigung erteilt. Am 3. März endlich erschien ein Edikt der beiden Kaiserinnen-Regentinnen, durch welches die von der gemeinschaftlichen Kommission gegen Chunghau ausgesprochenen Strafe der Enthauptung nach den Herbstassisen bestätigt wurde. Unter Herbstassisen wird die Vorlegung in der Jahreszeit aller im ganzen Reiche ausgesprochenen Todesurteile an den Kaiser verstanden, der die auszuführenden durch einen roten, neben den Namen des Verurteilten gesetzten Kreis bezeichnet. Verbrecher, die dreimal dieser Bestätigung entgehen, werden als zu Gefängnißstrafe oder Verbannung begnadigt angesehen.

Mit der Verurteilung Chunghaus zum Tode war eine Lage geschaffen worden, wie sie ernster kaum gedacht werden konnte. Schon die Nichtratifikation des Vertrages von Livadia und die Verurteilung des Unterhändlers zum Tode mußten die russische Regierung verstimmen, aber es war nicht abzusehen, zu welchen Schritten die Ausführung des Urteils sie bewegen konnte. Ich hatte zufälligerweise, — mein Nachrichten-Bureau wie das der andern Gesandtschaften arbeitete ziemlich langsam, und wir erfuhren die meisten Sachen immer erst, nachdem sie geschehen waren — am Morgen des 27. Januar erfahren, daß die Verhaftung Chunghaus angeordnet worden sei und am Abend in der Peking-Zeitung veröffentlicht werden würde; ich hatte meinen russischen Kollegen sofort benachrichtigt, so daß derselbe ebenfalls nicht überrascht wurde. Wie immer bei der Verhaftung eines vornehmen Mannes wurde Chunghau von den Beamten des Strafministeriums auf das unbarmherzigste ausgepreßt; es wurde damals erzählt, und ich habe keine Veranlassung, an der Richtigkeit der Angabe zu zweifeln, daß er für das Privilegium, in der ersten Nacht ein besonderes Zimmer zu erhalten und nicht mit andern Verbrechern zusammen an eine Kette angeschlossen zu werden, 30000 Taels, nach damaligem Kurse

nahe an 200 000 Mark habe bezahlen müssen; ein großer Teil seines sehr bedeutenden Vermögens wird unzweifelhaft in den Händen dieser Harpyen geblieben sein. Es kam nun darauf an, die Regierung zu bewegen, von der Ausführung des Urteils abzustehen; die Bemühungen des diplomatischen Korps, ein direkte Interzession der Königin Viktoria und wohl auch das Gefühl der chinesischen Regierung, daß sie den Bogen nicht zu straff spannen dürfe, hatten den erwünschten Erfolg. Das auf Enthauptung lautende Urteil wurde zuerst aufgehoben, er aber im Gefängnis behalten und erst am 12. August ganz begnadigt und freigelassen, nachdem ein Bericht des Marquis Tseng eingelaufen war, daß er in Beratung mit der russischen Regierung eingetreten sei und das Tsungli Yamen bäte, sich in seinem Namen bei dem Thron für Chunghau zu verwenden. An der Eröffnung der Verhandlungen zwischen der chinesischen und der russischen Regierung habe ich, wie ich wohl sagen darf, einen entscheidenden Anteil gehabt. Auf beiden Seiten war wohl der Wunsch zu einer Verständigung vorhanden, aber wie das so oft der Fall bei solchen Fragen ist, handelte es sich darum, ein Mittel zu finden, das die Empfindlichkeit beider Teile schonte. Ich wußte, daß man in Rußland nichts weniger als einen Krieg mit China wünschte; man hatte dort andere wichtigere Fragen zu lösen und hielt außerdem China für viel stärker als es thatsächlich war; ein Zurückweichen Rußlands oder ein lau oder gar erfolglos geführter Krieg würde aber die Stellung aller Fremden erheblich geschädigt, wenn nicht gefährdet haben; auf der andern Seite wurden von englischer und französischer Seite Versuche gemacht, sich als Vermittler anzubieten, was mir um so weniger zusagte, als ich mir nicht verhehlen konnte, daß unsere vortreffliche Stellung bei den Chinesen entschieden leiden würde, wenn wir uns in einer solchen Frage in die zweite Linie drängen ließen. —. Außerdem war Oberst Gordon von Li Hung chang gerufen — ich werde später darauf zurückkommen — in Tientsin eingetroffen; ich konnte mir denken, daß man seinen militärischen Rat einholen wollte, aber ich wußte nichts Bestimmtes über die Gründe, welche ihn bewogen haben konnten, seine Stellung

beim Vize-König von Indien, ich glaube Lord Ripon, aufzugeben, und nach China zu kommen. Als ich daher in eigenen Geschäften nach Tientsin mußte, ging ich zu meinem russischen Kollegen und frug ihn, ob ich dort etwas für ihn thun könne. Er erwiderte ja und setzte mir auseinander, daß es für die russische Gesandtschaft seit Jahren unmöglich gewesen sei, eine der vielen sich aus den häufigen Vorfällen an der langen Grenze ergebenden Fragen zu Ende zn bringen; das habe auf der Gesandtschaft wie auch in Petersburg sehr verstimmt und auch bei den an der Grenze vorhandenen russischen Behörden sehr viele Erbitterung hervorgerufen; wenn die chinesische Regierung sich entschließen könne, diese Angelegenheiten zu ordnen, so würde damit der fehlende Anknüpfungspunkt gefunden sein, und er glaube mich versichern zu können, daß die Frage der Wiederaufnahme der Verhandlungen dann in Petersburg keinen ernstlichen Schwierigkeiten begegnen würde. Als ich meine eigene Sache mit Li erledigt hatte, fragte er mich, was ich über den Konflikt mit Rußland dächte, ich teilte ihm die Ansicht meines russischen Kollegen als von mir kommend mit und wies auf das Interesse hin, das China an einer baldigen Erledigung der Sache habe. Li hörte mir sehr aufmerksam zu und sagte dann: „Ich glaube, daß Sie recht haben und daß die Sache sich so machen lassen wird. Wollen Sie mir den Gefallen thun uud ihre Abreise zwei Tage aufschieben, ich werde heute noch nach Peking berichten und hoffe, ihnen übermorgen eine bestimmte Antwort geben zu können.“ Zwei Tage darauf teilte er mir mit, daß das Tsungli Yamen meinen Vorschlag angenommen habe; die Minister würden sofort nach meiner Rückkehr zu mir kommen und die Sache noch einmal besprechen und sich von mir auf die Russische Gesandtschaft begeben. Ich dankte Li und sagte ihm, daß ich mich von ihm direkt zu meinem Boot begeben und nach Peking zurückkehren würde. „Sie können mir noch einen persönlichen Gefallen thun“, fügte er hinzu. „Gordon ist in Peking, er hat dort auf dem Tsungli Yamen so viel geredet, daß er mir die Leute ganz konfuse gemacht hat und jetzt will er Peking ver-

lassen. Bitten sie ihn in meinem Namen dort zu bleiben und sich ruhig zu verhalten, das ist alles, was ich von ihm wünsche; ich werde ihm schreiben, aber er muß in Peking bleiben.“ Ich versprach in dieser Beziehung mein Möglichstes zu thun, konnte aber Lis Wunsch nicht erfüllen, denn ich begegnete Oberst Gordon auf dem Fluß auf dem halben Wege zwischen Tientsin und Peking. Ich rief sein Boot an, wir stiegen beide aus und gingen ein Paar Stunden am Ufer des Peiho auf und ab. Er lehnte es ab, nach Peking zurückzukehren, was ich ihm, da er es einmal verlassen hatte, nicht verdenken konnte; ich muß aber sagen, daß ich von unserm Gespräch einen sehr wenig vorteilhaften Eindruck mitgenommen habe; es ist mir selten jemand vorgekommen, der eine größere Unfähigkeit gezeigt hätte, von einer Frage mehr als eine Seite zu sehen, und bei dem Spuren eines so ausgeprägten Fatalismus vorhanden gewesen wären. Ich würde nicht wagen, aus einem unter so besondern Umständen stattgefundenen Gespräch einen allgemeinen Schluß zu ziehen, wenn nicht Oberst Gordons spätere Schicksale meine damalige Auffassung seines Charakters so vollständig bestätigt gehabt hätten.

In der Geschichte von China von Mr. Demetrius Boulger erwähnt derselbe, daß nach Gordons Tagebüchern mein englischer Kollege, Sir Thomas Wade, und ich Li Hung chang aufgestachelt gehabt hätten, auf Peking zu marschieren und sich des Throns zu bemächtigen. Für Sir Thomas hat seine Witwe, Lady Wade, dieser Behauptung widersprochen, und ich habe dasselbe für mich ebenfalls in der „Times“ gethan. Die Geschichte ist, soweit sie sich auf mich bezieht, freie Erfindung und ich stehe nicht an, dasselbe von meinem englischen Kollegen zu sagen, der seine Eigentümlichkeiten haben mochte und hatte, aber ein viel zu gewissenhafter und tüchtiger Beamter war, um auf solche unsinnigen Einfälle zu kommen. Auch daß Li jemals eine solche Idee gehabt hätte, möchte ich in Abrede stellen. In Krisen, besonders in der auswärtigen Politik, bestand zwischen ihm und Peking immer eine gewisse Spannung, so in diesem Falle, so 1883 und 1884 bei dem Konflikt mit

Frankreich, so 1894 vor dem Ausbruch des Kriegs mit Japan. Li, der wußte, daß im Falle eines Krieges die ganze Last der diplomatischen und teilweise der militärischen Verantwortlichkeit auf ihn fallen würde, war immer für friedliche Verständigung, während das Tsungli Yamen in Peking, das unter dem Druck unverantwortlicher Hof- und Beamtenkreise stand, leicht den Mund etwas voll nahm. Das war auch in diesem Falle geschehen, aber was ich vorher über die Art und Weise erzählt, wie die Beziehungen zwischen der russischen Gesandtschaft und dem Tsungli Yamen wieder angeknüpft wurden, wird den besten Beweis dafür liefern, daß diese Meinungsverschiedenheiten nicht sehr schwere, jedenfalls nicht so schwere waren, um einen alten erprobten Diener der Dynastie zu einem Schritte zu verleiten, dessen Hoffnungslosigkeit er besser als irgend ein anderer kennen mußte. Daß solche Gedanken im Kopf unverantwortlicher Personen gespukt und den Gegenstand von Nachtischgesprächen in Tientsin gebildet haben mögen, ist nicht unwahrscheinlich, aber ihnen irgend welche auch nur retrospektive Bedeutung beizumessen, heißt ihnen zu viel Ehre erweisen. Li hatte Gordon, durch den General-Zolldirektor Hart, bitten lassen, nach China zu kommen, vielleicht weil er seinen Rat einholen wollte; sicherlich weil er ihn als Schreckgespenst für die Russen und als Beweis dafür, daß es China ernst mit dem Widerstande gegen den Vertrag von Livadia meine, zu benutzen gedachte. Li wollte den Frieden, aber einen möglichst vorteilhaften für China, und dazu sollte ihm Gordon dienen; derselbe machte ihm aber einen Strich durch die Rechnung, indem er in Peking dem Tsungli Yamen erklärte, daß jeder Gedanke von Widerstand gegen Rußland ausgeschlossen sei und China nichts anderes übrig bleibe, als sich den Forderungen des letzteren zu unterwerfen. Zugleich erschwerte er Lis Stellung dadurch nicht wenig, daß er in einem für die Chinesen bestimmten Memorandum, das bald den Weg in die Öffentlichkeit fand, eine ganze Anzahl der von ihm zur Organisation der chinesischen Armee und zum besseren Schutz der Hauptstadt getroffenen Maßregeln wenigstens indirekt als wertlos bezeichnete. Das Memorandum lautete:

„China besitzt eine lange in Gebrauch befindliche Organisation; eine richtige militärische Disziplin. Man lasse sie unberührt, sie passen für das Volk.“

„China hat in der Zahl seiner Bevölkerung einen Vorteil über andere Mächte. Sein Volk ist an Entbehrungen gewöhnt. Bewaffnet sie mit Hinterladern, gewöhnt sie an den Gebrauch und die sorgfältige Behandlung von Hinterladern. Mehr ist für seine Infanterie nicht notwendig. Hinterlader sollten nach einem bestimmten System gekauft werden und dasselbe System sollte auf die ganze Nation Anwendung finden. Es ist nicht ratsam, dieselben anzufertigen, obgleich Werkstätten für Ausbesserungen derselben an bestimmten Mittelpunkten angelegt werden sollten.“

Munition für Hinterlader sollte an bestimmten Mittelpunkten angefertigt werden. Hinterlader von verschiedenen Modellen sollten nicht gekauft werden, obgleich Einwendungen dagegen nicht erhoben werden könnten, wenn z. B. in einer Gruppe von vier Provinzen ein anderer Hinterlader eingeführt würde, wie in einer anderen von vier Provinzen. Jeder Hinterlader, der bis auf 1000 Yards gut brauchbar ist, würde genügen. Es empfiehlt sich nicht, Geld auszugeben für bessere Hinterlader, die weiter tragen. Zehn Hinterlader, die bis auf 1000 Yards tragen, können für dasselbe Geld gekauft werden, wie fünf von einem besseren Modell, die bis auf 1500 Yards tragen. Für die Chinesen würde es mehr Zeit in Anspruch nehmen, sie den Gebrauch von weitertragenden Gewehren zu lehren, als es wert ist; und dann, wenn es zum Gebrauch kommt, würde der Schüler in der Verwirrung wahrscheinlich die empfangenen Lehren vergessen. Es ist bekannt, daß dies der Fall ist, darum kauft gewöhnliche Hinterlader, die bis auf 1000 Yards tragen, und die von einfacher Konstruktion und starkem Bau sind. Laßt euch nicht darauf ein, ein sehr leichtes, feines Gewehr zu kaufen. Ein Chinese macht sich nichts aus ein oder zwei Pfund mehr Gewicht, denn er trägt keinen Tornister. Chinas Macht liegt in seinen Zahlen, in der schnellen Beweglichkeit seiner Truppen, in dem geringen Troß, dessen sie bedürfen, in ihren wenigen Be-

dürfnissen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Leute, die mit Schwert und Speer bewaffnet sind, die besten mit den besten Hinterladern bewaffneten und gut ausgebildeten Truppen besiegen können, wenn das Land schwierig ist und die Leute mit Schwert und Spieß ihren Gegnern wie 10 : 1 gegenüberstehen. Wenn das der Fall ist, wenn Leute mit Schwert und Speer bewaffnet sind, so wird es noch viel wahrer sein, wenn sie mit gewöhnlichen Hinterladern bewaffnet sind.

China sollte sich nie auf geordnete Schlachten einlassen. Seine Stärke liegt in den schnellen Bewegungen, dem Abschneiden des Trosses und in nicht durchgeführten Nachtangriffen; in einer fortwährenden Belästigung seiner Feinde. Raketen sollten statt Geschützen gebraucht werden. Bei den Truppen sollte sich keine Artillerie befinden; sie hält sie auf und behindert sie. Infanteriefeuer ist das verderblichste; Geschütze machen viel mehr Lärm, als ihr Wert im Kriege beträgt. Wenn Geschütze mit ins Feld geommen werden, können die Truppen sich nicht schneller als die Geschütze bewegen. Der Grad der Geschwindigkeit, mit dem die Geschütze bewegt werden können, bestimmt die Geschwindigkeit, mit der die Truppen bewegt werden können. Darum sollten, wenn überhaupt, sehr wenige Geschütze ins Feld genommen werden, und diese sollten großkalibrige, glatte Hinterlader sein, die aus vier Stücken bestehen, die leicht zusammengeschraubt werden können. Chinesen, die gewohnt sind, Erdforts zu machen, sollten damit weiter fortfahren und sich über den Gebrauch von Trancheen zum Angriff von Städten informieren. China sollte niemals Forts angreifen. Es sollte warten und seine Gegner aushungern und sie Tag und Nacht beunruhigen. China sollte einige wenige kleinkalibrige, sehr lange Wallbüchsen haben, gezogene und Hinterlader. Dieselben sind leicht zu tragen und, wenn man sie auf weite Entfernungen aufstellt, gegen einen Angriff gesichert. Wenn der Gegner herankommt, um sie wegzunehmen, können die Chinesen weglaufen und, wenn der Feind eine oder zwei nimmt, ist es kein Verlust. Wenn man aus ihnen auf weite Entfernung in das Lager des Feindes schießt, so

verhindert das den Feind am Schlafen; wenn er nicht schläft, wird er krank und geht ins Hospital, dort sind andere Feinde notwendig, um ihn zu pflegen, und so wird die Zahl der Feinde vermindert. Wenn der Feind kommt und eine Bresche in die Mauer einer Stadt legt, so sollten die chinesischen Soldaten nicht dort bleiben und gegen den Feind fechten, sondern sie sollten herausgehen und den Troß in seinem Rücken angreifen und ihn auf den Wegen, auf denen er gekommen ist, beunruhigen. Wenn man die chinesischen Truppen mit wenig Bagage belädt und mit keinen Geschützen, so können sie zwei Li zu jedem einen marschieren, den der Feind zurücklegt. Heute wird der Chinese vor ihm sein, morgen hinter ihm; am nächsten Tage auf seiner linken Seite und so weiter, bis der Feind müde und verdrossen über so lange Märsche wird und seine Soldaten mit ihren Offizieren zanken und krank werden."

„Die Chinesen sollten als eine Regel Telegraphen in ihrem Lande anlegen, um das Land ruhig und frei von falschen Gerüchten zu erhalten; (Gordon scheint Bismarcks „gelogen wie telegraphiert" nicht gekannt zu haben) aber mit den chinesischen Soldaten im Felde sollten sie Sonnensignale benutzen, vermittelst des Heliographen. Dieselben sind sehr einfach und können keinen Schaden thun. Zu dem Zweck sollte eine kleine Schule an jedem Mittelpunkt eingerichtet werden. Chinesen sollten keine Torpedos versuchen, die sehr schwer zu behandeln sind. Die einfachsten Torpedos sind die besten und die billigsten, und ihr Nutzen besteht darin, viele zu haben. China kann die Gefahr laufen, sie sehr dicht zu legen, denn wenn einer davon sich losreißt und eine chinesische Dschunke in die Luft sprengt, sollte die Bemannung sich freuen, für ihr Vaterland zu sterben (sic!). Wenn Torpedos nur an bestimmten Plätzen gebraucht werden, so weiß der Feind, daß er nach denselben auszusehen hat, wenn er sich diesen Plätzen nähert, aber wenn Torpedos überall sein können, so kann er sich nie sicher fühlen; er ist immer in Sorge, er kann nicht schlafen, er wird krank und stirbt. Die Thatsache, daß ein Feind in der forwährenden Angst lebt, in die Luft gesprengt zu werden, ist für China nütz-

licher, als wenn es wirklich einen Feind in die Luft sprengte, denn Sorge macht Leute krank und verdrossen. Darum sollte China billige, einfache Torpedos haben, die nicht in Unordnung geraten können, die mit einem Zünder abgefeuert werden, nicht durch Elektrizität, und viele. Es sollte keine teuren komplizierten Torpedos kaufen.

„China sollte nicht weiter schwere Geschütze kaufen, um seine Seeküste zu befestigen. Sie kosten Geld. Sie machen viele Mühe, sie in Ordnung zu halten, und des Feindes Schiffe haben zu dicke Wände für irgend ein Geschütz, das China kaufen kann, sie zu durchschlagen. China sollte seine Küste mit schweren Mörsern verteidigen. Die kosten sehr wenig, sind leicht anzuwenden, brauchen nur eine starke Brüstung vor sich und werden von einer Stelle gefeuert, die der Feind nicht sehen kann, während der Feind die Schießscharten sehn kann, aus denen Geschütze feuern. Der Feind kann sich gegen ein Mörsergeschoß nicht decken; es fällt auf Deck und zerschmettert alles. China kann 500 Mörser für dasselbe Geld bekommen, das es für ein 18 Tonnen-Geschütz bezahlt. Wenn China dieselben verliert, ist der Verlust nur ein geringer. Kein Feind kann in einen Hafen eindringen, der von 15000 Mörsern und vielen Torpedos verteidigt wird, was sehr einfach ist. Dampfbarkassen mit einem Torpedo an einer Stange sind die beste Art des beweglichen Torpedos. Für die chinesische Flotte sind kleine schnelle Schiffe, mit sehr geringem Tiefgang und keinem schweren Panzer die besten. Wenn China große Schiffe kauft, so kosten die sehr viel und alle seine Eier sind in einem Korbe, d. h. es verliert all sein Geld auf einmal. Für das Geld, das ein großes Schiff kostet, kann China zwölf kleine Schiffe haben. Chinas Kraft liegt in den engen Gewässern, nicht auf der offenen See.“

„Nichts, was in dieser Schrift empfohlen wird, bedingt eine Änderung in den chinesischen Gewohnheiten. Die Armee ist dieselbe, und China braucht keine Europäer oder Fremde, um ihm zu helfen, dies Programm durchzuführen. Wenn China das hier empfohlene Programm nicht durchführen kann, so kann es niemand anders. Außerdem ist das Programm ein billiges.“

„Was die Flotte anbetrifft, so ist es unmöglich anzunehmen,

daß bei der Benutzung von Fremden China je derselben sicher sein kann, im Fall eines Krieges mit der Macht, zu der sie gehören; während auf der andern Seite, wenn China eine fremde Macht ersucht, ihre Offiziere zu leihen, diese Macht sich in Chinas Angelegenheiten mischen wird. Die Frage ist: 1. Ist es besser für China, Offiziere von hier und dort zu holen, auf die Gefahr hin, daß diese Offiziere sich als des Vertrauens unwürdig erweisen? oder: 2. ist es besser für China nachzudenken, welche Macht am wahrscheinlichsten mit China in gutem und schlechtem Wetter gut Freund sein wird und dann für China die Nation zu ersuchen, ihm die Offiziere zu borgen, die es für seine Flotte gebraucht? Ich denke Nr. 2 ist das Sicherste und Beste für China."

„Vergeßt nicht, daß China mit diesem Programm keinen hohen Offizier von fremden Mächten gebraucht; ich sage, einen hohen Offizier, denn in China bin ich ein hoher Offizier. Wenn ich in China bliebe, würde das für China schlecht sein, weil es die Regierungen von Amerika, Frankreich und Deutschland verstimmen würde, die ihre Offiziere zu senden wünschen würden. Außerdem braucht man mich nicht, China kann selbst thun, was ich empfahl. Wenn es es nicht kann, würde ich auch nichts nützen."

Diese militärischen Aphorismen, die schon zur Zeit ihres Bekanntwerdens vielfaches Kopfschütteln verursachten, erscheinen im Licht der Ereignisse der letzten Jahre noch eigentümlicher. Wenn China 1894 von den wenigen Panzerschiffen, die es besaß, am 17. September in der Seeschlacht am Yalu einen besseren Gebrauch gemacht gehabt hätte, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Tag mit der Niederlage der Japaner statt mit dem Siege derselben geendet haben würde. Haben doch die beiden chinesischen Panzerschiffe Ting yuen und Chen yuen fast ganz allein den Angriff der japanischen Flotte ausgehalten und demselben widerstanden. Was würde es erst gewesen sein, wenn China statt über zwei über vier oder sechs Panzerschiffe zu verfügen gehabt hätte? Es ist auffallend, daß Oberst Gordon in seinem Promemoria den einzigen Punkt, der von Wichtigkeit war und ist, die Heranbildung chinesischer

11*

Offiziere gar nicht berührt hat; an dem Mangel an solchen ist die chinesische Armee 1894—95 und 1900—1901 zu Grunde gegangen, und sie wird jedesmal auch einem an Zahl sehr viel geringeren Gegner unterliegen, so lange nicht in diesem Punkt Abhilfe geschaffen worden ist. Auch die Armierung eines Platzes mit 15000 Mörsern, die doch für Bedienung und Heranschaffung von Munition jeder 3—4 Mann beanspruchen, scheint eine ziemlich phantastische Idee. Wie immer saß auch in diesem Schriftstück der Stachel im Schwanz: „in cauda venenum“. Es war aber jedenfalls eine eigentümliche Zumutung an China, in der Macht, mit der es innerhalb der letzten vierzig Jahre drei Kriege gehabt hatte, 1840, 1858 und 1860, die Nation zu sehn, die unter allen Umständen Chinas Freund sein und bleiben würde.

Vielleicht ist hier die Stelle, Gordons Wirksamkeit in den Kämpfen gegen die Taipings kurz zu berühren, da dieselbe namentlich von englischer Seite weit überschätzt worden ist. Die Gesandten Englands und Frankreichs hatten bereits im Mai 1860 im Verein mit den Befehlshabern der beiderseitigen Truppenkontingente den Entschluß gefaßt, Shanghai zu schützen, dem im März 1862 der folgte, einen Umkreis von 48 km um Shanghai von den Taipings zu säubern. Um den fremden Truppen ihre Aufgabe zu erleichtern, wurde an ihrer Seite ein Korps disziplinierter Chinesen unter fremden Offizieren verwendet; zuerst unter dem Amerikaner Ward, der am 21. September 1862 bei Ningpo tödlich verwundet wurde, dann unter dem Amerikaner Burgewine, den die Chinesen wegen grober Ausschreitungen gegen chinesische Beamte aus seiner Stellung entfernten, und endlich unter Major Gordon, der vom März 1863 bis Mai 1864 an der Spitze dieser, von den Chinesen seit Wards Zeit die „immer siegreiche Armee“ getauften Korps stand. Er operierte mit demselben in der Provinz Kiangsu zum Teil von chinesischen Truppen unterstützt, während in Chekiang ein franko-chinesisches Korps gegen die Rebellen vorging. Daß Gordon einen ausschlaggebenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse im Yangtse-thal, wo die Entscheidung lag, nicht ausgeübt hat, ergiebt sich aus der Lage seines Operationsfeldes, wie auch daraus, daß er, weit

entfernt immer gegen die Taipings siegreich zu sein, noch am 21. März 1864 bei Kintang, wo er selbst verwundet wurde, am 31. desselben Monats bei Waißu, und am 27. April bei Chang chufu von ihnen geschlagen wurde und nie auf näher als ungefähr 90 km an Nanking herangekommen ist. — Infolge der Vorgänge bei der Übergabe von Suchau am 5. Dezember 1863, wo die Taiping-Fürsten, Wangs, entgegen den von Gordon gegebenen Zusicherungen auf Befehl Li Hung changs hingerichtet worden waren, und des darüber zum Teil wenigstens unberechtigterweise unter den Fremden in China sowie in England erhobenen Lärms, zog die englische Regierung die ihren Offizieren gegebene Erlaubnis zum Eintritt in chinesische Dienste zurück. Gordon legte sein Kommando, das er schon einmal nach den Ereignissen von Suchau niedergelegt, aber im Februar 1864 wieder übernommen hatte, endgiltig nieder und löste im Einverständnis mit Li sein Korps auf. Was persönlichen Mut, Entschlossenheit, Organisationstalent und Führung einer zum Teil aus früheren Rebellen bestehenden Truppe mit einem recht bunt zusammengewürfelten Offizierkorps anbetrifft, so hat Gordon unzweifelhaft Hervorragendes geleistet, und es muß ganz besonders anerkannt werden, daß er aus den für einen weniger edlen Charakter sehr verlockenden Verhältnissen ohne einen Flecken auf seinem Schild hervorgegangen ist; er hat sogar die ihm von der chinesischen Regierung wiederholt angebotenen reichen Dotationen stets abgelehnt, aber ihn als den Besieger der Taiping-Rebellion darzustellen, heißt den Erfolg seiner Thätigkeit überschätzen. Er hat zu der Unterdrückung des Aufstandes unzweifelhaft erheblich beigetragen, aber der Hauptschlag ist im Yangtsethal geführt worden. Mitte 1859 war der Aufstand von den Chinesen beinahe unterdrückt, der Krieg mit England und Frankreich gab ihm eine neue Frist, aber die Einnahme von Nanking, am 19. Juli 1864, welche den Aufstand thatsächlich beendete, obgleich die letzten Taiping-Banden erst im Juli des folgenden Jahres verschwanden, war ebenfalls allein das Werk der Chinesen unter Tseng Kwo fan. Wäre Gordon bei Shanghai erfolglos gewesen, so würden die

fremden Truppen haben mehr in Thätigkeit treten müssen, um die Taipings an der Besitznahme von Shanghai zu verhindern, aber auf den schließlichen Ausgang würde ein solcher Mißerfolg Gordons keinen Einfluß ausgeübt haben, man darf seine Erfolge also auch in ihrer Wirkung auf die Gesammtlage nicht überschätzen. Er war eine nützliche und willommene Hilfskraft, aber auch nicht mehr.

Die Verhandlungen, die Marquis Tseng in Petersburg angeknüpft hatte, führten am 24. Februar 1881 zur Unterzeichnung eines Vertrages, durch den Ili mit den wichtigsten strategischen Positionen und Pässen China zurückgegeben wurde, während Rußland den westlichen Teil des Gebiets, ungefähr 3400 Quadratmeilen (engl.) zurückbehielt, auf denen diejenigen Bewohner, die es vorzögen auszuwandern, um unter russischer Herrschaft zu bleiben, sich niederlassen könnten. Zugleich verpflichtete sich die chinesische Regierung neun Millionen Rubel (1 431 664 Lstr. 2 sh.) an Rußland zu zahlen als Ersatz der Kosten der Besetzung des Landes durch die Russen seit 1871, zur Deckung der von russischen Unterthanen erhobenen Entschädigungsforderungen wegen auf chinesischem Gebiet erlittenen Beraubungen und zur Unterstützung der Familien russischer Unterthanen, die auf chinesischem Gebiet ermordet worden seien.

Die Aufführung der im Laufe von fünfunddreißig Jahren von China an Rußland abgetretenen Gebietsteile wird jeden vorurteilsfreien Beurteiler überzeugen, daß, wenn die pachtweise Erwerbung des Gebiets von Kiaotschau 1898 von der russischen Presse als eine Vergewaltigung Chinas angegriffen und verurteilt wurde, dieselbe wohl den Splitter im Auge des Nachbarn, aber nicht den Balken im eigenen gesehen haben dürfte. Die durch die Verhältnisse für Deutschland gebotene Erwerbung eines kleinen Stützpunkts an der Küste von China verschwindet gegen die Abreißungen chinesischen Gebiets, die von russischer Seite, mit und ohne Vorwand oder Entschuldigung, stattgefunden haben. Deutschland hat kein Interesse daran, Rußland diese Erwerbungen zu mißgönnen, aber es kann wenigstens verlangen, daß von russischer Seite ihm eine ähnliche Auffassung seiner sich aus seinen Handelsinteressen ergebenden Bedürfnisse entgegen gebracht werde.

Außer den Gebietserwerbungen hat Rußland es verstanden gehabt, sich im Laufe der Jahre die wertvollsten Zugeständnisse für seinen Landhandel zu sichern. Schon 1851 wurden Ili (Kuldja) und Tarbagatai (Tschugutschack) für die russischen Karawanen geöffnet: 1858 der Handel auf beiden Ufern des Amur für die Anwohner freigegeben; 1860 wurden Kaschgar, Urga und Kalgan für den russischen Handel geöffnet und das alte Recht der russischen Kaufleute, sich nach Peking zu begeben, bestätigt. 1869 wurden die ganze Mongolei und Tungchau bei Peking für den russischen Handel zollfrei freigegeben und 1881 Suchau in Kansuh, Turfan, Kobdo, Uliassutai, Hami, Urumutsi und Gutchen dem russischen Verkehr geöffnet, die Ernennung von Konsuln an diesen Punkten zugestanden und zugleich 35 Punkte festgesetzt, an welchen Rußland der Eintritt in den westlichen Teil der Mongolei und des neuen Gebiets (Turkestans) gestattet sein sollte. Nimmt man dazu, daß Rußland in Zentral-Asien Taschkend 1865, Samarkand 1866, Khiva (gegen das Peter der Große 1717 und Nikolaus I. 1838 vergebliche Versuche gemacht hatten) 1873, Khokand 1876 erobert und 1880 und 1881, nach einem mißglückten Feldzug im Jahre 1879, die Tekke Turkomanen unterworfen hat und sich durch einen 1893 mit China abgeschlossenen Vertrag den größten Teil des chinesischen Pamir gesichert hat, nachdem es ein Jahr vorher das Recht, eine Telegraphenlinie durch die Mongolei zu legen, erworben hatte, so kann man nur bewundernd eingestehen, daß, wie es früher in dem Heffterschen Lehrbuch des Völkerrechts hieß, die russische Politik es verstanden hat, ohne sichtbare Fehler ihr vorgesetztes Ziel zu erreichen. Ein- oder zweimal hat Rußland zurückweichen müssen, wohl infolge übergroßen Eifers seiner lokalen Agenten, aber es hat sein Ziel nie aus den Augen verloren und dasselbe nicht in plötzlichen Sprüngen — ein dramatisches, aber gefährliches Mittel —, sondern in langsamem stetigem Fortschreiten zu erreichen gewußt. Es ist der gefährlichste Gegner Chinas, der die eiserne Faust unter dem Sammethandschuh verbirgt.

VII.

Französisch-chinesische Beziehungen.

Die französischen Beziehungen zu Annam. — Thätigkeit französischer Missionare in demselben. — Bürgerkrieg. — Die Tay-son. — Nguyen-Anh. — Msgr. de Béhaine. — Französisch-annamitischer Vertrag. — Französische Unterstützungen nach Cochinchina. — Mr. de Conway. — Nguyen-Anhs Erfolge. — Die Forderung Louis XVIII. — Nguyen Anhs-Tod. — Aufhören der Beziehungen mit Frankreich. — Christenverfolgungen unter Minh-Mang und Thien-Trie. — Französisches Einschreiten. — Weitere Verfolgungen unter Tu-Duc. — Mr. de Montigny. — Expedition von 1858. — Vor Turane. — Wegnahme von Saigon. — Turane geräumt. — Schwierigkeiten der Franzosen. — Aufstand in Tonkin. — Friedensschluß. — Haltung der Missionare. — Jean Dupuis. — Francis Garnier. — Garniers Tod. — Mr. Philastre. — Der Vertrag von 1874. — Chinesisch-annamitische Beziehungen. — Die Schwarz- und Gelbflaggen. — Die Lage in Tonkin. — Annamitische Gesandtschaften nach Peking. — Marquis Tseng in Paris. — Kapitän Rivière in Hanoi. — Chinesische Truppen nach Tonkin. — Mr. Bourées Entwurf. — Seine Abberufung. — Mr. Tricou. — Vergebliche Verhandlungen. — Operationen gegen Hué. — Vertrag von Hué. — Chinesischer Protest. — Französische Erfolge in Tonkin. — Tod Hiep-Hoas. — König Kien-Phuc. — Vertrag von 1884. — Verhandlungen in Tientsin. — Herr Detring. — Kapitän Fournier. — Das Li-Fournier'sche Abkommen. — Frankreich besondere Vergünstigungen durch Li zugesichert. — Mein Aufenthalt in Shanghai und Tientsin. — Abmachungen in betreff der Räumung Tonkins. — Lis Haltung. — Chang Pei lun. — Gefecht von Bac-Lé. — Französische Entschädigungsforderung. — Verhandlungen in Shanghai und Paris. — Erstes Ultimatum. — Vergeblicher Angriff auf Kilung. — Zweites Ultimatum. — Die Zerstörung der chinesischen Flotte vor Futchau. — Die Politik des Ministeriums Ferry. — Operationen der französischen Marine gegen und auf Formosa. — Eroberung Tonkins. — Mißglückter Versuch die Grenzen Chinas zu überschreiten. — Chinesisch-französische Unterhandlungen. — Die französischen Forderungen vom 11. Oktober 1884. — Chinesische Ablehnung derselben. — Das Li-Ristelhuebersche Projekt. — Verhandlungen Sir Robert Harts. — Mr. Duncan Campbell. — Reis als Kriegskontrebande erklärt. — Die Friedenspräliminarien. — Sturz des Kabinetts Ferry. —

Unterzeichnung der Präliminarien. — Rückblick auf die französische Politik. — Meine Stellung während des Konflikts. — Die chinesisch-französischen Verträge von 1885, 1886 und 1887. — Versuche, eine besondere Begünstigung der französischen Industrie zu erlangen. — Mr. Constans. — Französisch-chinesische Grenzregulierung. — Schlechte chinesische Munition. — Wirkungen dieser Grenzregulierung auf Siam. — Saigon. — Die Krokodilfleischbank. — Beurteilung der französischen Kolonialpolitik.

Die politischen Beziehungen Frankreichs zu Annam stammen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, aber schon lange vorher waren französische Missionare dort thätig gewesen. 1626 waren die ersten Jesuiten nach Tonkin gekommen, und 1660 sah die Einrichtung von zwei apostolischen Vikariaten, das eine in Tonkin, das andere in Cochinchina; 1679 wurde das erstere in zwei Vikariate, ein französisches und ein spanisches, geteilt. Wenn das von fortwährenden innern Kämpfen zerrissene Reich den Missionaren einen günstigen Boden für ihre Bekehrungsversuche bot, so war es auf der anderen Seite ebenfalls erklärlich, daß die verschiedenen Parteien in diesen fremden Elementen, die, wie das bei dem schnell wechselnden Glück nicht anders der Fall sein konnte, nicht immer auf der Seite des jeweiligen Siegers gestanden hatten, Feinde sahen, die mit ihren eingebornen Anhängern unterdrückt und vernichtet werden müßten. Auswärtige Einmischungen und Ungeschick thaten dann das ihrige den Eindruck und damit die Zahl und die Schwere der Verfolgungen zu erhöhen.

Seit 1774 war Annam der Schauplatz eines Bürgerkrieges, der mit der Erbitterung und Grausamkeit geführt wurde, wie nur asiatische Länder sie kennen. Vu-Vuong, Herrscher in Cochinchina, wünschte den Thron einem unehelichen Sohn zu hinterlassen, gegen den ein Teil der Bevölkerung sich erhob; letzterer rief den Tay-son Herrscher von Tonkin, zu Hilfe, der in Cochinchina eindrang und sich der Herrschaft bemächtigte; der König wurde zur Abdankung gezwungen, ein Neffe, der ihm nachfolgte, ermordet und der Bruder desselben, Nguyen-Anh, mußte die Flucht ergreifen. Die Tay-son, ursprünglich eine Räuberbande in den gleichnamigen

Bergen und nach ihnen benannt, hatten sich allmählich des ganzen Annam bemächtigt; drei ihnen entstammende Fürsten, Brüder, beherrschten die drei Teile des Reiches, Cochinchina, Tonkin und das zwischen beiden gelegene eigentliche Annam. Aber sie vertrugen sich auch unter einander nicht und bekämpften sich fortwährend; eine von einem von ihnen herbeigerufene chinesische Invasion wurde zwar 1787—89 zurückgeworfen, aber der Sieger, Long-Nhuong von Tonkin, erkannte doch die Oberhoheit Chinas wieder an und empfing die Investitur von demselben. Nguyen-Anh, der sich mit Mühe an der Grenze von Kambodja hielt, war so schwer bedrängt, daß er seinen Sohn dem apostolischen Vikar von Cochinchina, Msgr. Pigneaux de Béhaine (Béhaigne), Bischof von Adran, anvertraute, der ihn nach Paris schickte, um dort im Seminar der Missions Etrangères erzogen zu werden. Um Nguyen-Anh zu verhindern, sich mit der Bitte um Unterstützung an die ketzerischen Engländer und Holländer zu wenden, stellte er ihm französische Hilfe in Aussicht und wendete sich, als er sich 1787 nach Paris begab, in einer Denkschrift an Ludwig XVI., in der er die Gründung einer französischen Kolonie in Annam vorschlug. Er hob in dem Schriftstück hervor, daß englischer Einfluß und englischer Handel nicht besser bekämpft und mehr geschädigt werden könnten, als durch eine solche Niederlassung in Cochinchina, von der aus man in der Lage sein werde, den Engländern den Zugang nach China zu versperren. Zugleich wies Msgr. de Béhaine darauf hin, daß Cochinchina sich vortrefflich für die Ausrüstung und Ausbesserung von Schiffen eigne und dort auch Matrosen und Soldaten mit Leichtigkeit angeworben werden könnten. Ludwig XVI. nahm den Plan günstig auf; am 28. November 1787 wurde von den französischen Bevollmächtigten einerseits und dem jungen Prinzen und Msgr. de Béhaine für den König von Cochinchina ein Vertrag unterzeichnet, durch den der letztere versprach, nach Herstellung der Ruhe in seinem Lande den Franzosen den Platz und das Gebiet von Turane abzutreten, Religionsfreiheit zu gewähren, französische Konsuln überall zuzulassen, Material zum Bau von vierzehn Linienschiffen zu liefern, die Anwerbung von

14000 Mann zu gestatten und für den Fall, daß die Franzosen in seinem Gebiet angegriffen würden, die vierfache Anzahl von Truppen zu ihrer Verfügung zu stellen; der König von Frankreich dagegen verpflichtete sich, seinen Verbündeten mit einer Anzahl von Kriegsschiffen, europäischen Truppen, zwei Kolonialregimentern, Waffen, Munition u. s. w. zu unterstützen. Der Gouverneur von Pondichéry, Mr. de Conway, erhielt den Befehl, vier Fregatten, 1600 Mann und eine Anzahl Feldgeschütze dem Bischof von Adran zu senden; da er zögerte, rüsteten die Einwohner der Stadt auf eigene Kosten zwei Schiffe und eine Anzahl Freiwillige aus und schickten sie mit Waffen und Kriegsmaterial nach Cochinchina. Einige Monate später ließ auch Conway eine Fregatte und einige Offiziere folgen. Bald darauf machte der Ausbruch der französischen Revolution allen solchen Plänen ein Ende. Obgleich die wirklich geleistete Unterstützung weit hinter der zugesagten zurückblieb, genügte sie doch, um Nguyen-Anh (oder Gia Long) zu ermöglichen, seine Gegner zu besiegen, sich des ganzen Reichs zu bemächtigen und die Ruhe in demselben wieder herzustellen. 1799 starb Msgr. de Béhaine und zwei Jahre später der in Paris erzogene Prinz, der von seinem Vater zum Mitregenten ernannt worden war. Dies lockerte die Beziehungen zwischen dem König und den Franzosen, aber als 1801 der Generalgouverneur von Indien die Entlassung der im annamitischen Dienst angestellten französischen Offiziere forderte, schlug der König dies ab; er ließ auch keine Verfolgung der Christen zu, wenngleich er auch die dem Bischof von Adran in bezug auf dieselben gegebenen Versprechungen nicht erfüllte. Erst Louis XVIII. kam auf den Vertrag von 1787 zurück, aber da er seine Forderungen durch keine Kriegsmacht unterstützte, war eine abschlägige Antwort eigentlich selbstverständlich; sein Vorgehen erregte aber solchen Argwohn, daß auch dem französischen Handel die Häfen des Landes geschlossen wurden. Nach dem Tode Gia longs, er starb 1820, sein Sohn Minh-Mang folgte ihm nach, verschlechterte sich die Lage der Dinge so, daß die beiden einzigen noch in annamitischen Diensten befindlichen Franzosen 1825 das Land verließen. Gleich-

zeitig wurden eine Anzahl scharfer Edikte gegen die Fremden und Christen erlassen, die im Lauf der Jahre zu den blutigsten und grausamsten Verfolgungen führten, bei denen auch eine große Anzahl französischer und spanischer Missionare ihren Glauben mit ihrem Blute besiegelten. Eine aus untergeordneten Beamten bestehende Gesandtschaft, die Minh-Mang 1839 nach Frankreich entsendete, vielleicht besorgt vor den Folgen, die die Hinrichtung von zehn Missionaren zwischen 1833 und 1839 haben könnte, wurde vom König Ludwig Philipp nicht empfangen. Thien-Trie, Minh-Mangs Nachfolger, der 1840 den Thron bestieg und bis 1848 regierte, setzte die Verfolgungen gegen die Missionare und eingebornen Christen mit verdoppelter Härte fort, aber zweimal mußte er Drohungen von französischer Seite weichen; 1843 verlangte und erhielt ein französisches Kriegsschiff die Freilassung von fünf zum Tode verurteilten Missionaren, und ein Jahr darauf erzwang ein anderes von Admiral Cécile gesandtes Schiff die Freilassung des Bischofs Lefebvre. Etwas später machte der Kapitän Rigault de Genouilly einen vergeblichen Versuch, mit der Regierung von Annam in Verbindung zu treten, und 1847 erschien Admiral Lapierre mit zwei Schiffen vor Turane; auch er vermochte nicht den Widerstand der Regierung zu besiegen, aber da er Vorbereitungen zum Angriff auf den annamitischen Forts bemerkte, bombardierte er dieselben, fügte der Besatzung erheblichen Schaden zu und zerstörte eine Anzahl von Kriegsdschunken. Thien-Tries Nachfolger war sein Sohn Tu-Duc, der die Politik seines Vaters den Missionaren und eingebornen Christen gegenüber weiter verfolgte; unter ihm fielen neun Missionare als Opfer ihrer Treue. 1856, als Mr. de Montigny mit der Aufgabe betraut worden war, Verträge mit Siam und Annam abzuschließen, erschien die französische Korvette Catinat vor Turane, um einen Brief des Gesandten zu übergeben; da die Beamten sich weigerten, denselben zu empfangen, und die Forts armiert wurden, ließ der Kommandant des Schiffes dieselben mit stürmender Hand wegnehmen, die Geschütze, 60 an der Zahl, vernageln und die Munition ins Meer werfen. Jetzt wurde das Schreiben

angenommen, blieb aber ohne Antwort. Auch als einen Monat später Mr. de Montigny eintraf, mußte er unverrichteter Sache abziehen; seine Drohung, daß jede Verfolgung der Missionare von seiner Regierung geahndet werden würde, hatte für dieselben sogar traurige Folgen, da Tu-Duc glaubte, daß sie ihre Landsleute herbeigerufen gehabt hätten Herrn de Montignys Instruktionen schrieben ihm vor, die freie Duldung der katholischen Religion, Handelsfreiheit, die Zulassung eines Konsuls in der Hauptstadt und die Abtretung des Hafens von Turane oder einer benachbarten Insel zu verlangen. 1858 benutzte die französische Regierung die Anwesenheit eines aus Veranlassung des Krieges gegen China in den ostasiatischen Gewässern befindlichen starken Geschwaders und dort befindlicher Truppen, um entschiedener gegen Annam vorzugehen. Am 31. August 1858 erschien die französische Flotte vor Turane, und am nächsten Tage wurden die Forts nach kurzer Beschießung angegriffen und genommen. Damit war aber auch der Erfolg zu Ende, die Annamiten machten keine Anstalten, Verhandlungen anzuknüpfen, die eintretende Regenzeit ließ ein Vordringen in das Innere als unratsam erscheinen, und die Arbeiten, die notwendig waren, um aus Turane einen festen Stützpunkt zu machen, riefen Epidemien hervor, die das kleine französisch-spanische Expeditionskorps (3000 Mann) — denn auch Spanien hatte sich an dem Unternehmen beteiligt — erheblich schwächten. Aus diesen Gründen entschloß sich Admiral Rigault de Genouilly zu einem Angriff auf Saigon, die Haupthafenstadt von Cochinchina. Am 16. und 17. Februar 1859 wurden die Stadt und die Citadelle, die mit 200 Geschützen armiert waren, genommen, ohne daß die Franzosen dabei einen Toten verloren hätten. Aber auch dieser Erfolg trug keine Früchte; die Annamiten, obgleich geschlagen und leicht geschlagen, wichen nur so weit zurück, wie die Franzosen sie verfolgen konnten, und waren sofort wieder zu kleinern und größeren Unternehmungen bereit, die, wenn sie den Franzosen auch keinen großen Schaden zufügten, doch auf der andern Seite ihre Gegner an den Krieg gewöhnten und ihnen dem Feinde gegenüber eine

größere Initiative und Zuversicht gaben. So kam es, daß z. B. die am 21. April 1859 geschlagene annamitische Armee zwei Tage darauf wieder zu einer Art Offensive übergehen konnte. Schließlich sahen die Franzosen sich nach vierzehn Monaten gezwungen, Turane aufzugeben, nachdem sie vorher versucht hatten, auf Grund von Religions- und Handelsfreiheit, der Abtretung von Saigon und der Anerkennung der alten Rechte Frankreichs auf Turane zu einer Verständigung zu kommen. Aber auch diese Konzentration auf den südlichen Punkt sollte erfolglos bleiben; es war vielmehr ein Aufstand in Tonkin, der 1861 ausbrach und schließlich auch das eigentliche Annam bedrohte, der Tu-Duc zu Verhandlungen mit Frankreich nötigte. Französischerseits hatte man abgelehnt, mit dem christlichen Rebellen Le-Phung in Verbindung zu treten. Am 5. Juni 1862 wurde der Vertrag unterzeichnet, durch den Religionsfreiheit zugestanden, drei Provinzen im Süden und die Insel Pulo Condor abgetreten, der Handelsverkehr auf dem großen (roten) Fluß für Franzosen freigegeben und eine Kriegsentschädigung von 20 Millionen Franken vereinbart wurde. Außerdem verpflichtete sich der König von Annam durch Art. 4 des Vertrages, an keine andere Macht einen Teil seines Gebiets ohne Zustimmung Frankreichs abzutreten. So war das Ziel erreicht, nach dem die französischen Missionare so lange gestrebt hatten; daß sie das gethan, unterliegt um so weniger einem Zweifel, als ihnen während der Dauer des Feldzugs oft genug von französischer Seite vorgeworfen worden ist, durch die Versicherung, daß das Klima nicht ungesund, die Annamiten keines Widerstands fähig und die eingebornen Christen bereit seien, die Franzosen zu unterstützen, die Regierung und die öffentliche Meinung getäuscht zu haben. Der Besitznahme Saigons und der Vertrag von 1862 sind der Anfang des französischen Kolonialreichs in Hinterindien gewesen, das heute 705 000 qkm mit nahe an 21 Millionen Bewohnern umfaßt. Freilich weiß man nicht, was auf der Debetseite steht, dennn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß außer den bekannt gegebenen Ausgaben auch ein Teil der auf Rechnung der Mexikanischen Expedition gesetzten Gelder

nach Cochinchina gegangen ist. Auch die Erfolge für den französischen Handel sind nicht so glänzende gewesen, wie man gehofft hatte. Von einem Gesammtwert des Ein- und Ausfuhrhandels von ca. 167 Millionen Franken (1866) entfielen nur ca. 40,5 Millionen auf Frankreich, obgleich demselben durch den Zolltarif besondere Vergünstigungen zu teil werden.

Wie das in Kolonien, die von dem Mutterlande weit entfernt liegen, der Fall zu sein pflegt, spielten kaum als gesetzlich zu bezeichnende Unternehmungen die Hauptrolle bei der weiteren Entwicklung der Beziehungen zwischen der Kolonie Cochinchina und Annam. Es war besonders ein französischer Händler Jean Dupuis, der der Regierung der Kolonie wie der Annams große Schwierigkeiten bereitete. Er wollte den in Yünnan gegen die Mohamedaner kämpfenden Chinesen Waffen und Munition, später Salz zuführen, woran ihn die annamitischen Behörden zu verhindern suchten. Schließlich kam es im September 1873 bei Hanoi zum offenen Kampfe zwischen den Behörden und Dupuis, der eine bewaffnete Truppe von 25 Europäern und 300 Chinesen in seinen Diensten hatte. In Saigon war man den Vorgängen in Tonkin mit großer Aufmerksamkeit gefolgt, die Schwäche der annamitischen Regierung, die sich eines Seeräubers, wie Dupuis später von seiner eigenen Regierung bezeichnet und behandelt wurde, nicht erwehren konnte, hatte auf den Gouverneur Admiral Dupré einen gewißen Eindruck gemacht, der sich zu dem Gedanken eines französischen Protektorats über Tonkin entwickelt hatte. Gleichzeitig waren Gesandte des Hofes von Hué eingetroffen, die verlangten, daß Dupuis von den Franzosen aus Tonkin entfernt werde. Um allen Forderungen gerecht zu werden, sandte der Gouverneur den von der Lagréeschen Expedition her, die er nach dem Tode des Chefs derselben geleitet hatte, rühmlichst bekannten Schiffsleutnant Francis Garnier nach Hanoi ohne andere als allgemeine mündliche Instruktionen, aber mit der Weisung, vorsichtig zu sein. Statt dessen stellte sich Garnier sofort auf die Seite Dupuis, eröffnete die Feindseligkeiten gegen die Annamiten und nahm mit seiner Macht, er hat wohl nie mehr als

zweihundert Mann gehabt, in raschem Siegeslaufe — die Erzählung seines kurzen Feldzuges liest sich wie die Geschichte der spanischen Konquistadoren — eine Anzahl von Städten, bis er am 21. Januar 1874 und mit ihm ein Schiffsfähnrich M. Balny d'Avricourt in einem Gefecht bei Hanoi fielen. Aber schon vorher war dem Gouverneur von Saigon bei dem Vorgehen Garniers ängstlich geworden, und zwei Tage nach dem Tode desselben traf ein besonderer Kommissar, der Schiffsleutnant Philastre in Hanoi ein. Er war von Admiral Dupré mit einem der annamitischen Gesandten nach Hué geschickt worden und hatte es auf sich genommen, nach Hanoi zu gehen; er ordnete die Räumung der genommenen Plätze an, löste die Dupuissche Expedition auf und verkaufte das Material und die Schiffe derselben, um die von Dupuis gemachten Schulden zu bezahlen. Letzterer wurde später von Saigon ausgewiesen und nach Frankreich geschickt. Am 15. März 1874 schloß Admiral Dupré zu Saigon einen Vertrag mit Annam ab, durch den die Religionsfreiheit neu bestätigt und erweitert, verschiedene Plätze dem Handel geöffnet, die Zollverwaltung in denselben französischen Beamten übergeben und die Ernennung eines Residenten in Hué und von Konsuln an den verschiedenen Plätzen zugestanden wurde, während Frankreich u. a. versprach, dem König fünf Dampfschiffe, 100 Geschütze und 1000 Gewehre mit der dazugehörigen Munition zu liefern. Das Wichtigste aber war, daß in dem Vertrage die Unabhängigkeit Annams gegenüber von jeder andern Macht anerkannt worden war, daß Frankreich sich verpflichtet hatte, es auf den Wunsch des Königs gegen innere und äußere Feinde zu unterstützen, und Annam dagegen erklärt hatte, seine äußere Politik der Frankreichs anzupassen und an seinen bisherigen diplomatischen Beziehungen nichts zu ändern. Diese Bestimmung und mit ihr der ganze Vertrag von 1874 sind die Ursache der Verwicklungen, die seit dieser Zeit zwischen Frankreich einer- und Annam und China andererseits stattgefunden haben. Wenn Frankreich von dem Vertrage annahm, daß er ihm das Protektorat über Tonkin gewähre, was nach dem Wortlaut zum

mindesten zweifelhaft erscheint, so sah Annam in ihm nur einen Freundschaftsvertrag, aus dem im gegebenen Falle ein Bündnisvertrag werden konnte. China hatte sich, wie das bei ihm, wenn es sich um seine auswärtigen tributpflichtigen Dependenzen handelte, gewöhnlich geschah, ablehnend verhalten; auf den ihm 1875 notifizierten Abschluß des Vertrages von 1874 hatte es in einer Weise geantwortet, die jede Deutung zuließ. Man brauchte indessen nicht an die angeblich 214 v. Chr. erfolgte Eroberung von Tonkin durch die Chinesen zu denken, um Rechte der letzteren auf das erstere abzuleiten, die Kämpfe von 939 n. Chr., in denen Tonkin sich von der chinesischen Herrschaft frei gemacht hatte, und die von 1403 bis 1428, in denen es seine Unabhängigkeit siegreich gegen die Ming-Dynastie verteidigt hatte, hatten die nominelle Oberhoheit Chinas über das Nachbarland unberührt gelassen, und die Könige von Annam pflegten die Investitur in China nachzusuchen und zu erhalten und regelmäßige dreijährige Tributgesandtschaften an den Hof von Peking zu senden. Man mußte sich also darauf gefaßt machen, daß China an diesem Rechte mit um so größerer Energie festhalten würde, als es nur ein Ehrenrecht war; dies übersehn zu haben war der Irrtum der verschiedenen französischen Ministerien und besonders Mr. Jules Ferrys, der an der quantité négligeable, wie er China bezeichnete, politisch zu Grunde gehen sollte.

In Tonkin selbst waren die Zustände höchst verwickelter Art; Aufstände mit bewaffneter Hand sind in asiatischen Ländern nichts Seltenes, in Tonkin gewannen dieselben aber dadurch einen ganz besonderen Charakter, daß die mehr oder weniger unabhängigen Banden, die das Land verheerten, fast ausschließlich aus Chinesen bestanden, die nach der Unterdrückung des Taiping-Aufstandes in China in Massen nach Tonkin übergetreten waren und dort unter dem Namen der Schwarzflaggen, wie die Kompagnien der Freilanzen im 14. und 15. Jahrhundert in Nord-Italien, teils auf eigene Hand, teils im Dienste anderer ihr Handwerk trieben. Im Laufe der Jahre sonderten sich von den Schwarzflaggen die Gelbflaggen ab, die in der Nähe von Laokai ein gewissermaßen un-

abhängiges Reich gründeten, während die ersteren unter ihrem Führer Liu Yung fu in näheren Beziehungen zur Regierung blieben und vielfach im Dienst derselben standen. Zu diesen schon recht gefährlichen und unbotmäßigen Elementen kamen die keiner bestimmten Bande angehörigen Freibeuter und Räuber, die über die Grenze herüber und hinüber wechselten und Tonkin und China gleich unsicher machten. Nimmt man dazu den bösen Willen der annamitischen Regierung und der tonkinesischen Beamten, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die Beziehungen zwischen Tonkin und Frankreich nichts weniger als gute waren und die französische Regierung, wenn sie auch, der Kammer wegen, nicht an eine große Expedition zu denken wagte, doch Maßregeln ergriff, um ihre Stellung in Tonkin zu sichern. Die Lage wurde dadurch verschärft, daß 1877 und 1880 wieder Tributgesandtschaften von Hué nach Peking kammen und dies, ebenso wie gemeinschaftliche Operationen chinesischer und annamitischer Truppen gegen einen chinesischen früheren General Li Yang tsei, der 1879 in Tonkin eingefallen war, in der Peking-Zeitung unter ausdrücklicher Betonung der Oberhoheit Chinas veröffentlicht wurde. Schließlich gab die Frage dieser Oberhoheit Chinas zu Erklärungen des auch in Paris beglaubigten chinesischen Gesandten Marquis Tseng, gegenüber den verschiedenen Ministern der Auswärtigen Angelegenheiten der Republik, Veranlassung, die von den letztern als durch den Vertrag von 1874 erledigt bezeichnet wurden, eine Haltung, die den Erfolg hatte, daß Marquis Tseng am 24. September 1881 auf Befehl seiner Regierung erklärte, daß dieselbe den Vertrag von 1874 nicht anerkennen könne. Diese Erörterungen, die unzweifelhafte Absicht des Königs Tu-Duc, seine Beziehungen zu China zu verstärken, und ein in Tonkin gegen zwei französische Beamte stattgehabter Angriff gaben dem Gouverneur von Cochinchina, Mr. Le Myre de Vilers, die Veranlassung, von der annamitischen Regierung die Ausweisung der „Schwarzflaggen“ zu verlangen, und zur Unterstützung dieser Forderung den Linienschiffskapitän Rivière mit Verstärkungen nach Hanoi zu entsenden, wo sich bereits eine kleine Garnison zum Schutz der

französischen Beamten und Kaufleute befand. Demselben wurde die größte Vorsicht den regulären chinesischen Truppen gegenüber, die noch in Tonkin standen, anbefohlen. Oberst Rivière begann seine Thätigkeit damit, daß er am 1. Mai 1882 die Citadelle von Hanoi wegnahm, da die Beamten eine drohende Haltung angenommen gehabt hätten. Das Ergebnis dieses Vorgangs in Peking war die amtliche Erklärung der chinesischen Regierung dem französischen Gesandten Mr. Bourée gegenüber, daß Annam ein Vasallenstaat Chinas sei. —

So lagen die Verhältnisse, als die chinesische Regierung sich entschloß, ihre in Tonkin befindlichen Truppen bedeutend zu verstärken; mein französischer Kollege erhielt davon Mitte Oktober 1882 die erste bestimmte Nachricht. Auf die Note, die er darüber am 17. d. M. an die chinesische Regierung richtete, empfing er die Antwort, daß China verpflichtet sei, die durch Rebellen in seinem Vasallenstaat gestörte Ruhe wieder herzustellen. Mr. Bourée, wohl von dem Wunsche beseelt, seiner Regierung die Kosten und Gefahren eines Konflikts mit China zu ersparen, begann mit dem Tsungli Yamen Unterhandlungen, die er in Tientsin mit Li Hung chang und von Shanghai aus per Telegraph mit beiden fortsetzte. Während er von Peking aus bei seiner Regierung fortwährend auf ein energisches Vorgehen in Tonkin gedrungen und hinzugefügt hatte, daß die Chinesen sich hüten würden, ihre Truppen den französischen entgegenzustellen, schlug in Tientsin seine Ansicht plötzlich und vollständig um, und er unterbreitete seiner Regierung den Entwurf eines Abkommens, das in sehr unklarer Weise den Rückzug der chinesischen Truppen aus Tonkin und eine Abgrenzung der beiderseitigen Interessen und Machtsphären daselbst enthielt. Die französische Regierung lehnte es ab, auf diesen Entwurf einzugehen, rief Herrn Bourée ab und sandte den bisherigen Gesandten in Tokio, Mr. Tricou, in außerordentlicher Mission nach China.

Ich kehrte im Frühjahr 1883 aus Gründen, die ich an anderer Stelle anzuführen haben werde, nach Deutschland zurück. In Tientsin, wo Li wegen des Begräbnisses seiner Mutter, zu dem er

einen zweimonatlichen Urlaub erhalten hatte, nicht anwesend war, hielt ich mich nur kurze Zeit auf, sah aber in Shanghai einen von seinen Sekretären, Ma Kie chang. Der drohende Konflikt mit Frankreich bildete natürlich den Hauptgegenstand des Gesprächs, bei dem ich selbstverständlich nicht aus der durch die Beziehungen Deutschlands zu Frankreich gebotenen Zurückhaltung heraus trat. Ich warnte vor Überhebung und Übereilung und bemerkte im Laufe des Gesprächs, daß das größte Unglück für China ein Erfolg der Truppen oder Bundesgenossen desselben gegen die französischen Truppen sein würde, da ein solcher die Besorgnisse des französischen Kabinetts und die Bedenken des Parlaments hinwegfegen und für jedes Ministerium in Frankreich eine energische Initiative schon aus Gründen der Selbsterhaltung zur Pflicht machen würde. Der Tod des Kapitäns Rivière, der am 19. Mai bei einem Ausfall aus Hanoi fiel, sollte meine Auffassung bald als richtig erweisen. Mr. Tricou, der Anfang Juni in Shanghai eintraf, fand dort Li Hung chang, der den Befehl erhalten hatte, das Kommando über die Streitkräfte in Süd-China zu übernehmen; die Hoffnungen, die sich an die ersten Besprechungen der beiden Diplomaten knüpften, erwiesen sich bald als hinfällig; Li und die Regierung in Peking bestanden auf der Anerkennung der chinesischen Oberhoheit, die man von französischer Seite nicht zugestehen wollte und konnte, und Li kehrte, nachdem er verstanden hatte, sich von der unangenehmen Aufgabe, die seine Gegner ihm aufgehalst hatten, loszumachen, nach Tientsin zurück.

In Annam hatten sich inzwischen die Verhältnisse rasch entwickelt. Der neu ernannte französische Gouverneur von Cochinchina, Mr. Harmand, hatte sich mit Admiral Courbet, dem Oberbefehlshaber des französischen Geschwaders, in die Gewässer von Hué begeben; die die Hauptstadt verteidigenden Forts von Thuan An wurden in den Tagen vom 18. bis 21. August 1883 von den Franzosen genommen, und am 25. August erzwang M. Harmand in Hué die Unterzeichnung eines Vertrags, durch den Annam u. a. das Protektorat Frankreichs anerkannte, und versprach seine Truppen

aus Tonkin zurückzurufen, wogegen Frankreich die Integrität seines Gebiets garantierte. Letzteres übernahm auch die Aufgabe, dem König von Annam alle Instruktoren, Ingenieure, Gelehrte, Offiziere u. a. m. zu liefern, die derselbe gebrauchen könne. Gegen diesen Vertrag protestierte die chinesische Regierung, als die alten Rechte Chinas verletzend, sowohl dem Vertreter Frankreichs in Peking, als denen aller anderen Mächte gegenüber. Mit dem Abschluß des Vertrages war indessen in Tonkin keine Ruhe eingetreten, die Verhältnisse dort wurden im Gegenteil immer verwickelter und schwieriger. Am 16. Dezember 1883 nahm Admiral Courbet Sontay und am 12. März sein Nachfolger im Landbefehl, General Millot, Bac Ninh; am 18. April fiel Hong Hoa.

König Hiep-Hoa war im Dezember 1883 gestorben, wie man vielleicht nicht mit Unrecht annahm, ermordet auf Veranlassung des Regenten, der hoffte, daß mit dem Herrscher, der den Vertrag vom 25. August genehmigt hatte, auch der Vertrag selbst verschwinden würde; die Franzosen erkannten die Bedeutung des Augenblicks und erzwangen von dem neuen König Kien-Phuc die Anerkennung und Ratifikation des von seinem Vorgänger abgeschlossenen Vertrags. Am 6. Juni 1884 wurde dann von dem für China neu ernannten französischen Gesandten Mr. Patenôtre in Hué ein neuer, in gewissem Sinne noch schärfer gefaßter Protektorats-Vertrag unterzeichnet, der Frankreich u. a. das Recht zur dauernden Besetzung der Forts von Thuan An gab, während dasselbe versprach, dem König Schutz gegen innere und äußere Feinde zu gewähren. Nach der Unterzeichnung des Vertrages wurde vor den versammelten annamitischen Würdenträgern und den französischen Bevollmächtigten und Offizieren das dem König von Annam von dem Kaiser von China verliehene silberne vergoldete Siegel, das Symbol der Oberhoheit Chinas, eingeschmolzen. Auch Kien-Phuc überlebte den Abschluß des Vertrags nicht lange, er starb am 31. Juli 1884.

Bevor und während sich dies in Annam zutrug, hatten sich auch in China die Verhältnisse weiter entwickelt.

Es würde zu weit führen, auf alle Verhandlungen einzugehen,

die während des Konflikts gespielt haben, man könnte sie kurz dahin zusammenfassen, daß alle Welt unterhandelte und daß diejenigen, die am meisten berufen gewesen wären, die Beziehungen zwischen den beiden Regierungen wahrzunehmen, d. h. die Chefs der französischen Gesandtschaft meistens am wenigsten von dem wußten, was vorging. Die erste Einmischung fremder Elemente in die Verhandlungen fand schon Ende März statt. Der deutsche Zollkommissar Herr Detring, der von Tientsin, wo er gewissermaßen der politische Beirat Li Hung changs gewesen, nach Kanton versetzt worden war, hatte sich dort mit dem ihm von früher her bekannten Kommandanten der französischen Korvette Volta, Fregattenkapitän Fournier, in Verbindung gesetzt und die Frage einer Verständigung zwischen China und Frankreich erörtert, mit dem Ergebnis, daß H. Detring nach Tientsin berufen wurde und Kapitän Fournier ihm nach einiger Zeit mit der Genehmigung der französischen Regierung folgte. Letztere hatte bereits vorher als erste Bedingung einer Verständigung die Abberufung des Marquis Tseng bezeichnet, der sich durch sein energisches Auftreten in Paris sehr unbeliebt gemacht hatte; ein Verlangen, dem die chinesische Regierung am 24. April nachkam. Kapitän Fournier traf am 5. Mai in Tientsin ein, und am 11. d. M. wurde dort das unter dem Namen der Li-Fournier-Konvention bekannte Abkommen unterzeichnet. Dasselbe enthielt das Versprechen Frankreichs, die südlichen, an Tonkin stoßenden Grenzen Chinas gegen jeden Angriff zu verteidigen (Art. 1); China verpflichtete sich auf Grund dieser Garantie, seine Truppen sofort aus Tonkin an die Grenze zurückzuziehn und die Verträge zu achten, die bisher zwischen Frankreich und Tonkin abgeschlossen worden seien oder später abgeschlossen werden würden (Art. 2). Infolge dieses Entgegenkommens und als ein Zeichen der Anerkennung für Li Hung changs patriotische Weisheit verzichtete Frankreich auf jede Entschädigung (die die Regierung nie verlangt gehabt hatte, die der französische Unterhändler aber auf eigene Hand auf 150 Millionen Franken festgesetzt hatte, um sie nachher aufgeben zu können), während China dagegen den freien Verkehr zwischen Tonkin und Frankreich einerseits

und China anderseits auf der Landgrenze zugestand, der durch einen sofort abzuschließenden weiteren Vertrag auf der breitesten Grundlage zu Gunsten des französischen Handels geregelt werden sollte (Art. 3). Schließlich (Art. 4) versprach Frankreich, bei dem mit Annam abzuschließenden Vertrage sich keines die Würde Chinas verletzen könnenden Ausdrucks zu bedienen. Es handelte sich darum, in dem mit Annam am 25. August 1883 abgeschlossenen Vertrage in dem Satze, daß Frankreich die Beziehungen Annams zu allen Mächten, China mit einbegriffen, wahrnehmen solle, das „China mit einbegriffen" auszulassen. — Außer diesem Abkommen, dessen Annahme Kapitän Fournier durch die Drohung durchgesetzt hatte, daß, wenn die Konvention nicht bis zum 14. Mai gezeichnet wäre, Frankreich die Feindseligkeiten eröffnen würde, hatte Li dem französischen Unterhändler auf eigene Hand das Versprechen gegeben, daß die französische Industrie und Finanz ganz besondere Vorteile erhalten sollten; es waren dies die Zusicherungen, die die sofortige Berufung Kapitän Fourniers nach Paris veranlaßten und erklärten.

Ich war, während die ersten Szenen dieser Komödie, aus der bald eine Tragödie werden sollte, sich abspielten, auf dem Wege nach Peking in Shanghai eingetroffen. Dort suchte mich der bereits früher erwähnte Sekretär Li's, Ma Kie chang, auf und bot mir an, mit ihm auf einem chinesischen Kriegsschiff nach Tientsin zu gehen, ein Anerbieten, das ich dankend ablehnte. Am 7. Mai kam ich in Tientsin an, mit einem Ischiasanfall, der mir kaum gestattete, mich zu bewegen; ich ließ mich ins Konsulat tragen, um auf die Fertigstellung der Böte zu warten, mit denen ich meine Reise nach Peking weiter fortsetzen wollte, und dort suchte mich Ma im Auftrage Li's auf, um mir zu sagen, daß der letztere mich ersuchen ließe, einige Tage in Tientsin zu bleiben, da er mich dringend zu sprechen wünsche. Ich erklärte aber, meine Reise sofort fortsetzen zu müssen, und that dies auch nach wenigen Stunden. Trotz dieser Vorsicht brachte der „Figaro" einige Zeit darauf einen Artikel, der mich beschuldigte, gegen Fournier intriguiert zu haben, eine Anschul-

digung, die das Auswärtige Amt in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung entschieden zurückwies.

Bevor Kapitän Fournier Tientsin verließ, teilte er auf Befehl Mr. Jules Ferrys Li die Termine mit, innerhalb deren die chinesischen Truppen Tonkin zu räumen haben würden; eine schriftliche Vereinbarung über diesen Punkt hat nicht stattgefunden, wohl aber schloß eine Note, die Kapitän Fournier am 17. Li übergab, mit der Erklärung, daß nach Ablauf der angegebenen Zeit, 20 Tage für die Grenzen von Kwangtung und Kwangsi und 40 für die von Yünnan, die etwa noch in Tonkin befindlichen Truppen daraus vertrieben werden würden. Nach französischen Quellen scheint Kapitän Fournier geglaubt zu haben, daß Li die Annahme dieser Termine dem zum Besuch erwarteten Admiral Lespès schriftlich bestätigen würde, dies ist aber ebenfalls nicht geschehen. Li wird wahrscheinlich infolge der heftigen Anfeindungen, die schon das Abkommen in Peking erfahren hatte, nicht gewagt haben, diese neue französische Forderung nach dort zu übermitteln, sondern versucht haben, zu temporisieren, in der Hoffnung, daß sich die Sachen schon machen würden. Daß etwas auf Li's Seite nicht in Ordnung war, ergiebt sich aus folgenden Thatsachen. Li hatte dem französischen Admiral in Chefoo am 24. Juni einen Besuch gemacht und war bei der Gelegenheit von Chang Pei lun begleitet gewesen, der im Dezember 1883 Mitglied des Tsungli Yamen geworden war; während der Rückfahrt erhielt Li die Nachricht von dem Zusammenstoß, der am 23. Juli zwischen französischen und chinesischen Truppen bei Bac Lé stattgefunden hatte; Chang Pei lun, der später wegen der in Futchau bewiesenen Unfähigkeit (im Januar 1885) abgesetzt und einen Monat später in die Verbannung geschickt worden war, heiratete nach seiner Rückkehr aus derselben 1888 eine Tochter von Li; dem Schwiegervater ist es trotz aller Bemühungen nie gelungen, die Wiederanstellung Changs zu erlangen, und er ist mehr als einmal wegen seiner Bemühungen für denselben in ernste Schwierigkeiten geraten. Späteren Geschichtschreibern ist vorbehalten, das Skelett zu entdecken, die Kenntnis von welchem

es Chang Pei lun ermöglicht hatte, auf Li diesen Einfluß zu gewinnen.

In Paris war inzwischen alles eitel Freude über die Konvention gewesen, von der man annahm, daß sie jede Gefahr eines Konflikts mit China beseitigte; die fremden Diplomaten in Peking teilten diese Ansicht nicht, das Schweigen des Tsungli Yamen, das dasselbe auch Admiral Lespès gegenüber beobachtet hatte, und andere Anzeichen ließen vermuten, daß man in Peking nicht gesonnen sei, das Abkommen ohne weiteres auszuführen; der Zusammenstoß am 23. Juli zwischen der Kolonne des Obersten Dugenne und chinesischen regulären Truppen bei Bac-Lé, in welchem die ersteren den Kürzeren zogen, überraschte daher eigentlich nur die Franzosen. Für jemanden, der mit der Denkweise der Chinesen vertraut war, wäre jetzt der Augenblick gekommen gewesen, die chinesische Regierung zur sofortigen vollständigen Ausführung der Konvention zu zwingen; in Paris und Shanghai, an welchem letzteren Orte der neu ernannte Gesandte Mr. Patenôtre, später Botschafter in Washington und jetzt in Madrid, sich aufhielt, verkannte und verpaßte man den psychologischen Augenblick; man glaubte die Chinesen brüskieren zu können, verlangte eine Entschädigung von 250 Millionen Franken und — erhielt nichts. Die Chinesen, Li Feng pao, der von Berlin nach Paris geschickt worden war, und in Shanghai der Generalgouverneur der beiden Kiangs (Nanking) Tseng Kwo chüan, der Bruder des berühmten Tseng Kwo fan, boten eine Entschädigung für die bei Langson getöteten und verwundeten Soldaten, aber M. Jules Ferry hatte sich auf eine größere Entschädigungsforderung verbissen. Als später Mr. Hart erschien und 50 Millionen Franken gleich oder 80 Millionen innerhalb von zehn Jahren bot, ein Anerbieten, das die Franzosen anzunehmen bereit waren, zerschlugen sich auch diese Verhandlungen, weil China darauf bestand, bis zur gänzlichen Erledigung der Frage einen Teil Tonkins besetzt zu halten. Bereits am 12. Juli hatte der französische Geschäftsträger Mr. de Semallé in Peking ein Ultimatum übergeben, die in demselben gestellte Frist lief am 21. Juli ab, aber die Unterhandlungen in Shanghai dauerten fort, ohne ein

Resultat zu geben. Auf französischer Seite entschloß man sich, sich einiger „Pfänder" zu bemächtigen, um so eine Garantie für die spätere Erfüllung der gestellten Forderungen zu erlangen; es war besonders auf das Drängen des Gesandten Patenôtre und des Admirals Courbet, daß man zu diesem Mittel griff. Der letztere wurde nach Futchau geschickt, wo er am 17. Juli eintraf, nachdem einige französische Schiffe dort schon seit längerer Zeit lagen; seine Aufgabe war, wie er selbst sagte, alle Verteidigungsarbeiten, das Legen von Torpedos und die Bewegungen chinesischer Kriegsschiffe zu verhindern, und sich gegebenen Falls des bei Futchau befindlichen chinesischen Marine-Etablissements zu bemächtigen. Am 5. August griff Admiral Lespès mit einigen Schiffen die Forts von Kilung an, die nach kurzer Beschießung genommen wurden; als aber die französischen Landungskompagnien versuchten, aus der Stadt auf die dieselben umgebenden Berge vorzugehen, stießen sie auf bedeutende chinesische Truppenmassen und heftigen Widerstand, der sie zum Rückzuge bis auf die Schiffe nötigte; trotzdem teilte Mr. Ferry Li Feng pao am 9. August mit, daß eins der in Aussicht genommenen Pfänder sich bereits in französischem Besitz befände, was den Thatsachen nicht genau entsprach und daher auf die Chinesen auch keinen Eindruck machen konnte. Am 19. August wurde dann ein neues Ultimatum in Peking überreicht, in dem der chinesischen Regierung eine zweitägige Frist zur Entscheidung gelassen war; die Entschädigungsforderung in diesem Schriftstück war auf 80 Millionen Franken, innerhalb zehn Jahren zahlbar, herabgesetzt worden und Mr. Ferry hatte den Gesandten angewiesen, selbst noch unter diesen Betrag herunterzugehen, falls die chinesische Regierung ein „ernsthaftes Anerbieten" mache. Eine solche Politik konnte natürlich keinen Erfolg haben, das Tsungli Yamen begnügte sich, dem französischen Geschäftsträger eine Empfangsbescheinigung für seine Note zugehen zu lassen, und derselbe verließ Peking. Am 23. August griff Admiral Courbet die im Hafen von Futchau liegende chinesische Flotte an, es waren 22 kleinere Schiffe, und zerstörte dieselbe; dann arbeitete er sich in der Zeit bis zum 29. August langsam aus dem Min-Fluß heraus,

in dem er die zur Verteidigung desselben angelegten Forts von hinten angriff und zerstörte. Die Operation, die mit großer seemännischer und taktischer Geschicklichkeit durchgeführt wurde, erfuhr vom politischen und noch mehr vom ethischen Standpunkt aus vielfach recht absprechende Beurteilungen. Admiral Courbet war im Frieden in den Fluß eingelaufen und bis vor Futchau gegangen, und hatte die chinesischen Schiffe dort durch die Drohung festgehalten, sie bei dem Versuch einer Bewegung anzugreifen; für seinen Kampf gegen die chinesischen Forts und Batterien bediente er sich der von dem früheren Direktor des Arsenals, Schiffsleutnant Giquel, angefertigten Pläne. Welchen Schwierigkeiten er begegnet sein würde, wenn er nicht den Friedenszustand benutzt hätte, sich vor Futchau zu legen, geht daraus hervor, daß das Flaggschiff des Admirals Lespès, der versuchte, sich mit dem Geschwader Courbets zu vereinigen, von den Geschützen eines der ersten Forts so schwer beschädigt wurde, daß es den Kampf aufgeben und nach Hongkong zur Reparatur in ein Dock gehen mußte. — Von diesem Zeitpunkt an verstärkt sich der Gegensatz zwischen der von dem Gesandten und dem Admiral empfohlenen und der von Mr. Ferry gemachten Politik. Während die beiden ersteren darauf dringen, daß man Formosa aufgebe, sich dagegen im Norden, in Chefoo festsetze, von dort aus Wei hai wei und Port Arthur nehme und den Golf von Pechili blockiere, besteht Mr. Ferry auf der Fortsetzung der Operationen in und gegen Formosa und dem Nehmen von „Pfändern", von denen er sich einen Einfluß auf die Regierung verspricht. Die Vorschläge der Herren Patenôtre und Courbet waren entschieden die praktischeren und durchaus geeignet, die chinesische Regierung zum Nachgeben zu zwingen, aber Mr. Ferry stand unter dem Eindruck, daß die Kammern einer Expedition in größerem Maßstabe nach Ost-Asien ihre Zustimmung verweigern würden; er hielt also an den Feindseligkeiten, ohne Kriegserklärung, fest und verlangte Menschen und Geld sozusagen nur tropfenweise, um die Kammern und die öffentliche Meinung nicht zu erschrecken. Es war dies unzweifelhaft die schwächste Politik, die getrieben werden konnte, und sie beweist, wie

gefährlich es sein kann, militärische Operationen nach unklaren politischen Gesichtspunkten zu leiten, während es die Aufgabe des Heeres und der Marine sein soll, die von der Politik klar bezeichneten und vorgeschriebenen Ziele zu erreichen. Die französischen Truppen und Matrosen verbluteten sich in ruhmreichen, aber für den ostensiblen Zweck nutzlosen Kämpfen, und zu den auf dem Schlachtfelde gebrachten Opfern kamen die zahlreicheren, die die Hospitäler verschlangen.

Am 1. bis 4. Oktober 1884 bemächtigte sich Admiral Courbet Kilungs, aber es dauerte bis zum Januar 1885, ehe die Franzosen sich zum Herren der von den Chinesen auf den die Stadt umgebenden Bergen errichteten Befestigungen gemacht hatten, und erst sechs Wochen später waren sie im Besitz der von Kilung nach Süden und Osten führenden Straßen. Ein Angriff, den Admiral Lespès am 2. Oktober auf Tamsui machte, wurde von den Chinesen zurückgeschlagen. Am 23. Oktober wurde die sogenannte friedliche Blockade der Küste von Formosa angezeigt und damit dem französischen Geschwader eine Aufgabe gestellt, die von demselben im Nordost Monsun mit großer Energie und Ausdauer durchgeführt wurde, aber die Schiffe und Maschinen schwer mitnahm. Am 15. Februar 1885 zerstörten improvisierte Torpedoböte des Geschwaders des Admirals Courbet zwei chinesische Kriegsschiffe, die sich auf die Rhede von Shipu geflüchtet hatten (eins dieser Schiffe scheint durch das Feuer, das das andere auf die französischen Böte richtete, gesunken zu sein), und in den Tagen vom 29. bis 31. März bemächtigte sich Courbet der Pescadores Inseln. Während so die Marine ihrer undankbaren Aufgabe gerecht zu werden versuchte, hatten die Landtruppen in Tonkin harte Kämpfe gegen die durch Annamiten und Schwarzflaggen verstärkten chinesischen Truppen zu bestehn, die, wenn sie auch die strategischen Vorteile, die sich für sie aus der Lage Tonkins zwischen Kwangsi und Yünnan ergaben, nicht voll ausnutzten, den Franzosen doch tüchtig zu thun gaben, wobei sich das mörderische Klima Tonkins als ihr bester Bundesgenosse erwies. Am 8. bis 10. Oktober 1884

nahmen die Franzosen die befestigten Stellungen bei Kep und Chu, aber es dauerte bis zum 13. Februar 1885, ehe sie Langson an der Grenze von Kwangsi erreichten und nahmen. Während General Négrier diese Erfolge davon trug, hatte sich General Brière de Lisle gegen Tuyen Kwan gewendet, das seit zwei Monaten durch die Armee von Yünnan belagert wurde und unter dem tapfern Kommandanten Oberst Dominé heldenmütigen Widerstand geleistet hatte. Am 3. März wurde die Stadt entsetzt. Damit war ganz Tonkin in den Händen der Franzosen. Am 23. März überschritt General Négrier die Grenze bei Langson, wurde aber von den chinesischen Truppen nach heftigem Gefecht in die Stadt zurückgeworfen und verwundet, und sein Nachfolger im Kommando, der seiner Zeit oft genannte und viel geschmähte Oberst Herbinger, entschloß sich Angesichts der immer wachsenden Überzahl der Chinesen, die mit großer Entschiedenheit vorgingen, Langson zu räumen und auf Dangson und Than-Moi zurückzugehen. General Brière de Lisle, der dies dem Kriegsminister am 28. März meldete, fügte hinzu, daß der Feind sich auch am Song-Koi verstärke, er aber unter allen Umständen hoffe, das Delta verteidigen zu können, es sei aber nötig, ihm sofort weitere Verstärkungen zu senden. Das waren die Ergebnisse eines sechsmonatlichen Feldzuges gegen einen verächtlichen und verachteten Feind!

Während dieser kriegerischen Ereignisse war auch die Diplomatie nicht unthätig gewesen; der verschiedenen Versuche, die in Berlin, London und Washington gemacht wurden, eine Verständigung zwischen China und Frankreich herbeizuführen, resp. eine Vermittlung durch eine oder die andere Macht zu ermöglichen — dies letztere war besonders eine amerikanische Idee — braucht hier nicht gedacht zu werden, da sie alle erfolglos blieben, desto interessanter sind zum Teil die andern zwischen China und Frankreich direkt angeknüpften Verhandlungen, da sie gestatten, einen Einblick in die wechselnden Stimmungen der chinesischen Regierung und die Hintergedanken Frankreichs zu thun. Bald nach den Erfolgen der französischen Waffen in den ersten Tagen des Oktobers 1864 knüpfte

Li die Unterhandlungen in Paris wieder an, und unter dem 11. Oktober erklärte man sich dort bereit, die Verhandlungen auf Grundlage des Rückzuges der chinesischen Truppen aus Tonkin, der Unterbrechung der Operationen der französischen Flotte, der Ratifikation der Konvention von Tientsin und Abschluß des in derselben vorgesehenen Vertrags, sowie der provisorischen Besetzung, nicht Abtretung, von Kilung bis zur vollständigen Ausführung der Konvention von Tiensin, wieder aufzunehmen. Einer Entschädigung sollte keine Erwähnung geschehen, aber als Ersatz dafür sollte Frankreich das Zollamt und die Kohlenbergwerke von Kilung und Tamsni während einer, eventuell durch den Schiedsrichterspruch einer dritten Macht festzusetzenden Reihe von Jahren behalten. Ein ad hoc in Peking zusammengetretener großer Rat lehnte diese Bedingungen am 5. und 6. November 1884 ab. In diese gewissermaßen offiziellen Verhandlungen hinein spielten andere, die in Tientsin zwischen Li und dem dortigen französischen Konsul M. Ristelhueber stattfanden. Die Grundlagen des dort in Aussicht genommenen Abkommens waren die Einstellung der Feindseligkeiten in Formosa und Tonkin; die provisorische Besetzung von Kilung und Tamsni durch die Franzosen, während die Chinesen Langson und Laokai besetzt halten, aber Tonkin sonst räumen würden. Nach Abschluß des Friedens sollten beide Teile die von ihnen besetzt gehaltenen Plätze räumen. Abschluß eines Vertrags auf der Basis der Konvention vom 11. Mai; China würde sich außerdem verpflichten, in Frankreich eine Anleihe von 140 Millionen Franken aufzunehmen, in 40 Jahren rückzahlbar und garantiert durch die Zolleinnahmen und die später zu erbauenden Eisenbahnen. Die Hälfte dieses Betrages würde verwendet werden, um in Frankreich Kriegsschiffe, Waffen, Munition und Eisenbahnmaterial zu kaufen; die andere Hälfte würde für öffentliche Bauten Verwendung finden. Die erforderlichen Ingenieure und Werkführer würde China von Frankreich erbitten. Die französische Regierung lehnte diesen Vorschlag ab, da er nicht die sofortige vollständige Räumung Tonkins durch die Chinesen einschlösse; es ist aber charakteristisch für die

Zerfahrenheit in den Unterhandlungen, daß der französische Gesandte Mr. Patenôtre in seinem Bericht vom 7. November über dieses Stadium derselben wieder auf die Nachteile zurückkam, die sich aus der Verwirrung ergäben, wenn gleichzeitig in Paris, Peking, Tientsin und Shanghai verhandelt würde. Schließlich sollte es doch kein zünftiger Diplomat sein, der den Frieden herbeiführte. Am 10. Januar 1885 traf der in London residierende Zollkommissar des fremden Seezollamts, Mr. Duncan Campbell, seitdem Sir D. C., in Paris ein, um sich mit der französischen Regierung in Betreff der Beschlagnahme eines der Zollverwaltung gehörigen kleinen Dampfers und des Dienstes der Leuchttürme an der chinesischen Küste zu verständigen. Die Gelegenheit war günstig für einen Gedankenaustausch zwischen Mr. Ferry und dem als Leiter der chinesischen Sektion der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1878 dort wohlbekannten und wohlgelittenen Engländer, dessen Ergebnis der letztere an Sir Robert Hart telegraphierte, der darauf unter dem 17. Januar in seiner charakteristischen Weise erwiderte. „Setzen Sie auseinander, daß da direkte Beziehungen anders (als durch Sie) unmöglich sind und der Generalzollinspekteur sich mit den höchsten chinesischen Behörden in direktem Verkehr befindet, genaue Informationen über die betreffenden Punkte ohne Zweifel Schritte möglich machen würden, die das Ziel erreichen dürften. Wenn Frankreich jetzt eine friedliche Lösung wünscht, so ist die Gelegenheit günstig. In seiner Eigenschaft als chinesischer Beamter wünscht der Generalzollinspekteur natürlich die für China möglichst beste Lösung; er würde sich aber gern für jede mögliche Lösung verwenden.“ Die Verhandlungen zogen sich länger hin, als notwendig gewesen wäre, aber Mr. Ferry, obgleich er den Gedanken an eine Entschädigung längst aufgegeben hatte, versuchte zu retten, was zu retten war; namentlich legte er großen Wert auf Frankreich zu gewährende besondere industrielle Vorteile. Seine Wünsche müssen ursprünglich eine ziemlich monopolistische Färbung gehabt haben, denn er sagt in einem an Sir R. Hart unter dem 12. März gerichteten Telegramm: „Ich habe nicht gemeint, das Monopol des Baus der

Eisenbahnen in China zu verlangen, aber könnte China nicht die Verpflichtung übernehmen, innerhalb einer zu bestimmenden Reihe von Jahren eine bestimmte Anzahl von Kilometern Eisenbahnen zu bauen, für die französische Ingenieure und die französische metallurgische Industrie in erster Reihe herangezogen werden würden?" Die von französischer Seite am 26. Februar 1885 erfolgte Erklärung, daß Reis als Kriegskontrebande angesehen werden würde, und die dadurch gegebene Möglichkeit, die Ankunft des Tributreises in Peking zu verhindern, was eine genaue Revision der dort befindlichen Regierungs-Reisspeicher nach sich gezogen und damit die bei der Verwaltung derselben begangenen Durchstechereien vieler der höchsten Beamten aufgedeckt haben würde, übten einen wohlthätigen Einfluß auf die Entscheidungen der chinesischen Regierung aus, während auf der andern Seite die an das französische Ministerium fortwährend herantretenden neuen Forderungen für Geld und Menschen demselben den Wunsch nach einer Beendigung der Feindseligkeiten immer näher brachten. Schließlich einigte man sich über Friedenspräliminarien, deren erster Artikel besagte, daß China die Konvention vom 11. Mai 1884 ratifiziere und Frankreich erkläre, keinen andern Zweck als die Ratifikation dieses Abkommens zu verfolgen. In Art. 2 verpflichteten sich die beiden Mächte, die Feindseligkeiten sofort einzustellen, und Frankreich besonders, die Blockade von Formosa aufzuheben. Durch Art. 3 versprach Frankreich einen Gesandten nach dem Norden, Tientsin oder Peking, zu senden, um den in der Konvention vorgesehenen Vertrag abzuschließen und den Termin für die Zurückziehung der beiderseitigen Truppen festzusetzen. Eine diesen Präliminarien beigefügte Erklärung regelte die Einzelheiten der Zurückziehung der Truppen und Räumung der Gebiete auf dem Fuße annähernder Gleichheit, denn auch französische Handelsschiffe sollten erst gleichzeitig mit dem Aufhören der Ausübung des französischen Untersuchungsrechts, in den geöffneten Häfen zugelassen werden.

Am 31. März traf in Paris ein Telegramm Sir R. Harts ein, das die Zustimmung der chinesischen Regierung zu diesen Ab-

machungen aussprach, aber am 30. war das Kabinett Ferry auf das Bekanntwerden des Telegramms des Generals Brière de Lisle gefallen. Einige ängstliche Tage folgten, besonders da man in Paris erwartete, daß der chinesische Erfolg bei Langson der Kriegspartei in Peking neuen Mut und neue Stärke geben würde; die chinesische Regierung blieb aber ihren Erklärungen treu, und am 4. April 1885 wurden die Friedenspräliminarien in Paris von dem Direktor der politischen Abteilung im Auswärtigen Amt, M. Billot und M. Campbell, unterzeichnet. Die französische Regierung hatte so nach fast achtmonatlichen Kämpfen und großen Opfern an Geld und Menschen erreicht, was sie mit leichter Mühe sofort nach dem ersten Vorfall bei Bac-Lé hätte haben können, sicher kein Erfolg auf dem politischen Gebiet, vielleicht, trotz aller von den Truppen gezeigten Tapferkeit, nicht einmal auf dem militärischen. Für Sir R. Hart war der Abschluß des Abkommens, der dem Konflikt ein Ende machte, ein großer persönlicher Erfolg, den er in erster Linie dem beim Beginn der Verhandlungen an das Yamen gerichteten Verlangen absoluter Geheimhaltung der angeknüpften Verhandlungen verdankte, ein Versprechen, dem das Yamen auch treu geblieben war. Ganz verborgen konnten die sich so lange hinziehenden Verhandlungen freilich nicht bleiben, aber doch lange genug, um schädliche Einmischungen zu verhindern, die sich allerdings im letzten Augenblick von Tientsin aus fühlbar machten, aber dann zu spät kamen. Mich und einige meiner Kollegen, die der Sache ebenfalls auf der Spur waren, führte während einiger Tage der Namen des Unterhändlers irre, der in den Telegrammen als Kandukan figurierte.

Die Beendigung des Konflikts war auch für die Vertreter der unbeteiligten Mächte sehr erwünscht. Die chinesische Regierung hatte zwar während der Dauer desselben im ganzen Reiche musterhafte Ordnung gehalten, aber man konnte nicht wissen, wie lange dieselbe dauern würde, wenn der Schauplatz der Feindseligkeiten nach Norden verlegt und Privatinteressen weiterer chinesischer Kreise mehr als bisher z. B. durch die Wegnahme von Dschunken in Mitleidenschaft gezogen würden. Auch die Frage der Kriegskontrebande versprach

eine Quelle vieler Arbeit und Mühe und noch größeren Ärgers zu werden. Ich persönlich hatte das Glück gehabt, die schwere Zeit durchzumachen, ohne mit den Franzosen oder den Chinesen eine Unannehmlichkeit zu haben; dies war weniger meiner Geschicklichkeit, als gutem Glück und der Thatsache zu verdanken gewesen, daß das Nichtbestehen eines Kriegszustandes den französischen Befehlshabern große Rücksichtnahme auf die andern Nationen auferlegte, die man, da kein Krieg bestand, nicht als Neutrale bezeichnen und behandeln konnte. Zu Anfang verursachten Transporte chinesischer Truppen auf deutschen Schiffen — die Chinesen schienen dieselben mit Vorliebe zu wählen, da sie glauben mochten, in der deutschen Flagge einen besonderen Schutz gegen ihre Feinde zu besitzen, — Besorgnis und Arbeit, aber es gelang mir schließlich doch, Rhedern und Schiffsführern einen richtigen Begriff für die Gefahren beizubringen, die sie durch die Übernahme solcher Transporte laufen konnten. Wie immer erleichterte mir auch in dieser Frage die verständige Haltung der deutschen Interessenten meine Aufgabe. Was das Tsungli Yamen anbetraf, so blieb dasselbe seinen alten Gewohnheiten treu, es handelte nach seiner eigenen Meinung und fragte erst dann um Rat, wenn die Sachen anfingen schief zu gehen; so fanden denn auch seine „Porotesetelu" — ein Wort, das unsern Dolmetschern schweres Kopfzerbrechen machte, obgleich es nur die chinesische Form für Protest war — wenig Gegenliebe. Ein Ergebnis des Zusammenstoßes mit Frankreich war der Sturz des Prinzen von Kung, der mit einer Anzahl anderer Mitglieder des Tsungli Yamen als „faul und unfähig" aus demselben entlassen wurde, weil sie den Konflikt weder vorauszusehen noch ihm zu begegnen gewußt hätten.

Der durch die Konvention von Tientsin und die Friedenspräliminarien vorgesehene Vertrag wurde in Tientsin am 9. Juli 1885 von Li Hung chang, dem zwei Mitglieder des Tsungli Yamen beigegeben waren, und dem französischen Gesandten Patenôtre unterzeichnet. Die wesentlichsten in demselben vereinbarten Bestimmungen betrafen die Festsetzung einer gemeinsamen Grenze zwischen Tonkin und China, sowie die Eröffnung von zwei zu bestimmenden Plätzen

in Kwangsi und Yünnan für den französischen Handel und das Recht für französische Konsuln und Kaufleute, sich dort niederzulassen. Die Frage der Heranziehung der französischen Industrie wurde in Art. 7 des Vertrages behandelt: „Mit der Absicht, unter den günstigsten Bedingungen die Beziehungen des Handels und der guten Nachbarschaft zu erweitern, die der gegenwärtige Vertrag bestimmt ist, zwischen Frankreich und China wieder herzustellen, wird die Regierung der Republik in Tonkin Straßen anlegen und den Bau von Eisenbahnen ermutigen. — Wenn China seinerseits sich entschlossen haben wird, Eisenbahnen zu bauen, wird es sich an die französische Industrie wenden und die Regierung der Republik wird ihm alle Leichtigkeiten gewähren, um sich in Frankreich das Personal zu verschaffen, dessen es bedürfen wird. Diese Bestimmung soll indessen nicht so aufgefaßt werden, als ob sie ein ausschließliches Privileg zu Gunsten Frankreichs bildete." — Bei der Erörterung des Vertrages in der französischen Deputiertenkammer erklärte der Berichterstatter, daß dieser Artikel nicht bestimmt sei, für Frankreich ein Monopol, sondern nur ein Absatzgebiet zu schaffen, und der damalige Minister des Äußeren, Mr. de Freycinet, hat bei dieser wie andern Gelegenheiten wiederholt ausdrücklich betont, daß dieser Artikel Frankreich nur dieselben Rechte wie anderen Nationen verleihe. Trotzdem ist seitens der französischen Gesandtschaft in Peking wiederholt versucht worden, dem Artikel 7 dieses Vertrages die demselben von dem Minister des Äußeren bestrittene Bedeutung beizulegen. — Eine ad hoc nach China entsandte Mission, an deren Spitze der Gesandte Mr. Cogordan stand und der General Chanoine, wie schon früher erwähnt, als militärischer Berater beigegeben war, schloß dann am 25. April 1886 eine weitere Handelskonvention ab, die später nicht ratifiziert worden ist. Die Bezeichnung von Mengtse in Yünnan und Lungchau in Kwangsi als für den französischen Handel geöffnete Plätze ist im Laufe des Jahres 1886 durch Notenaustausch erfolgt. Ein dritter Vertrag ist am 26. Juni 1887 von dem zum Gesandten in Peking ernannten früheren Minister des Innern, Mr. Constans, unterzeichnet worden. Durch ihn wurde

13*

ein dritter Platz, Manhao in Yünnan, für den französischen Handel geöffnet, und die Landzölle zwischen China und Tonkin auf 70 vom Hundert der Einfuhrzölle über See und 60 vom Hundert der Ausfuhrzölle festgesetzt. Wichtiger aber als diese Zugeständnisse war die Festsetzung der Grenze zwischen Annam und China, die in der Weise stattfand, daß die Gebiete der kleinen Fürstentümer und Stämme, die früher Tribut an Annam und China, häufig auch noch an Siam, gezahlt gehabt hatten, als zu Annam gehörig gerechnet wurden. Mr. Constans, der sich bei dieser Gelegenheit als ein sehr gewiegter Diplomat erwies, erreichte seinen Zweck aber doch nicht, ohne durch die Besetzung einiger Plätze auf der Halbinsel Leichau und der Drohung mit der Besitznahme der ganzen Halbinsel einen sehr entschiedenen Druck auf die chinesische Regierung auszuüben. Bei diesem Vorgehen waren in den besetzten Plätzen große Quantitäten Munition gefunden worden, die sich nach den in Shanghai erscheinenden englischen Zeitungen als deutsches Fabrikat und ganz minderwertig erwiesen haben sollten. Ich ging zu Mr. Constans, mit dem ich die besten Beziehungen unterhielt, um mich zu erkundigen, was Wahres an diesen Gerüchten sei; er erwiderte mir, daß man allerdings große Quantitäten Munition, aber nur belgischen und chinesischen Ursprungs gefunden habe; daß die belgische sich als sehr gut, die chinesische aber als so schlecht herausgestellt habe, daß die Kugeln häufig vor der Mündung der Gewehre niedergefallen seien. Dies erinnerte mich daran, daß die Minister des Yamen mir während der Feindseligkeiten mit Frankreich einmal erzählt gehabt hatten, daß zwei chinesische Generäle aus Tonkin in Peking eingetroffen seien, die sich bitter über die geringe Tragfähigkeit der fremden Gewehre beschwert und erklärt hätten, daß ihre Soldaten dieselben weggeworfen und wieder zu den alten Gingals — langen, glatten, wallbüchsenartigen Gewehren, die von zwei Mann bedient wurden — gegriffen hätten. Ich bot den Ministern ein Wettschießen gegen die Gingals der Herrn Generäle an, aber sie wollten davon nichts hören, blieben jedoch hartnäckig bei ihrer Meinung. Jetzt gab mir Mr. Constan's Erzählung den

Schlüssel zu dem Rätsel. Ich habe übrigens später mit Bezug auf den japanisch-chinesischen Krieg oft gehört, daß die elende Munition der Chinesen einen Anteil an den schlechten Erfolgen derselben, namentlich in der Seeschlacht am Yalu gehabt habe. Daran war indessen wahrscheinlich mehr mißverstandene Sparsamkeit als Bestechlichkeit schuld. Als ein vortrefflicher deutscher Techniker in Tientsin eine Fabrik für prismatisches Pulver baute und, nachdem die Anfertigung dieses letzteren begonnen hatte, eiserne Kasten für die Aufbewahrung desselben forderte, weigerten die Chinesen sich, diese Ausgabe zu machen, da alte Petroleumkisten, mit Papier verklebt, denselben Zweck erfüllen würden. Von den chinesischen Schiffen und Forts wurde im Ernstgefecht vielfach Manövermunition verfeuert und die Zahl der vorhandenen geladenen Granaten ist stets eine sehr kleine gewesen.

Die von Mr. Constans getroffenen Abmachungen in Betreff der Grenzen Chinas — es war möglich gewesen, Kopien eines Teils der dem Vertrage beigegebenen Karten in Kanton zu erhalten, so daß wir besser als andere informiert waren — enthielten den Kern für die sich im Laufe der Jahre entwickelnden Schwierigkeiten mit Siam, die nach einem kurzen Konflikt zu dem am 1. Oktober 1893 zu Bangkok unterzeichnetem Vertrage führten, in dem Siam allen Ansprüchen auf das Gebiet auf dem linken Ufer des Mekong entsagte; sie haben auch zu der späteren Annexion des auf dem linken Ufer des Mekong liegenden Teils des Shan-Fürstentums Kiang-Hung durch Frankreich und damit zu einem Streit mit England und der Teilung Siams in eine englische und französische Einflußsphäre geführt, die dem König von Siam wenig mehr als das Menamthal gelassen hat. Vom Standpunkt der Ethik sind solche Vergewaltigungen schwächerer Mächte unzweifelhaft zu verurteilen, aber es läßt sich trotzdem nicht verkennen, daß das Vorgehen Frankreichs in Hinterindien nach außen hin von einer seltenen Konsequenz des Gedankens und einer Energie der Ausführung Zeugnis ablegt, die Großes erwarten lassen könnte, wenn der Franzose überhaupt Talent zum Kolonisieren besäße. Bis jetzt hat er davon, daß diese Auffassung

hart oder ungerecht sei, auch in Cochinchina oder Tonkin keine Beweise abgelegt. Ich bin auf meinen Reisen von und nach China wiederholt in Saigon gewesen und habe fortgefahren, mich für die Entwickelung des Platzes, wie des ganzen französischen hinterindischen Reiches zu interessieren, auch nachdem ich die Dampfer der Messageries Maritimes mit denen des Norddeutschen Lloyd vertauscht hatte. Den Eindruck, den ich von Saigon empfangen, war, daß man sehr viel Zeit und Geld auf die äußere Dekoration, breite Straßen und stattliche öffentliche Gebäude, verwendet hatte, daß die Stadt selbst aber sehr wenig Lust zu besitzen schien, in die ihr gezogenen weiten Grenzen hineinzuwachsen und die gähnende Leere daselbst auszufüllen. Das einzige, was Leben zeigte, waren die vielen Cafés, die genau dem ähnelten, was man in französischen Provinzialstädten zu sehen gewohnt war. Das große Geschäft und der Schiffsverkehr lagen, wenn nicht fast ausschließlich, so doch hauptsächlich, in den Händen deutscher, schweizer und englischer Firmen, während der Kleinverkehr sich in denen der Chinesen befand, die in Saigon, wie wohl überall in Hinterindien, das thätige Element bildeten. So tot Saigon erschien, so lebendig ging es in Cholon, der nahegelegenen eingeborenen Hafen- und Handelsstadt zu, die der Hauptsitz der Chinesen ist, die beinah die Hälfte der Bevölkerung des Platzes ausmachen. Der Franzose scheint sich ausschließlich auf die Beamtenstellen geworfen zu haben, die nach Proklamierung der Republik erheblich vermehrt wurden und noch immer im Wachsen begriffen sind. Abgesehen von der Banque de l'Indo-Chine und den Agenturen der verschiedenen Schiffahrts- und Versicherungsgesellschaften, wie bei den Baugeschäften, fand man französische Namen eigentlich nur unter den Krämern, Restaurateuren und Haarkünstlern. Saigon ist mir auch deswegen in Erinnerung geblieben, weil es der einzige Platz ist, an dem ich eine Verkaufsstelle für Krokodilfleisch gefunden habe; in einem bei derselben befindlichen kleinen Bassin befanden sich lebende Tiere verschiedener Größe, aus denen der Käufer sich das ihm zusagende Stück aussuchen konnte, wie man bei uns

unter den in der Butte befindlichen Karpfen und Schleien seine Wahl trifft.

Wenn ich ein allgemeines Urteil über die Ziele aussprechen soll, die die französische Kolonialpolitik in Hinterindien, wie in Süd- und Westchina verfolgt, — denn die Ausdehnung, wenn nicht der französischen Macht-, so doch der Interessensphäre auf diese Teile des Nachbarreichs, liegt nicht nur in der Politik, sondern auch im Interesse Frankreichs — und über die Mittel, die sie zur Erreichung derselben anwendet, so möchte ich sagen, daß sie ihr Ziel, die Nutzbarmachung der erworbenen und zu erwerbenden Gebiete für ausschließlich französische kommerzielle und industrielle Interessen durch die möglichste Ausschließung jeder fremden Konkurrenz zu erreichen sucht. Was Frankreich an Kolonialbesitz erwirbt, ist teilweise für die Welt verloren und würde es ganz sein, wenn es die Möglichkeit sähe, fremden Mitbewerb vollständig auszuschließen; es steht in dieser Beziehung im Gegensatz zu England, das, was man über die Beweggründe seiner Politik sagen und denken mag, bisher niemals ausschließliche Vorteile für sich in Anspruch genommen, sondern dem freien Wettbewerb — ich spreche von den letzten sechzig bis siebzig Jahren — Thür und Thor geöffnet hat. Ich habe daher während meines Aufenthalts in China die französische Kolonialpolitik oft als den Gegner bezeichnen können, der der Entwicklung der deutschen Interessen viel gefährlicher sei, als die Haltung Englands, und die Geschichte der fremden Beziehungen zu China, wie sie sich seit 1893 entwickelt haben, hat mich in dieser Auffassung nur bestärken können.

VIII.

England und China.

Englands Stellung zu China. — Die Likinabgabe. — Der Transitzoll. — Die Ansicht der englischen Kronjuristen. — Die Alcock-Konvention. — Nichtratifikation derselben. — Das Chefoo-Abkommen. — Mission nach London. — Chinesisches Anerbieten der Einführung einer Silbermünze. — Ablehnung desselben durch den englischen Gesandten. -- Eigene vergebliche Bemühungen in der Frage. — Die chinesischen Münzverhältnisse. — Dollar-Wirrwarr. — Papiergeld und kupferne Zahlungsanweisungen. — Chinesische Silbermünzen. — Art der Geldversendung für Regierungszwecke. — Die Shanghai-Wusung-Eisenbahn. — Die Kaiping-Bergwerke und die Bahn nach Tongku. — Chungking. — Der Dampfer Kuling. — Die Affen des Yangtse. — Das Chungking-Abkommen. — Die Verhandlungen von 1879. — Erfolgloser Verlauf derselben. — Die Unruhen im Yangtsethal. — Haltung der chinesischen Regierung. — Das Protokoll vom 9. September 1891. — Washington und London. — Folgen der Uneinigkeit der Kabinette. — Meine persönliche Thätigkeit. — Port Hamilton; Besetzung und Räumung desselben. — Die Annexion Birmas. — Abkommen mit China. — Bhotan. — Hunza-Nagar und Kanjut. — Überbleibsel früherer Größe.

Der Einfluß Englands auf China hätte, wenn man die politische Machtstellung des ersteren in Asien und seine Handelsinteressen und Bedürfnisse in Betracht zieht, für die Entwicklung der Beziehungen des letzteren zur Außenwelt maßgebend sein sollen. Daß die andere große europäisch-asiatische Macht, Rußland, nach dieser Richtung nichts that, lag in den Verhältnissen, die es ihr wünschenswert erscheinen lassen mußten, lieber ein schwaches unentwickeltes Reich als ein in kräftiger Entwicklung begriffenes zum Nachbarn zu haben; England hatte dagegen 1842 die Eröffnung Chinas für die Außenwelt herbeigeführt, es hatte 1858 und 1860 diesem ersten Schritte weitere folgen lassen und so gewissermaßen

dem Auslande gegenüber die Stelle des Paten bei dem ungeberdigen Heidenkinde übernommen. Es wäre also nur natürlich gewesen, wenn es auf dem eingeschlagenen Wege fortgeschritten wäre und den erforderlichen sanften, aber andauernden Druck ausgeübt hätte, der erforderlich scheint, um ein asiatisches Volk — Japan ist in der Beziehung die einzige mir bekannte Ausnahme — in die Bahn des Fortschritts zu treiben. Auch seine politischen Interessen schienen nach dieser Richtung hin zu deuten, da ein erstarkendes China ein Bundesgenosse in einem immerhin nicht unmöglichen Kampfe gegen Rußland hätte werden können. Daß diese letztere Idee in den Köpfen der englischen Staatsmänner gespukt hat, unterliegt keinem Zweifel; sie ist erst durch die Ereignisse des chinesisch-japanischen Krieges über den Haufen geworfen worden. Von Seiten der englischen Regierung ist aber nicht allein nichts geschehen, um diesen Druck auf China auszuüben, sondern sie ist sogar in ihrer Haltung China gegenüber schwächlicher und unentschlossener gewesen, als die Regierung irgend einer der andern Vertragsmächte. Die unliebsamen parlamentarischen Schwierigkeiten, die eins und das andere englische Ministerium wegen der ersten Expeditionen gegen China gehabt hatte, scheinen auf die Nachfolger derselben abschreckend eingewirkt zu haben, wie die Besorgnis vor einem Konflikt mit Rußland oder Frankreich, vielleicht mit beiden, das charakteristische Zeichen der neusten Phase der englischen Politik in China gewesen ist. Unter den Umständen kann es nicht wunder nehmen, daß England in China nicht die führende Rolle gespielt hat, die ihm zukam und für die es geschaffen war. Nebenbei hat, wie schon früher erwähnt, die Regierung von Indien den Chinesen viele Veranlassung zum Argwohn und zum Übelwollen gegeben.

Die Frage, in der die Haltung Englands den ungünstigsten Einfluß auf die Entwicklung des Handelsverkehrs in und mit China ausgeübt hat, ist die der Likinabgabe. Likin d. h. eins vom Tausend, war ursprünglich eine zeitweilig eingeführte Kriegssteuer auf im Inland verführte Waren und Produkte, die je nach den Bedürfnissen den Provinzialbehörden und der Leere der Taschen der

Steuereinnehmer an mehr oder weniger Stellen in sehr dehnbarer Höhe erhoben wurde. Für die fremden Einfuhren und die zur Ausfuhr nach dem Auslande bestimmten chinesischen Erzeugnisse hatte man den Übeln, die von einer solchen Steuererhebung unzertrennlich sein müssen, in den Verträgen dadurch vorzubeugen gesucht, daß man dem Exporteur und Importeur die Möglichkeit gewährt hatte, alle Inlandzölle durch einen sogenannten Transitzoll, in Höhe der Hälfte des Einfuhr- oder Ausfuhrzolls, abzulösen. Die Wirkung dieser sehr einfachen Maßregel wurde durch die Behauptung der chinesischen Behörden aufgehoben, daß der Transitzoll die fremde Ware nur bis zu dem Platze schütze, für welchen der Transitpaß ausgestellt worden sei, und daß, sobald sie dort angekommen, es den Zollbehörden freistehe, sie mit jeder beliebigen Steuer zu belegen. Dadurch wurde selbstverständlich der Zweck der Vertragsbestimmung, einen festen Zoll für den Transitverkehr zu schaffen, vereitelt. Die englischen Kronjuristen, denen der Board of trade die Frage zur Entscheidung vorlegte, sprachen sich für die chinesische Auffassung aus, was natürlich, da die Chinesen davon Mitteilung erhielten, es den englischen Konsuln unmöglich machte, zu gunsten ihrer Landsleute einzuschreiten. Um dem Übelstande abzuhelfen, schloß der englische Gesandte Sir Rutherford Alcock 1869 mit dem Tsungli Yamen ein Abkommen ab, durch welches Waren bereits bei der Einfuhr die Transitsteuer entrichten und dafür innerhalb der Provinz, in welcher der Einfuhrhafen gelegen war, von jeder andern Abgabe befreit sein sollten. Es war dies nicht das Beste, was man wünschen konnte, aber jedenfalls das Beste, was unter den Umständen zu erlangen war, und es war ein bedauerlicher Mißgriff der englischen Regierung, daß sie diesem Abkommen ihre Zustimmung versagte. Als Grund dafür wurde angegeben, daß sich die Kaufleute in den geöffneten Häfen gegen die Vereinbarung aussprachen, weil keine Sicherheit vorhanden sei, daß die Chinesen dieselbe ausführen würden. Wozu dann überhaupt Abkommen mit uns abschließen, wenn man der Ansicht ist? sagte das Yamen bei der Gelegenheit sehr richtig. Man hatte

aber ein sehr einfaches Mittel, der Gefahr einer Nichtausführung der chinesischen Hälfte der Vereinbarung vorzubeugen, indem man eine Bestimmung hinzufügte, die dem andern Vertragschließenden gestattete, von der Vereinbarung zurückzutreten, sobald sich China eines solchen Treubruchs schuldig machte. Bei der Ausführung der Opiumkonvention von 1885, die ähnliche Bestimmungen enthielt, hat sich die chinesische Regierung als durchaus zuverlässig erwiesen. Durch das Chefoo-Abkommen war, wie ich schon früher erwähnt, das Recht der Einfuhr auf die fremden Niederlassungen in der Weise beschränkt worden, daß alle Waren, welche dieselben verließen, dem Likin unterworfen wurden; es wurde damit in diesen Niederlassungen eine Art Freihandelsgebiet geschaffen, mit dem Unterschied, daß man für das Recht, Waren in demselben zu landen, den vertragsmäßigen Eingangszoll bezahlen mußte. Die andern fremden Vertreter protestierten dagegen, und der Teil des Abkommens wurde von der englischen Regierung nicht ratifiziert, doch damit war die Sache weder aus der Welt geschafft, noch gebessert. Von deutscher Seite interessierte man sich lebhaft für die Frage, und mit Recht, denn die Maßregel, unter welcher der Einfuhrhandel am meisten litt, war die Unsicherheit in Betreff des Preises, zu dem eine Ware im Innern in den Verkehr treten konnte. Der Handel kann sich mit hohen Zöllen abfinden, er macht seine Berechnungen und führt nur das ein, was solche Zölle vertragen kann, d. h. trotz derselben mit Vorteil verkauft werden kann; aber was den Handel immer schwer schädigt, wenn es ihn nicht ganz verhindert, ist die Unsicherheit in Betreff der Steuern und Abgaben, die den Waren auferlegt werden können. Es war dem sehr entschiedenen Protest der deutschen Behörden zu verdanken gewesen, daß die in das Chefoo-Abkommen aufgenommene Bestimmungen keinen weiteren Schaden angerichtet gehabt hatte, aber es kam darauf an, zu versuchen, den negativen Erfolg in einen positiven umzuwandeln. Um dies zu erreichen, wurde ich 1878, als ich mich in Deutschland auf Urlaub befand, nach London geschickt, wo mein englischer Kollege, Sir Thomas Wade, ebenfalls auf Urlaub sich

damals aufhielt, um zu versuchen, mit der englischen Regierung zu einer Verständigung zu gelangen, die beiden Mächten erlauben würde, gemeinschaftlich in der Frage vorzugehen. Sir Th. Wade und ich einigten uns über ein Projekt, das von beiden Auswärtigen Ämtern gebilligt wurde; aber wie das so manchmal mit den besten Absichten geschieht, das Abkommen blieb ein toter Buchstabe, besonders weil man von englischer Seite nicht an die Frage heranwollte.

Ich habe in einem der vorhergehenden Abschnitte der Chefoo-Konvention ausführlich Erwähnung gethan; es bleibt aber doch noch manches hinzuzufügen. So hatte Mr. Hart, als er dem englischen Gesandten nach Shanghai nachgesendet wurde, demselben als eins der Zugeständnisse, welche die chinesische Regierung zu machen bereit sei, die Einführung einer Silbermünze und die Errichtung einer Münzanstalt angeboten. Dies würde eine Neuerung von einschneidendster und bester Wirkung gewesen sein und allen den Erpressungen ein Ende gemacht haben, die sich daraus ergaben, daß der Tael, die Rechnungsmünze der Chinesen, an jedem Ort ein anderes Gewicht und Feingehalt besaß. Sir Th. Wade lehnte dies Anerbieten ab, da er, wie er in seinem amtlichen Bericht sagte, nicht wußte, unter welchen Abschnitt seines Abkommens er diesen Punkt unterbringen solle. Die Frage ist dann von dem diplomatischen Korps aufgenommen und da dies ergebnislos, bloß von mir weiter verfolgt worden. Ich habe lange und eingehend mit Li über dieselbe verhandelt, der sich dahin aussprach, daß ich nun, da die Furcht vor einem Konflikt mit England verschwunden sei, nichts zu erreichen im stande sein würde, weil der Widerstand der Beamten, die alle aus den Umrechnungen der verschiedenen Taels in den Regierungstael d. h. den bei allen Zahlungen an die Regierung vorgeschriebenen, und untereinander, großen Gewinn zögen, der Regierung als ein vielleicht nicht unwillkommener Vorwand für ihre Ablehnung dienen würde, die Frage aufs neue in Erwägung zu ziehen. Ich fand diese Anschauung leider durch die Thatsachen bestätigt und stieß auch bei den europäischen Banken auf Abneigung, die sich daraus erklären

dürfte, daß dieselben durch die fortwährend stattfindende Umrechnung von Dollars in Taels und umgekehrt ebenfalls nicht unerheblich gewannen.

Die Münzverhältnisse in China waren so schlecht, wie sie nur sein konnten. Neben dem kupfernen, teilweise stark legierten oder wohl auch ganz aus Eisen gefertigten Cash, der Währungsmünze des Reichs, der von der Regierung, den Beamten und Falschmünzern gleichmäßig verschlechtert wurde, bis er oft gar keinen Wert mehr besaß, bestand nur Silber, das am besten wohl als Hacksilber bezeichnet werden kann; es wurde, auch wo es mit den Stempeln von Banken versehn war, nach dem Gewicht genommen, und die einzelnen Stücke, wenn das Bedürfnis vorlag, zerschnitten. In den geöffneten Häfen waren spanische Karolus-Dollars, die früher hauptsächlich bei dem Theegeschäft Verwendung gefunden hatten, Mexikanische Dollars, Hongkong-Dollars, d. h. in der dortigen Münze geprägte Stücke, Amerikanische Trade Dollars und Japanische Yens im Umlauf und, für die Fremden, von den fremden Banken ausgegebenes Papiergeld, für das man aber, wenn man es nicht an dem Platz gebrauchte, an dem es ausgegeben worden war, hohes Agio bezahlen mußte, da die Agenturen der eigenen Banken es nur mit einem Abzuge nahmen, der dem Betrage gleichkam, der für die Verwendung von Silber-Dollars zwischen den beiden Plätzen zu entrichten gewesen wäre. Chinesisches Papiergeld wurde nur von chinesischen Banken ausgegeben, obgleich unter der Mongolen- und Mingdynastie bis 1455, und anscheinend auch früher, Regierungspapiergeld im Umlauf gewesen war. Das Kurioseste, was in dieser Beziehung in China geleistet worden, waren aber wohl bronzene Zahlungsanweisungen, die aus 1639, dem Ende der Mingdynastie stammen, und von denen sich eine (ich kenne nur das Vorhandensein von zweien) über 300 Cash in meinem Besitz befindet. — Schließlich hat nicht der Wunsch, in diesen Wirrwarr Ordnung zu bringen, sondern der, aus dem Unterschied zwischen dem nominellen und dem thatsächlichen Wert besonders der silbernen Scheidemünzen Vorteil zu ziehen, einige der General-Gouverneure, so die der beiden Kwangs und Wus be-

wogen, selbst Münzstätten einzurichten und Chinesische Dollars und Teilstücke derselben zu schlagen, von denen besonders die letzteren, wenigstens in den Städten, in denen sich die Münzstätten befinden, gern genommen werden. Durch diese Maßregel ist aber keine Abhülfe der vorhandenen Übelstände, sondern nur eine Vermehrung der vorhandenen Münzarten eingetreten.

Wie in andern Fragen, so z. B. in der der militärischen Prüfungen, mit Bezug auf welche die chinesische Regierung sich erst 1901 zu einer Anpassung der gestellten Forderungen an moderne Verhältnisse hat entschließen können, obgleich von den die höchsten Stellen bekleidenden Beamten darauf bezügliche Anträge oft an sie gelangt waren, hat sie auch lange gezögert, in der Art und Weise des Geldtransports aus den Provinzen nach der Hauptstadt eine Änderung eintreten zu lassen. Nach alter Sitte wurde das Silber in Holzknüppel hineingegossen und in dieser Form von Beamten und Soldaten begleitet verschickt; ich habe selbst wiederholt solche Transporte gesehen und mich immer nur darüber gewundert, wie der plumpe Versuch, das Vorhandensein des Silbers zu verbergen, und die paar zerlumpten Soldaten, die als Eskorte dienten, irgend einen Spitzbuben davon abhalten konnten, sich der Sendung zu bemächtigen. Es hat Jahrzehnte gedauert, bis die Regierung sich entschlossen gehabt hat, die Silbertransporte auf Dampfschiffen erfolgen zu lassen, aber auch dann mußte noch immer ein Beamter dieselben begleiten, und fünfzig Jahre waren seit dem Abschluß des Friedens von Nanking verstrichen, ehe ein kluger Kopf auf den Gedanken kam, daß solche Gelder in Wechseln nach Peking gelegt werden könnten. Und das, während seit Jahrhunderten ein vortrefflich arbeitender Wechselverkehr bis an die fernsten Grenzen des Reichs zwischen den chinesischen Bankiers bestand, die vielfach aus der Provinz Shansi stammen, wie die Konditoren bei uns früher aus der italienischen Schweiz.

Noch in einer anderen Beziehung hatte die Chefoo-Konvention einen nachteiligen Einfluß auf die Entwicklung Chinas. In Shanghai hatte eine aus Fremden bestehende Gesellschaft von den chinesischen

Behörden das Recht zum Bau einer Fahrstraße zwischen diesem Platze und Wusung erhalten; anstatt eine solche für Wagen anzulegen, baute man eine Eisenbahn, die in den ersten Tagen begierig von den Chinesen benutzt wurde. Bald aber machte sich die Opposition geltend; die chinesischen Behörden protestierten, nicht ohne Grund; alte Weiber setzten sich unter irgend einem Vorwande heulend und schreiend auf die Schienen und konnten nicht entfernt werden, da die Bevölkerung dies durch ihre drohende Haltung verhinderte, und schließlich mußte der Betrieb eingestellt werden. Das Verfahren der Fremden war nicht zu rechtfertigen, aber schließlich hätte es scheinen können, als ob gerade der Mord Margarys eine gute Gelegenheit geboten haben würde, von der chinesischen Regierung das Fortbestehen des Schienenwegs und den weiteren Betrieb der Bahn, wenn auch in den Händen der chinesischen Regierung oder einer chinesischen Gesellschaft zu verlangen. Statt dessen wurde die Bahn aufgegeben, wie es in dem am 24. Oktober 1876 zu Shanghai unterzeichneten Protokoll hieß, „da in den zu Chefoo stattgefundenen persönlichen Besprechungen zwischen dem Groß-Kommissar Li und dem Englischen Gesandten, Sir Thomas Wade, in der Frage der Sicherstellung der Chinesischen Oberhoheit abgemacht worden sei, daß besonders dafür ernannte Beamte zu einer Verständigung in der Form eines Kompromisses mit Bezug auf die Eisenbahn zwischen Shanghai und Wusung kommen sollten." So erhielten die Fremden ihre Auslagen ersetzt, aber die Bahnlinie wurde zerstört und das Schienen- und rollende Material derselben nach Formosa geschafft, wo es am Meeresstrande, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, verdarb. Es klang wie ein Hohn auf die Nachgiebigkeit der Engländer in diesem Falle, daß, während die Zerstörung dieser Bahnlinie im Dezember 1877 fast vollständig beendigt war, Li Hung chang fast gleichzeitig einem Chinesen Namens Tong King sing, dem damaligen Direktor der China Merchants Dampfschifffahrtgesellschaft, die Erlaubnis zur Bearbeitung der Kohlenbergwerke bei Kaiping nach fremder Art und zum Bau einer Eisenbahn von dort nach Tongku bei Taku erteilte. An diese schloß sich später die Linie Tongku-

Tientsin, die schließlich bis Peking verlängert wurde. — 1877 ging auch durch Verkauf die unter der Leitung der amerikanischen Firma Russell & Co. stehende unter amerikanischer Flagge fahrende Shanghai Steam Navigation Company in den Besitz der China Merchants Co. über, der seit 1875 von der Regierung die Beförderung von Tributreis zu den mehr als doppelten Frachtsätzen anderer Schiffe übertragen worden war.

Auch noch in einem dritten Punkte gab die Chefoo-Konvention zu Weiterungen Veranlassung, in der von englischer Seite nicht mit der wünschenswerten Energie aufgetreten wurde. Dieselbe enthielt die allerdings nicht ganz klare Bestimmung, daß britische Beamte nach Chungking geschickt werden könnten, um den Handel mit Szechuen zu überwachen, daß aber britische Kaufleute dort nicht Niederlassungen und Warenhäuser errichten dürften, solange keine Dampfer Zugang zu dem Hafen hätten. In kaufmännischen Kreisen faßte man das natürlich so auf, als wenn damit die Erlaubnis erteilt worden sei, zu versuchen, den Platz mit einem Dampfschiffe durch die Stromschnellen des Yangtse zu erreichen. Ein englischer Kaufmann, Mr. Archibald Little, baute einen kleinen Dampfer, „Kuling" besonders für diesen Zweck; als er aber um die Erlaubnis einkam, wurde ihm dieselbe vom Tsungli Yamen unter allen möglichen Vorwänden verweigert, darunter auch der schriftlich und amtlich gegebene, daß es in den Schluchten des Yangtse große Affen gäbe, die die schlechte Gewohnheit hätten, mit großen Steinen auf die vorüberfahrenden Schiffe zu werfen, und daß man chinesischerseits das englische Schiff nicht dieser Gefahr auszusetzen wünsche. Nach langen Verhandlungen kam es im August 1890 zu einem Abkommen, durch das englischen Kaufleuten gestattet wurde, sich in Chungking niederzulassen und zum Verkehr zwischen demselben und Ichang Böte unter englischer Flagge, aber nur chinesischer Bauart zu benutzen; englische Dampfer sollten zugelassen werden, sowie sie chinesische Waren dorthin brächten. Gleichzeitig kaufte die chinesische Regierung den „Kuling" für 120 000 Taels, die zugleich den Preis für einige Warenhäuser und eine Entschädigung für M. Little ein-

schlossen. Wenn sie klug gewesen wäre, hätte sie demselben ruhig gestattet, den Versuch zu machen, der mißlingen mußte, da das Schiff eine viel zu schwache Maschine hatte. Seit 1895 ist es durch den Vertrag von Simonoseki fremden Dampfern gestattet, Chungking zu besuchen, aber so viel ich weiß, ist es noch keinem Handelsdampfer gelungen, den Platz zu erreichen, ein deutsches Schiff ist bei dem Versuch verloren gegangen.

Die in der Chefoo-Konvention angeregten Fragen und die vielen Beschwerden, die von allen Seiten über das Verhalten der chinesischen Behörden, besonders wegen der Likinsteuer und der Transitpässe bei den Gesandtschaften eingingen, veranlaßten meine in Peking residierenden Kollegen und mich, eine eingehendere Erörterung dieser Fragen im Herbst 1879 in Vorschlag zu bringen. Zu dem Termin fanden sich in der That die Vertreter fast aller mit China in Vertragsbeziehungen stehender Länder ein; Belgien, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Japan, die Niederlande, Österreich-Ungarn, Peru, Rußland, Spanien und die Vereinigten Staaten waren vertreten. Die Sitzungen begannen am 23. September, und als das Ergebnis derselben wurden Denkschriften über die Likinsteuer und die Transitpässe, die Frage der Ausübung der Gerichtsbarkeit, die Münzfrage und den amtlichen Verkehr ausgearbeitet, erörtert und, nachdem sie mit oder ohne Abänderungen angenommen worden waren, dem Tsungli Yamen mitgeteilt. Ich selbst habe zu diesen Arbeiten außer der Teilnahme und zum Teil dem Vorsitz bei den verschiedenen, zum Zweck der eingehenden Vorberatung eingesetzten Kommissionen, zwei größere Arbeiten über Inlandbesteuerung und die Münzfrage beigetragen. In seinen Antworten ritt das Yamen das Wirt-Gastpferd, d. h. es erklärte, daß, da China der Wirt sei und die Fremden die Gäste, die letzteren den ersten nicht mit Vorschlägen und Anträgen bedrängen sollten, wie es auch dem ersteren, wenn es seinerseits Gast sei, nicht einfallen würde, seinen Wirten gegenüber in solcher Weise vorzugehen. Wie das meistenteils bei solchen vielköpfigen Konferenzen der Fall zu sein pflegt, kam auch diese nicht über die akademische

Erörterung der angeregten Fragen hinaus; ein Teil der Vertreter verließ Peking, um nach Shanghai oder nach Japan, wo sie gleichfalls beglaubigt waren, zurückzukehren, und die verschiedenen an das Yamen gerichteten Noten mit den dieselben begleitenden Denkschriften blieben als schätzbares Material in den Archiven der verschiedenen Gesandtschaften zurück. Selten wohl ist in Peking so viel und mit so geringem Erfolge gearbeitet worden, aber es fand sich niemand, um die Leitung eines à fond durchgeführten Feldzugs gegen die Faulheit und den bösen Willen des Tsungli Yamen und vielleicht in noch höherem Maße der Provinzialbehörden zu übernehmen. Für mich lag um so weniger eine Veranlassung vor, dies zu thun, als weder das Gewicht der deutschen Interessen in China, noch die Lage in der Heimat mir gestatteten, eine derartige Verantwortlichkeit auf mich zu nehmen oder sie dem Auswärtigen Amte zuzumuten. Es ist nicht immer leicht sich zu bescheiden, aber ganz besonders für den Diplomaten paßt der alte Spruch, daß sich erst in der Beschränkung der Meister zeige.

Am nachteiligsten erwies sich die Haltung der englischen Regierung bei Gelegenheit der Unruhen im Yangtsethal im Jahre 1891, deren ich schon an anderer Stelle eingehend Erwähnung gethan habe. Da es keinem Zweifel unterliegen konnte, daß alle Fremden ohne Unterschied der Nationalität und des Glaubens durch diese Ereignisse gleichmäßig bedroht waren, hatten die fremden Vertreter, nachdem an dem Mangel an Entschlossenheit oder dem bösen Willen der chinesischen Behörden und Regierung kein Zweifel mehr sein konnte, für ihre Mitteilungen an das Tsungli Yamen die Form der gemeinschaftlichen, von allen Vertretern unterzeichneten Noten gewählt, um auch durch die äußere Form der Gemeinsamkeit der Interessen und der Abwehr der dieselben bedrohenden Gefahren einen möglichst prägnanten Ausdruck zu geben. Während der ganzen Dauer der Verhandlungen, die mehrere Monate umfaßten, hörte das Tsungli Yamen nicht auf, bei den verschiedenen Ministerien der Auswärtigen Angelegenheiten gegen die Vertreter in Peking zu intriguieren und sich über dieselben zu beschweren in der, wie die

Erfahrung beweisen sollte, leider nicht unbegründeten Hoffnung, daß es für seine Entstellungen der Thatsachen und Entschuldigungen der Vorfälle bei den Kabinetten willigeres Gehör als bei den Gesandtschaften finden würde. Schließlich wurde, im wesentlichen infolge der unbefriedigenden Haltung der Regierung wie der Provinzial- und Lokalbehörden, die Lage eine so bedrohliche, daß meine Kollegen und ich uns gezwungen sahen, die Frage einer der chinesischen Regierung die Augen zu öffnen bestimmten Demonstration im Yangtsethal ins Auge zu fassen, wenn wir uns nicht die Ereignisse über den Kopf wachsen sehen wollten. Die Gründe für unsere Auffassung der Sachlage wurden in dem nachstehenden Protokoll niedergelegt.

„Die unterzeichneten Vertreter von Belgien, dem Deutschen Reich, der Französischen Republik, Großbritannien, Italien, Japan, Rußland, Spanien und den Vereinigten Staaten sind, nachdem sie zusammengetreten waren, um die gegenwärtige Lage der Dinge in China und die Gefahren, die sich aus derselben für die Interessen der fremden Regierungen und deren Unterthanen ergeben, in Erwägung zu ziehen, zu den folgenden Schlüssen gekommen:

„Die Ausschreitungen und Angriffe gegen fremdes Leben und Eigentum, die seit Mitte Mai d. J. im Yangtsethale und an andern Orten stattgefunden haben und deren letzter bis jetzt die Unruhen in Ichang am 1. d. M. gewesen sind, sind nicht so sehr das Ergebnis eines tiefeingewurzelten Hasses von seiten der niederen Klassen gegen Christentum und Christen, wie das Yamen zu glauben vorgiebt und die fremden Vertreter gern glauben machen möchte, als die Folge einer systematischen Feindseligkeit, angestiftet durch die fremden- und christenfeindlichen Mitglieder der litterarischen Klasse, als deren Hauptquartier und Mittelpunkt die Provinz Hunan angesehen werden muß, aber deren Mithelfer über das ganze Reich verteilt sind und sich sogar unter den höchsten Beamten des Reichs befinden.

„Man braucht nur auf den Anteil Bezug zu nehmen, den das Pamphlet ‚Ein Todesstreich für verderbte Lehren‘ in der fremden- und christenfeindlichen Bewegung gehabt hat, die 1870 mit dem Massacre von Tientsin endete, um den Einfluß zu verstehen, den

die ununterbrochene, feindselige Thätigkeit der Litteraten auf die Massen haben muß. Während einiger Jahre war diese Thätigkeit weniger deutlich hervorgetreten, aber während der letzten zwei Jahre sind das Yangtsethal und alle Provinzen Chinas, im wahrsten Sinne des Worts, mit den schmutzigsten und gemeinsten Veröffentlichungen in der Form von Pamphleten und Plakaten überschwemmt worden.

„In kaum einem Falle haben die chinesischen Behörden irgend etwas gethan, um das Erscheinen dieser Litteratur oder ihre Verbreitung im Lande zu verhindern. Selbst wenn die Aufmerksamkeit der Zentralregierung oder der provinzialen oder lokalen Behörden auf diese mordbrennerischen Pamphlete und Plakate gerichtet wurde, ist das Meiste, was sie gethan haben, die Entfernung einiger Plakate gewesen, aber in keinem Falle sind die Verfasser, Drucker oder Verbreiter derselben bestraft worden. Es ist sogar vorgekommen, daß Lokalbeamte, die die Weisung erhielten, solche Plakate zu entfernen, sie vollständig in ihren Bekanntmachungen wiedergegeben haben, die sie erließen, um den Empfang der Befehle zu ihrer Unterdrückung anzuzeigen, während die höchsten Provinzialbeamten, u. a. der Generalgouverneur und der Tatarengeneral von Szchuen, nicht angestanden haben, Proklamationen zu erlassen, die offen die christlichen Missionare und eingebornen Konvertiten anklagten und beschimpften; in keinem dieser Fälle haben die Zentralregierung oder die höchsten Provinzialbehörden irgend welche Maßregeln ergriffen, um die große Masse der Bevölkerung von ihrer Mißbilligung solcher Handlungen und der für deren Begehung verhängten Strafen in Kenntnis zu setzen.

„Das Tsungli Yamen, das ersucht worden ist, solche schändlichen Veröffentlichungen durch die Bestrafung der Verfasser und Verbreiter zu unterdrücken, hat amtlich erklärt, dazu außer stande zu sein, unter dem Vorwand, daß die in Frage kommenden Veröffentlichungen stets anonyme seien.

„Während so nichts geschehen ist, um die Quelle des Übels zu verstopfen, sind die Zentralregierung und die Provinzial- und Lokalbehörden gleich lässig darin gewesen, den Folgen vorzubeugen, die hervorzubringen diese pöbelhaften Veröffentlichungen bestimmt waren.

„In den meisten Fällen von kürzlich stattgefundenen Unruhen haben sich die Lokalbehörden, wenn nicht den Fremden und Christen offen feindlich, zum mindesten als lauwarme Beschützer für die erwiesen, die ihrer Sorge anvertraut waren; ihr Einfluß, wenn er sich überhaupt fühlbar gemacht hat, hat dies erst gethan, nachdem Leben geopfert, Eigentum zerstört und fremde Missionare und eingeborene Christen aus ihren Heimstätten vertrieben worden waren.

„Nur in zwei Fällen scheinen eingeborne Truppen zur Aufrechterhaltung von Frieden und Ordnung beigetragen zu haben, nämlich in Suchau und Kiukiang; aber an dem letzten Platze standen die Mannschaften von drei fremden Kanonenbooten bereit, zum Schutz der fremden Niederlassung gelandet zu werden und man darf daher wohl annehmen, daß die größere bei dieser besondern Gelegenheit von den eingebornen Behörden gezeigte Energie der Anwesenheit dieser Schiffe und der entschlossenen Haltung ihrer Befehlshaber zu danken gewesen sei.

„Wenn wenig oder nichts von seiten der chinesischen Behörden geschehen ist, einen Ausbruch zu verhindern oder Fremde und eingeborne Christen gegen die Folgen desselben zu schützen, ist nicht mehr geschehen, um die Tumultanten und Rädelsführer zu bestrafen.

„Während an mehr als zwanzig Plätzen fremdes Leben in Gefahr gebracht und fremdes Eigentum unbarmherzig zerstört worden ist, sind bis jetzt — wenigstens soweit dies zur Kenntnis der Unterzeichneten gelangt ist — kaum eben so viele Personen bestraft worden, und doch haben Tausende von Tumultanten an den Vorgängen teilgenommen. Die Bestrafungen, die erfolgt sind, müssen als weder entsprechend, noch als in Übereinstimmung mit den Vorschriften des chinesischen Strafgesetzbuches stehend bezeichnet werden, wenn die vier Verurteilungen zum Tode ausgenommen werden; aber auch hier darf nicht vergessen werden, daß ernste Zweifel wegen der Teilnahme an den Unruhen von zwei der in Wuhu Hingerichteten bestehen, da die Länge der Haare auf den ausgestellten Köpfen die Annahme berechtigt, daß die Verbrecher länger im Gefängnis be-

findlich gewesen seien, als der Fall gewesen sein würde, wenn sie erst nach den Unruhen in Wuhu verhaftet worden wären.

„Auch das Tsungli Yamen ist nicht weniger nachlässig in der Besorgung von Schutz für die Fremden und ihr Eigentum gewesen: was von der Behörde geschehen ist, ist unwillig, unfreundlich und unter starkem Druck erfolgt, und da es noch dazu in unvollkommener Weise ausgeführt worden ist, sind die Wirkungen, welche die Unterzeichneten von den Maßregeln erwarten durften, die sie dem Yamen dringend empfohlen hatten, nicht eingetreten.

„Der Erlaß des Kaiserlichen Edikts, der von den Unterzeichneten zuerst am 25. Mai und dann wiederholt verlangt wurde, erfolgte erst am 13. Juni, während seine Veröffentlichung im Januar unzweifelhaft dadurch verspätet wurde, daß es anstatt durch den Telegraphen auf andere und langsamere Weise befördert wurde. Thatsächlich erschien das Edikt in den Provinzen erst dreißig Tage nachdem es in der Peking-Zeitung veröffentlicht worden war. In einigen Fällen betrug die Verzögerung vierzig bis fünfzig Tage und in manchen Teilen des Reiches, die leicht in zwei bis drei Wochen erreicht werden können, ist es überhaupt noch nicht veröffentlicht worden. In anderen Fällen ist es in unvollständiger Form veröffentlicht worden, indem wichtige Teile ganz ausgelassen worden sind.

„Die Behauptung des Yamen, daß Kaiserliche Edikte überhaupt nicht durch den Telegraphen befördert werden dürfen, wird durch die fortwährend in der Peking-Zeitung wiederkehrende Erklärung, daß Kaiserliche Edikte in dieser Weise übermittelt worden seien, widerlegt. Aber selbst wenn keine solchen Präcedenzfälle bestanden gehabt hätten, scheint es, daß der Ernst der gegenwärtigen Lage der Regierung wohl gestattet haben würde, die schnellste Beförderungsart zu wählen, die ihr zur Verfügung stand, damit der Ausdruck des Kaiserlichen Willens so bald als möglich zu Kenntnis der Beamten und der großen Massen der Bevölkerung gelangte.

„Die Veröffentlichung des Berichts des Yamen an den Thron, durch welchen der Erlaß des Edikts vom 13. Juni erbeten wurde,

wurde noch länger verzögert, und es war erst am 18. Juli, d. h. fünfunddreißig Tage nachdem derselbe eingereicht worden war, daß er in der geschriebenen Peking-Zeitung veröffentlicht wurde und einige Zeit später in der gedruckten."

„Ungeachtet der wiederholten Forderungen, daß die Strafen, wie sie bisher über Beamte, die des Einverständnisses oder der Nachlässigkeit schuldig befunden worden, oder über Tumultanten verhängt worden waren, in der Peking-Zeitung veröffentlicht werden sollten, damit die Bemühungen der Beamten dadurch unterstützt und die Tumultanten von der Begehung weiterer Verbrechen abgeschreckt würden, hat das Yamen sich absolut geweigert, diesem Verlangen nachzukommen, unter dem Vorwande, daß nur die Berichte von Provinzialbehörden veröffentlicht werden könnten und daß diese Berichte, die erst nach der vollständigen Erledigung einer Angelegenheit erstattet würden, der Regierung noch nicht zugegangen seien; sowie daß Telegramme weder zum Gegenstand von Berichten an den Thron, noch von Veröffentlichungen in der Peking-Zeitung gemacht werden könnten; und endlich, daß das Yamen nicht die Macht habe, zu befehlen, daß irgend etwas in der Zeitung veröffentlicht werde.

„Diese Erklärungen des Tsungli Yamen entsprechen nicht den Thatsachen.

„Zum Beispiel während der Verhandlungen, die der Erledigung der Franco-Chinesischen Schwierigkeit 1885 vorangingen, haben Telegramme nicht nur den Gegenstand von Berichten an den Thron gebildet, sondern Kaiserliche Edikte sind auf dieselben hin erlassen und in der Zeitung veröffentlicht worden.

„Die Erklärung, daß keine Berichte, die sich auf die Bestrafung von Personen, die in die Unruhen verwickelt waren, bis dahin an den Thron gelangt seien oder hätten an denselben gelangen können, ist ebenfalls ungenau. Schon in den im August d. J. erschienenen Nummern der Peking-Zeitung sind Edikte in Betreff der Entlassung verschiedener Beamten, die in die Unruhen verwickelt waren, veröffentlicht worden, allerdings ohne daß eine andere Anspielung

auf die Ursache ihrer Entlassung gemacht worden wäre, als daß sie faul und dumm seien.

„Es ist ebenfalls unrichtig, daß das Yamen nicht im stande gewesen sei, irgend etwas in der Peking-Zeitung zu veröffentlichen. Die Mehrzahl der fremden Vertreter ist in der Lage gewesen, die Aufnahme von irgend etwas in die Zeitung zu verlangen, wozu das Yamen regelmäßig seine Zustimmung gegeben hat, ohne sich auf die Notwendigkeit zu berufen, dafür die kaiserliche Genehmigung einholen zu müssen; so z. B. wurde die Veröffentlichung der Thatsache, daß die fremden Vertreter von S. M. dem Kaiser empfangen worden seien, im März d. J. informell durch den Doyen des diplomatischen Korps verlangt und ebenso informell durch den Prinzen Ching zugestanden.

„Es ist möglich, daß das sogenannte Kabinett das Amt sein mag, das über die Aufnahme von Schriftstücken in die Peking-Zeitung zu bestimmen hat, aber da zwei Mitglieder des Yamen ebenfalls Mitglieder des Kabinetts sind, so scheint es, daß keine Schwierigkeiten sich aus dem Vorhandensein einer solchen Regel ergeben sollten.

„Nur nach einer Richtung hin haben das Tsungli Yamen und die Provinzialbehörden einige Thätigkeit entwickelt, d. h. in der Erledigung der Frage der für Beschädigung fremden Eigentums zu zahlenden Entschädigungen durch direkte Verhandlung mit den Missionaren; aber sie haben dies mit der deutlichen Absicht gethan, die fremden Vertreter jedes Vorwandes einer Einmischung in eine Angelegenheit zu berauben, die die chinesische Regierung bemüht war, als eine ausschließlich lokale zu behandeln und thatsächlich so behandelt hat, die an Ort und Stelle durch die Lokalbehörden geregelt werden könnte, ohne eine Einmischung seitens der höhern chinesischen oder der fremden Beamten der betreffenden Regierungen.

„Aber während das Yamen so wenig oder nichts gethan hat, um das Leben und das Eigentum von Fremden zu schützen, die sich auf Grund der Verträge in China aufhalten, scheint es sehr

eifrig bemüht, die durch den Ausbruch dieser Unruhen gegebene Gelegenheit und die anscheinende Ursache derselben, d. h. die Feindseligkeit der Massen gegen Missionare und einheimische Christen, auszunutzen, um Verhandlungen mit den fremden Mächten anzuknüpfen, um die Vertragsrechte der Missionare einzuschränken und dieselben Beschränkungen zu unterwerfen, welche durch die Verträge weder vorgesehen noch beabsichtigt sind.

„Um zusammenzufassen: es ist nichts geschehen, um der Ursache alles Übels ein Ende zu machen, d. h. der Veröffentlichung der brandrednerischen und beleidigenden Pamphlete, und die chinesische Regierung hat sich für außer stande erklärt, solche Veröffentlichungen zu verhindern, oder die Verfasser derselben zu bestrafen. Wenig oder nichts ist geschehen, um Ausschreitungen vorzubeugen, oder Rädelsführer, Tumultanten und schuldige Beamten zu bestrafen, während die von der chinesischen Regierung ergriffenen Maßregeln nur durch Druck veranlaßt und so unvollständig ausgeführt worden sind, daß bis zu dem jetzigen Augenblick die große Masse der chinesischen Bevölkerung weder die amtliche Benachrichtigung erhalten, noch die Überzeugung gewonnen hat, daß ihre Regierung beabsichtige, die Unruhen, falls notwendig mit Gewalt, zu unterdrücken, und daß die Schuldigen bestraft worden seien und entsprechend den Bestimmungen des Strafgesetzbuchs bestraft werden würden.

„Die chinesische Regierung hat sich daher bis jetzt weder willig noch fähig gezeigt, die Schwierigkeit zu bemeistern. Die wiederholten Versicherungen des Tsungli Yamen, daß die Ruhe wieder hergestellt und keine neuen Schwierigkeiten zu befürchten seien, sind bisher noch stets durch die Thatsachen Lügen gestraft worden. Der Erklärung des Yamen, daß die Ruhe wieder hergestellt sei, die in der Note derselben vom 4. Juni enthalten war, folgte unmittelbar der Ausbruch der Unruhen in Wusueh am 6. Juni, während an demselben Tage, an welchem die Unterzeichneten die Note des Yamen vom 8. September empfingen, die eine ähnliche Versicherung von seiten der chinesischen Regierung mitteilt, die Nachricht von dem

Aufstande in Ichang, bei dem nicht allein eine Menge Eigentum zerstört wurde, sondern auch verschiedene Personen, barmherzige Schwestern und ein katholischer Missionar, schwer verwundet wurden, dem Yamen und den fremden Vertretern zuging.

„Unter diesen Umständen bleibt den Unterzeichneten nur übrig zu erklären, daß sie kein Vertrauen in die Erklärungen der chinesischen Regierung setzen können.

„Sie müssen zugleich ihrer Überzeugung Ausdruck geben, daß für den Augenblick und auf lange Zeit hinaus die fremden Gemeinden in den geöffneten Häfen am Yangtse, in Shanghai und Kanton nur für so lange als sicher angesehen werden können, wie sie von fremden Kriegsschiffen beschützt werden."

* * *

„Ernste und durchgreifende Maßregeln gegen die Klasse von Litteraten, die die Urheber der fremden- und christenfeindlichen Erregung sind, die jetzt unzweifelhaft in einem gefährlichen Grade vorhanden ist, die Beendigung noch nicht erledigter Fälle und allgemeine Weisungen an die Provinzial- und Lokalbehörden, die Vertragsbestimmungen zu beobachten, durch die die freie und ungestörte Ausübung der christlichen Religion eingebornen Bekehrten gesichert wird, sind die Garantieen, auf die nach der Ansicht der Unterzeichneten die fremden Mächte, während sie die Thatsache anerkennen, daß die chinesischen Christen ebenso Unterthanen der Regierung bleiben wie die nicht-christlichen Eingebornen, bestehen müssen, ehe Verhandlungen mit dem Yamen in Betreff der in dem Status der Missionare und Missionsanstalten einzuführenden Abänderungen angeknüpft werden können.

„Die Unterzeichneten können nur noch einmal ihrer Überzeugung Ausdruck geben, daß die Lage eine sehr ernste, wenn nicht thatsächlich augenblicklich kritische sei, und daß, falls es nicht möglich sein sollte, der chinesischen Regierung und dem Volke die Überzeugung zu geben, daß die fremden Mächte fest entschlossen seinen, darauf zu halten, daß ihre Unterthanen und Bürger beschützt und die Bestimmungen der Verträge ausgeführt werden, weitere Ausschreitungen und An-

griffe von viel größerer Bedeutung als selbst die während der letzten vier Monate bereits vorgekommenen mit Sicherheit zu erwarten sind, und in dem Falle wahrscheinlich zu schwereren Verwicklungen führen werden, als wenn jetzt von seiten aller Vertragsmächte eine entschlossene Haltung angenommen würde, als eine formelle Warnung für China, daß demselben nicht gestattet werden würde, seine feierlich eingegangenen Verpflichtungen bei Seite zu setzen.

Peking, 9. September 1891.

M. von Brandt.
Charles Denby (Ver. Staaten).
John Walsham (England).
K. Otori (Japan).
A. Pansa (Italien).
C. Kleiménow (Rußland).
G. Ristelhueber (Frankreich).
Henry Loumyer (Belgien).
J. Sta. Del Arroyo (Spanien)."

Diese Warnung, die von der für die Beurteilung der chinesischen Angelegenheiten kompetentesten Stelle, von den sämtlichen fremden in Peking beglaubigten Vertretern ausging, blieb unbeachtet; die Ereignisse von 1900 haben in noch furchtbarerer Weise, als damals vorhergesehen werden konnte, die Richtigkeit der Auffassung der Unterzeichner des Protokolls bestätigt. Damals, 1891, war die Regierung der Vereinigten Staaten, die auch noch nach den Ereignissen von 1901 nicht verstanden zu haben scheint, daß zur Wahrung gemeinsamer Interessen die Einigkeit aller an denselben beteiligten Faktoren das sicherste, wenn nicht das einzige Mittel ist, die erste, die dem chinesischen Vertreter in Washington mehr glaubte, als ihrem eigenen in Peking. Sie sandte dem letzteren den telegraphischen Befehl, keine weiteren gemeinschaftlichen Noten zu unterzeichnen, da sie nicht den Krieg mit China wolle. In England beeilte man sich, dem in Washington gegebenen Beispiel zu folgen. Wie immer durch

den Gedanken hypnotisiert, daß eine englische gegen China gerichtete Aktion Rußland zu Gute kommen könne, griff man bereitwillig den Vorwand der Umtriebe der Kolao Hui auf, um der chinesischen Regierung den Vorteil mildernder Umstände zu teil werden zu lassen. Mit dem von diesen beiden Mächten angetretenen Rückzuge wurde jede durchgreifende diplomatische oder sonstige Aktion von dauernder Wirkung unmöglich. Es ist vielleicht nicht unzeitgemäß, darauf hinzuweisen, daß eine gleiche Haltung der Vereinigten Staaten und Englands die im April 1900 wiederum von sämtlichen Vertretern in Peking erbetene und befürwortete Demonstration vor Taku verhinderte, die, vielleicht, hingereicht hätte, die Boxerbewegung im Keim zu ersticken oder wenigstens die chinesische Regierung an der Beteiligung an derselben zu verhindern.

Für mich war das Jahr 1891 ein ganz besonders hartes gewesen. Dasselbe hatte für mich mit einem heftigen Grippe-Anfall begonnen, — die Epidemie war anscheinend von Sibirien aus, wo sie große Verheerungen angerichtet hatte, eingeschleppt worden. Kaum genesen hatte ich die Verhandlungen mit dem Yamen über die Audienzfrage zu führen gehabt, und kaum war diese Frage durch den Empfang der fremden Vertreter durch den Kaiser von China am 5. März erledigt, als wenige Wochen später die ersten Nachrichten von Angriffen gegen Fremde und eingeborne Christen im Yangtsethal einliefen, die dann bis in den September hinein fortdauerten, um gegen Ende des Jahres durch den Aufstand in der Manschurei und Mongolei eine Fortsetzung zu erfahren. Mir als Doyen lag während der ganzen Zeit nicht nur die häufig alleinige Führung der mündlichen Verhandlungen mit dem Tsungli Yamen ob, sondern auch die Abfassung der zahllosen Noten, Protokolle, Aides mémoire und anderer Schriftstücke ähnlichen Charakters, die durch die Lage der Verhältnisse notwendig wurden. Wer sich einen Begriff von meinen Arbeitsleistungen in dem Jahre machen will, — ich spreche von ihnen nur im quantitativen Sinne, — der findet reichliches Material in den englischen Blau- und amerikanischen Rotbüchern, die diese Zeit und die in ihr aufgetauchten und behan-

delten Fragen zum Gegenstand haben. Nicht am wenigsten zeitraubend und angreifend waren auch die mündlichen Verhandlungen mit den acht bis neun Kollegen, die an den Fragen beteiligt waren; je geringer die thatsächlichen Interessen und die ihren Regierungen für eine Aktion in Ost-Asien zur Verfügung stehenden Machtmittel waren, desto größer waren der Regel nach die Ansprüche, die an die chinesische Regierung wie an die Kollegen gestellt wurden, und es bedurfte vielfach nicht geringer Geduld, um ohne Aufgeben der anscheinend richtigen Prinzipien die Einigkeit herzustellen und zu erhalten, die ich Chinesen und Japanern gegenüber stets für die Vorbedingung jedes Erfolgs gehalten habe. Von den politischen Wünschen, Bestrebungen, Eifersüchteleien und Besorgnissen, die damals schon vorhanden waren, wenn sie auch weniger scharf als später hervortraten, will ich schweigen, sie haben wenigstens bis zu einem gewissen Grade eine thatsächliche Unterlage, aber es erleichterte die Verhandlungen nicht, wenn man z. B. in Paris in der zufälligen Thatsache, daß der Doyen des diplomatischen Korps der Gesandte des Deutschen Reichs war, einen ganz besonderen Grund zum Argwohn sah. —

Es erübrigt nur noch, der äußeren Beziehung Englands zu China zu gedenken, die in die Zeit meiner Thätigkeit im Reiche der Mitte fielen. Der tibetanischen Frage ist bereits an anderer Stelle eingehend Erwähnung geschehen. Die Schwierigkeiten mit Rußland wegen der Penjdeh-Frage und die Befürchtung, daß dasselbe sich dauernd in Korea festsetzen könne, veranlaßten die englische Regierung 1885, die aus drei Inseln bestehende ca. 38 Meilen nordöstlich von Quelpart gelegene Port Hamilton-Gruppe zu besetzen. Welche militärischen und maritimen Gesichtspunkte sie dazu bewogen haben können, ist nicht recht ersichtlich, denn alle, nach der That, befragten Admirale haben sich dahin ausgesprochen, daß der Besitz einer solchen unbefestigten und nicht durch ein besonderes Geschwader beschützten Basis kein Vorteil, sondern eher ein Hindernis für kriegerische Operationen der englischen Flotte in dem nördlichen Teile der ostasiatischen Gewässer sein würde. Diese Besetzung einer Insel-

gruppe, die einer befreundeten Macht, Korea, gehörte, die wiederum einer andern befreundeten, China, tributpflichtig war, erregte viel Unruhe und Besorgnis, die Lord Granville vergeblich in Peking wie in Söul durch das Anerbieten einer jährlichen Miete von 5000 Pfund zu beseitigen suchte. Korea und China protestierten gegen das Vorgehen Englands und fanden an Rußland und Japan einen Rückhalt. Nachdem viel Tinte geflossen war, bot Lord Rosebery im April 1886 an, die Inseln zu räumen, wenn China die Verpflichtung übernähme, die Besetzung derselben durch irgend eine andere Macht zu verhindern, oder eine internationale Vereinbarung in Betreff der Erhaltung der Integrität Koreas getroffen würde. Schließlich wurden die Inseln im Februar 1887 aufgegeben, nachdem der russische Geschäftsträger in Tientsin an Li Hung chang die Erklärung abgegeben hatte, daß, wenn England Port Hamilton räume, Rußland, solange die augenblicklichen Verhältnisse in Korea fortbeständen, koreanisches Gebiet nicht besetzen werde.

Französische Versuche, in Birma maßgebenden Einfluß und durch einen Vertrag eine Art Protektorat über dasselbe zu gewinnen, um so einen Keil zwischen die Vorder- und Hinterindischen Besitzungen Englands zu treiben, verbunden mit der immer unfreundlicher und drohender werdenden Haltung des Königs Thibau, veranlaßten die indische Regierung im Oktober 1885, ein Ultimatum an denselben zu richten und auf die Nichtannahme der in demselben gestellten Bedingungen im November Birma von Land und Meer aus gleichzeitig anzugreifen. Ein vierzehntägiger Feldzug brach den Widerstand der Armee, die Hauptstadt Mandalay wurde erobert und der König als Gefangener nach Indien fortgeführt. Im Frühjahr 1886 wurde das Land dann den englischen Besitzungen in Indien einverleibt. Die tributpflichtigen Beziehungen Birmas zu China machten eine Verständigung auch mit der letzteren Macht notwendig, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, eine Wiederholung des von China mit Frankreich wegen Annams gehabten Konflikts wegen Birmas auch mit England hervorzurufen. In einem am 24. Juli 1886 zu Peking unterzeichneten Abkommen erklärte sich

die englische Regierung damit einverstanden, daß, da es bisher Birmanischer Gebrauch gewesen sei, alle zehn Jahre eine Mission zur Darbringung lokaler Produkte zu senden, England damit einverstanden sei, daß die höchste (geistliche) Autorität in Birma die gebräuchliche zehnjährige Mission senden solle, deren Mitglieder Birmanen sein müßten. Auf der andern Seite gestand China zu, daß England in allen Fragen, die sich auf die Autorität und Herrschaft bezögen, die es jetzt in Birma ausübe, berechtigt sein solle zu thun, was es für richtig und angemessen halte. Dieses Abkommen und der englische Unterhändler desselben, Sir Nicholas R. O'Conor, später englischer Botschafter in St. Petersburg und jetzt in Konstantinopel, sind der Gegenstand vielfacher Angriffe gewesen, besonders auch von seiten der englischen Presse in China, die in dem englischen Zugeständnis eine Herabwürdigung Englands sah. Es ist immer gefährlich, in Fragen internationaler Beziehungen der Eitelkeit und der durch dieselbe hervorgerufenen Empfindlichkeit einen zu großen Spielraum einzuräumen. Die englischen Truppen in Birma haben von 1886 bis 1895 schwere Kämpfe gegen die Dacoits, lokalen Aufständischen, zu bestehen gehabt; ihre und Englands Lage würde durch offene oder geheime Feindseligkeit Chinas jedenfalls eine viel schwierigere geworden sein. Diese verhindert zu haben, ist das Verdienst des Abkommens von 1886, und damit der englischen Regierung und ihres Vertreters; beide verdienen daher alles Lob dafür, daß sie die wirklichen Interessen des Landes den eingebildeten haben vorangehen lassen.

Andere Berührungspunkte der englischen, richtiger der indischen Politik mit der chinesischen, stellten sich an Stellen heraus, wo man dieselben kaum erwartet haben würde. Als gegen Ende der achtziger Jahre ein Konflikt zwischen der indischen Regierung und dem Deb Rajah von Bhotan ausbrach, fand sich, daß derselbe, der seit 1841 von Indien subsidiert wird, auch ein chinesisches Patent, freilich nur das eines ganz untergeordneten Beamten besaß; ähnliches ergab sich, als 1891 die kleinen Fürstentümer von Hunza-Nagar und Kanjut in der nordwestlichen Ecke von Kaschmir von der indischen

Regierung annektiert wurden; man fand in den Archiven dieser Duodezstaaten nicht allein die Beweise russischer, sondern auch chinesischer Beziehungen. Es sind dies, wie die Tributgesandtschaften Nepals — ein siegreiches chinesisches Heer drang 1789—92 durch Tibet bis dorthin vor — Überbleibsel früherer Zeiten, Erinnerungen an die maßgebende Rolle, die China vor noch kaum hundert Jahren in Mittel-Asien spielte, an denen der chinesische Hof und mit ihm die Regierung um so ängstlicher festhalten, als es das Einzige ist, was von der großen Vergangenheit übrig geblieben ist.

IX.

China, Korea und Japan.

Ki-Tsze. — Japanische und chinesische Einflüsse auf Korea. — Chinesische Invasionen Koreas. — Die japanische Invasion Hideyoshis. — Japanisch-koreanische Beziehungen. — Japanische Forderung an Korea, sich tributär zu erklären. — Der Tai wen kun. — Das Christentum in Korea. — Französische Missionare. — Christenverfolgungen. — Bischof Ridel. — Admiral Roze. — Mr. de Bellonet. — Die französische Expedition nach Korea. — Der „General Sherman". — Die „Leichenraub-Expedition" von Shanghai. — Die amerikanische Expedition. — Der König und die Königin von Korea. — Konflikt mit Japan. — Arinori Mori in Peking und Tientsin. — Der japanisch-koreanische Vertrag von 1876. — Japans Haltung andern Mächten gegenüber. — Chinas Bemühungen für die Eröffnung Koreas. — Kommodore Shufeldt. — Abschluß eines Vertrags mit den Vereinigten Staaten und England. — Deutsche Verhandlungen in Tientsin und Korea. — Kommodore von Blanc. — S. M. S. Stosch. — Ma kie chang. — Nach und in Korea. — Die koreanischen Bevollmächtigten. — Gegenbesuch. — Fasanen und Tiger. — Albatrosse. — Admiral Ting. — Die Minderwertigkeit der chinesischen Marine. — Ursachen derselben. — Eine Vertragsunterzeichnung unter Hindernissen. — Eine Wasserfahrt. — Interessantes Picknick. — In See. — Nach Peking zurück. — Die erste deutsche Predigt dort. — Aufstand in Söul. — Die Flucht der Japaner. — Chinesisches Eingreifen. — Die Verhaftung und Deportiernng des Tai wen kun. — Yuan Shi kai. — Chinesisch-koreanische Handelsvereinbarungen. — Chinas Beziehungen zu seinen Außenländern. — Ein anderer deutsch-koreanischer Vertrag. — Generalkonsul Zappe. — Der Aufstand von 1884 in Söul. — Das chinesisch-japanische Abkommen von Tientsin. — Der Konflikt von 1886. — Die Liukiufrage. — Präsident Grant. — Japanisch-chinesische Beziehungen. — Die ausgleichende Gerechtigkeit der Geschichte. — Besuch in Söul. — Die politische Lage. — Der König. — Die Königin.

Die Beziehungen Chinas zu Korea sind sehr alte, selbst wenn man von den anscheinend legendarischen Berichten absieht, nach denen das letztere im 12. Jahrhundert v. Chr. durch einen Anhänger

der in der Zeit in China gestürzten Shang-Dynastie kolonisiert und beherrscht worden sein soll. Jedenfalls hat man in Korea wie in China an diesem Ursprung der beiderseitigen Beziehungen festgehalten, und Anspielungen auf Ki Tsze, wie der Betreffende genannt wird, und die Kolonisation Koreas durch ein aus Anhängern der Shang- oder Yin-Dynastie bestehendes Heer, haben sich bis in die allerneueste Zeit in koreanischen Staatsschriften gefunden. Die Lage Koreas, das im Nordwesten an China grenzt und im Süden nur durch eine schmale Meerenge von Japan getrennt ist, machte es natürlich, daß der Einfluß beider Nachbarreiche sich auf dasselbe dauernd fühlbar machen mußte. Wenn Korea China seine Kultur verdankte, so hat Japan dem über und von Korea nicht nur die chinesische Kultur, sondern auch der Buddhismus gekommen ist, unzweifelhaft den größeren politischen Einfluß auf das Land der Morgenruhe ausgeübt. Für die unruhigen Japaner waren die Streitigkeiten zwischen den kleinen Königreichen im Süden Koreas stets ein willkommener Vorwand zur Einmischung, oder wenigstens zu Einfällen, die, wenn sie auch oft nicht über Seeräubereien im größeren Maßstabe herausgegangen sein mögen, doch auf der einen Seite eine starke nationale Antipathie, auf der andern eine Überhebung und Ansprüche erzeugten, die bis auf die neueste Zeit die Signatur der Beziehungen zwischen Korea und Japan geblieben sind. China, vielleicht wäre es richtiger zu sagen die Herrscher des Landes haben viermal Eroberungszüge nach Korea gemacht, unter der Han-Dynastie, im 3. Jahrhundert v. Chr., der Tang-Dynastie im 7. Jahrhundert n. Chr., der Mongolen-Dynastie in der Mitte des 13., und der jetzigen manchurischen Dynastie, bevor sie den chinesischen Thron bestiegen hatte, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Im allgemeinen haben sich die Sieger mit der Anerkennung der Tributpflichtigkeit des besiegten Staates begnügt, die wenig mehr als nach unseren Begriffen leere Zeremonien einschloß. Nur die Mongolen scheinen davon eine Ausnahme gemacht zu haben, da sie von den Koreanern die wohl willig, wenn nicht selbst freudig geleistete Heerfolge bei ihren Angriffen gegen Japan, 1275—1281, in

Anspruch nahmen. Auch die Manchuren nötigten die Koreaner, nachdem sie sie gezwungen gehabt hatten, sich von der Ming-Dynastie loszusagen, sie in ihrem Kampfe gegen diese letztere wenigstens durch die Lieferung und Herbeischaffung von Lebensmitteln zu unterstützen. Eine wirkliche Herrschaft in Korea haben die Chinesen, Mongolen und Manchus wohl nie ausgeübt. Bei der großen Invasion Koreas, die Hideyoshi von Japan, besser bekannt unter dem Namen Taiko samma, d. h. der Herr abgedankte Kwambaku, — Regent —. 1592 unternommen, weil die Koreaner es abgelehnt hatten, ihn in dem Kriege zu unterstützen, den er gegen die in China regierende Ming-Dynastie führen wollte, um das Reich der Mitte zu unterwerfen, kam eine chinesische Armee den Koreanern zu Hilfe und trug, ebenso wie die chinesische Diplomatie, nicht wenig zu dem schließlichen Mißlingen des japanischen Plans bei. 1598 rief der sterbende Hideyoshi die Expedition aus Korea zurück.

Von dieser Zeit datiert, wenn man will, die neuere Geschichte Koreas. Den Chinesen, die sie überhaupt als die Gründer ihrer Zivilisation ansahen, blieben die Koreaner für die geleistete Hilfe dankbar, den Japanern, die auf ihrem Rückzuge in der ruchlosesten Weise alles zerstört und auch die ältesten und heiligsten Denkmäler koreanischer Kultur nicht geschont hatten, bewahrten sie glühendsten Haß. Aber, wie das oft bei asiatischen Völkern der Fall zu sein pflegt, hatte sich Korea, wohl des Krieges müde und um dem besiegten Feinde goldene Brücken zu bauen, dazu verstanden, in bestimmten Zeiträumen Gesandtschaften, von den Japanern als Tributgesandtschaften, von den Koreanern wohl mehr als Handelsmissionen aufgefaßt, nach Japan an die Shogune, die ihnen gegenüber den Titel Taikun, hoher Herr, angenommen hatten, zu senden. Allmählich wurde man in Yedo der Kosten, die diese Missionen verursachten, müde und gab den Koreanern zu verstehen, daß sie ihre Angelegenheiten mit dem Fürsten von Tsusima, dem Herrn der in der Straße von Korea gelegenen Zwillingsinsel, erledigen möchten. So blieben die Beziehungen zwischen Korea und Japan auf drei Punkte beschränkt, Fusan, an der Südspitze von Korea, wo die Japaner eine

Handelsniederlassung hatten, in der sie von den Koreanern ebenso schlecht behandelt wurden, wie sie selbst die Holländer auf Desima behandelten, Tsusima und endlich Kagosima in Satzuma, wo sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts eine Niederlassung koreanischer Kriegsgefangener befand, die dort Töpferei trieben, der Ursprung des bekannten und berühmten Satzuma-Porzellans. Von Zeit zu Zeit kamen auch einige koreanische Dschunken dorthin. Zwischen Korea und China bestand der Verkehr in der Sendung von Tributgesandtschaften von dem ersteren an das letztere, wie von Gesandtschaften, die von Peking nach Söul gingen, um dorthin Nachrichten von Ereignissen am chinesischen Hofe, die Investitur und den Kalender zu überbringen.

Bald nach dem 1868 in Japan erfolgten Sturze des Shogunats und der Wiederherstellung der Regierung des Mikados trat der chauvinistische Geist der Samurai- (Adels-, Soldaten-) Klasse, der einen so großen Anteil an diesen Ereignissen gehabt hatte, in immer schärferer Weise hervor. Eins der Ergebnisse war die an die koreanische Regierung gerichtete Forderung, die Karten des Landes nach Japan einzusenden, d. h. sich von demselben tributpflichtig zu erklären, eine Forderung, die von den Koreanern mit schnödestem Hohn und der Bemerkung, daß die Japaner nur mit ihren Freunden, den Fremden, kommen möchten, sie würden nach Gebühr empfangen werden, zurückgewiesen wurde. Diese Antwort verursachte einen Ausbruch patriotischer Entrüstung in Japan, der die Veranlassung zu der japanischen Expedition nach Formosa, 1874 unternommen um die Samurai-Klasse zu beruhigen, und indirekt die zu dem Aufstande in Satzuma 1877 gab.

Schon vorher hatten Zusammenstöße zwischen Korea und einigen fremden Mächten stattgefunden, die in dem Lande selbst den Glauben an die Gewißheit eines erfolgreichen Widerstandes gegen die Außenwelt sehr erhöht hatten. Der Vater des jetzigen Königs oder Kaisers, der letztere war von der Witwe des 1863 kinderlos verstorbenen Königs, Königin Cho, ernannt worden, Prinz Ri-Kung, besser bekannt als der Tai wen kun, der Herr des hohen Hofes,

herrschte als Regent für seinen minderjährigen Sohn und führte die Regierung mit eiserner Faust und furchtbarer Grausamkeit, die sich besonders gegen die französischen katholischen Missionare und die eingebornen Christen wendete. Das Christentum scheint durch Japaner gegen Ende des 16., nach andern gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Korea eingeführt worden zu sein, jedenfalls steht wohl fest, daß der erste fremde Missionar, ein Portugiese 1791 vergeblich in Korea einzudringen versuchte, und daß in demselben Jahre die ersten koreanischen Christen ihren Glauben mit ihrem Blute besiegelten. Gegen ihre Glaubensgenossen, die man politischer Umtriebe bezichtigte, dauerte die Verfolgung fort. 1835 gelang es dem ersten französischen Missionar der Missions Etrangères de Paris, P. Maubant, in Korea einzudringen, weitere folgten, aber 1839 wurden die drei in Korea anwesenden französischen Missionare, die sich selbst den Gerichten übergeben hatten, um womöglich der Verfolgung ein Ende zu machen, mit 130 eingebornen Christen hingerichtet. Weitere Missionare folgten 1842 und den darauf folgenden Jahren, aber die Verfolgungen dauerten mit ungeschwächter Wut fort, und am 8. März 1866 erlitten vier Missionare, am 11. zwei andere und am 30. drei weitere mit einer Anzahl eingeborner Christen den Märtyrertod. Nur drei Missionaren, dem späteren Bischof Ridel, Féron und Calais gelang es unter unsäglichen Schwierigkeiten und Mühsalen zu entkommen; der erstere erreichte Chefoo und von da Tientsin Mitte Juli, wo er dem französischen Stationschef, Kontreadmiral Roze, von den Vorgängen in Korea Mitteilung machte.

Daß von französischer Seite ein Versuch gemacht wurde, der Verfolgung Einhalt zu thun und an den Schuldigen Rache zu nehmen, war erklärlich und, wenn man die Stellung berücksichtigt, die jede französische Regierung ihren Missionaren gegenüber einzunehmen gezwungen ist, auch politisch richtig, bedauerlich war nur, daß die That weit hinter der Absicht zurückblieb und ihr ein Schriftwechsel vorausging, der durchaus geeignet war, der Sache einen Anschein von Lächerlichkeit zu geben. Der französische Ge-

schäftsträger in Peking, Mr. de Bellonet, richtete an den Prinzen von Kung mehrere Schreiben, deren Grundton sich aus Sätzen wie den folgenden ergiebt: „Der Tag, an welchem der König von Korea seine Hände auf meine unglücklichen Landsleute legte, war der letzte seiner Regierung; er selbst verkündete das Ende derselben, das ich hiermit feierlich erkläre. In wenigen Tagen werden unsere militärischen Streitkräfte den Marsch zur Eroberung von Korea antreten, und der Kaiser, mein allergnädigster Herr, allein hat nun das Recht und die Macht, nach seinem Gutdünken über das Land und den erledigten Thron zu verfügen! . . . . Was das Schicksal des früheren Königs von Korea anbetrifft, so unterliegt dasselbe der Entscheidung des Kaisers, meines Herren!“ . . . und endlich: „Krieg ist ein Vergnügen, das die Franzosen leidenschaftlich suchen!“

Bedenklicher war die Haltung der chinesischen Regierung, die in Fragen ihrer tributären Staaten immer zwischen zwei Extremen schwankte, indem sie bald jede Einmischung in die innern Angelegenheiten derselben ablehnte, bald als der Beschützer derselben ihnen militärische Hilfe leistete. In diesem Falle that sie das erstere, und es war dies der erste, verhängnisvolle Schritt, der in seinen weiteren Folgen, besonders was die Unklarheit der Stellung Chinas Korea gegenüber betraf, schließlich zu dem Kriege mit Japan, dem Verlust des militärischen Prestiges Chinas und damit zu den politischen und sonstigen Aktionen führen sollte, die so viel zu den Ereignissen des Jahres 1900 beigetragen haben.

Einer Rekognoszierung des Han-Flusses im September, die nicht, wie irrtümlich, die französischen Schiffe bis vor Söul führte, denn die Stadt liegt von ihrem Flußhafen Mapu über fünf Kilometer entfernt, und die französischen Schiffe erreichten denselben nicht, folgte im Oktober eine Blockade des Flusses und weitere Operationen gegen die Forts und befestigten Plätze an demselben. Am 16. Oktober wurde Kang-wa, auf der Insel gleichen Namens, genommen und acht Tage später Tong-chin, auf dem Festlande an der Straße nach der Hauptstadt, gestürmt. Weniger glücklich ver-

lief ein Versuch, der am 27. Oktober gemacht wurde, ein auf der Insel gelegenes Kloster zu nehmen; die Franzosen fielen in einen Hinterhalt, verloren beinah die Hälfte ihrer Mannschaft (160 Mann stark) und mußten unverrichteter Sache nach Kang-wa zurück. Am nächsten Morgen schifften sich die gelandet gewesenen Truppen ein, nachdem sie die Stadt niedergebrannt hatten, und die Schiffe verließen, begleitet von dem Feuer der Forts, den Fluß. Die Koreaner betrachteten sich, wohl nicht mit Unrecht, als die Sieger, und die Verfolgung der Christen, die man nicht ohne Grund anschuldigte, die Franzosen herbeigerufen zu haben, setzte mit verdoppelter Kraft und Grausamkeit ein.

Dem französischen Unternehmen gegen Korea sollte zunächst ein amerikanisches folgen. 1866 war die Mannschaft eines amerikanischen Schoners „General Sherman" unter nie ganz aufgeklärten Umständen bei Pingan von den Koreanern ermordet worden. Versuche, die 1867 durch Admiral Rowan und 1869 durch den Kommandanten Febiger des Kriegsschiffes Shenandoah unternommen wurden, die Verhaftung und Bestrafung der Mörder herbeizuführen, verliefen erfolglos. Inzwischen war von privater Seite eine höchst abenteuerliche Expedition nach Korea unternommen worden, zu der ein französischer Missionar, der oben erwähnte aus Korea entflohene Pater Féron, die Anregung und ein Amerikaner Jenkins das Geld gegeben hatte, während ein deutscher Kaufmann Namens Oppert, der schon früher in den koreanischen Gewässern gewesen war, die Führung übernahm. Es handelte sich darum sich des Leichnams eines früheren Königs von Korea zu bemächtigen, von dem vorausgesetzt wurde, daß er mit reichen Schätzen zusammen begraben worden sei, daß er von den Koreanern für einen hohen Preis zurückgekauft werden würde, oder daß er benutzt werden könne, um von den Koreanern die Einstellung der Christenverfolgung zu erlangen. Als die Expedition, die auf den deutschen Schiffen „China" und „Greta" Shanghai im April 1867 verlassen hatte, an Ort und Stelle angelangt war und nachts der Versuch gemacht wurde, das Königsgrab zu erbrechen, stellte es sich heraus, daß es an den erforderlichen Werk-

zeugen fehlte, und das Unternehmen mußte aufgegeben werden. Auf dem Rückmarsch nach den Schiffen wurde die Expedition von den Koreanern angegriffen, es gelang ihr aber, dieselben zu erreichen und auf ihnen zu entkommen. Bei einem späteren Zusammenstoß wurde ein Manilamann getötet. Die Sache hatte in Shanghai ihr gerichtliches Nachspiel, bei dem der Amerikaner wegen mangelnden Beweises freigesprochen, der Deutsche zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt wurde.

1871 fand die amerikanische Expedition gegen Korea statt, die unter der diplomatischen Leitung des in Peking beglaubigten Gesandten, Mr. Low, stand, während der maritime und militärische Teil von Kontreadmiral Rodgers befehligt wurde. Am 23. Mai ankerten die fünf Schiffe des Geschwaders an der koreanischen Küste; nach einigen erfolglosen Verhandlungen mit untergeordneten koreanischen Beamten wurden die am 2. Juni mit Lotungen im Han-Fluß oder richtiger in dem die Mündung desselben bildenden Meeresarm beschäftigten kleineren Schiffe und Böte des Geschwaders von den koreanischen Forts angegriffen, die ohne Warnung das Feuer auf sie eröffneten. Dasselbe wurde von den Amerikanern erwidert, die nach kurzem Gefecht die Forts zum Schweigen brachten. Nach einer den Koreanern zur Anknüpfung von Verhandlungen gegebenen Frist von acht Tagen, die dieselben ungenutzt verstreichen ließen, gingen die Amerikaner am 10. d. M. flußaufwärts und griffen am nächsten Tage mit ihren Landungskompagnien, unterstützt von dem Feuer der Fahrzeuge und Böte, eine Reihe von fünf mit beinahe fünfhundert Geschützen armierten Forts an, die trotz des tapferen Widerstandes der Koreaner in wenigen Stunden in ihre Hände fielen. Die Flotte blieb, nachdem die gelandet gewesenen Mannschaften an Bord zurückgekehrt waren, noch einige Wochen auf ihrem Ankerplatz und ging dann, da die Koreaner keine Anstalten zu einer Verständigung machten, am 3. Juli wieder in See. Auch diesmal konnten die Koreaner trotz der erlittenen schweren Verluste ihren Widerstand als erfolgreich ansehen, da es den Amerikanern nicht gelungen war, sie zur Anknüpfung von Beziehungen zu bewegen.

Inzwischen vollzog sich in Korea eine wichtige politische Veränderung; der junge König übernahm 1873 die Regierung, und sein Vater verlor rechtlich die bisher ausgeübte Macht und thatsächlich einen großen Teil seines Einflusses, der auf die junge Königin aus dem Geschlecht der Min überging. Die innere und damit zum Teil die äußere Geschichte Koreas ist von diesem Zeitpunkt an bis zur Ermordung der Königin durch die Japaner im Oktober 1895 ein Kampf zwischen der Königin und ihrem Schwiegervater dem Tai wen kun gewesen, in dem die erstere eine gemäßigte nationale Politik, der letztere seine eigenen persönlichen Anschauungen und Interessen, und damit zugleich den wütendsten Fremdenhaß vertrat. Dieser inneren Veränderung wird es zuzuschreiben gewesen sein, daß ein Zusammenstoß mit den Japanern statt zum Kriege zum Abschluß eines Vertrages mit denselben führte. Im September 1875 waren einige Matrosen eines japanischen Kriegsschiffs, als sie in der Nähe von Kang-wa landeten, von koreanischen Soldaten angegriffen worden; das Fort, zu dessen Garnison diese Leute gehörten, wurde zwar einige Tage später von der Besatzung des Schiffes mit großem Verlust für die Koreaner erstürmt, aber die Aufregung über den Vorfall war in Japan so groß, daß die Regierung sich zu weiteren Maßnahmen genötigt sah. Ein Gesandter Arinori Mori wurde nach Peking geschickt, um sich über die Stellung Chinas zu Korea zu vergewissern, und sandte von dort die Nachricht, daß China jede Verantwortung für die Vorgänge in Korea ablehne. Als Mori, ein kleiner schlanker Mann, bei seiner Rückkehr von Peking Li Hung chang, der ihn um zweier Häupter Länge überragte, aufsuchte, hielt er demselben einen Vortrag über Zivilisation im allgemeinen und die japanische im besonderen, wobei er das Bild gebrauchte, daß, wenn als der höchste erreichbare Punkt der Zivilisation zehn angenommen werde, Japan bereits acht erreicht habe, während China noch auf zwei stände. Mori ahnte damals nicht, daß er als Probe auf das Exempel nicht lange darauf von einem fanatischen Shintopriester ermordet werden würde, weil er mit einem Spazierstock den Vorhang in die Höhe gehoben hatte, der in einem der Tempel in Isje das

Allerheiligste vor profanen Augen verbarg. — Eine Expedition bestehend aus zwei Kriegsschiffen, einigen Transportschiffen und einem Landungskorps von ein Paar hundert Mann verließ unter dem Befehl von Kuroda, der von Inouye Bunda begleitet war, Japan Anfang Januar 1876 und erreichte am 27. Februar die Unterzeichnung eines Vertrages, durch den Fusan sofort, Gensan im Mai 1880 und Ninsen (Chemulpo) am Ende des Jahres für den japanischen Handel eröffnet, japanische Konsuln und Kaufleute dort und ein japanischer Vertreter in Söul zugelassen wurden. Der Vertrag wurde zwischen den Regierungen der beiden Länder abgeschlossen, da man sich über die den beiderseitigen Herrschern zu gebenden Titel und die Stellen, die dieselben im Text des Vertrages einzunehmen hätten, nicht einigen konnte, aber in Artikel eins desselben erkannte Japan Korea als unabhängige Macht an. Es war dies das schmale Ende des Keils, der die Trennung Koreas von China herbeiführen sollte, das hier so, nach dem Muster des Vorgehens Frankreichs in den Beziehungen Annams zu China, zwischen die beiden Mächte getrieben wurde. Eine koreanische Gesandtschaft begab sich im Mai 1876, eine zweite im August 1880 nach Tokio, aber die Mitglieder derselben lehnten jede Berührung mit andern Fremden ab, und Versuche der Befehlshaber fremder Kriegsschiffe an verschiedenen Punkten blieben ebenfalls erfolglos. Auch die Japaner schienen bemüht, andere Staaten und Kaufleute, in denen man Gegner und Konkurrenten auf politischem und kommerziellem Gebiet sehen mochte, aus Korea fern zu halten, wenigstens waren dies die Erfahrungen und die Eindrücke, die S. K. H. der Herzog von Genua, der mit dem Vettor Pisani Fusan im August 1880 besuchte, und der amerikanische Kommodore Shufeldt in demselben Jahre ebendaselbst machten und empfingen.

Trotzdem stand die Eröffnung Koreas für den Verkehr mit dem Auslande in nicht zu langer Zeit bevor, nur sollte die Anregung dazu von China und nicht von Japan ausgehen. In Peking und besonders in Tientsin, wo Li Hung chang mit der Wahrnehmung der koreanischen Angelegenheiten beauftragt war, hatte man dies

Vorgehen der Japaner gegen und in Korea mit großer Aufmerksamkeit und größerer Sorge beobachtet und war zu der Überzeugung gekommen, daß das einfachste und beste Mittel, Korea und mit ihm die Rechte Chinas auf dasselbe gegen eine Vergewaltigung durch den unruhigen Nachbarn zu schützen, der Eintritt des ersteren in die internationale Gesellschaft der Vertragsmächte sein würde. Li wirkte in diesem Sinne in Söul und fand dort trotz, oder vielleicht wegen der bereits erfolgten Bildung einer japanischen Partei, um so willigeres Gehör, als man die letztere nicht mit Unrecht für wenig zuverlässig und von revolutionären Ideen angekränkelt hielt. Li scheint es sich besonders haben angelegen sein zu lassen, die Aufmerksamkeit der koreanischen Regierung auf die Vereinigten Staaten zu lenken, die seiner Ansicht nach größere Garantien gewährten, als die europäischen Mächte. Gleichzeitig wurde sowohl von Kalifornien aus wie von den amerikanischen Gesandten in Peking und Tokio auf die Aufnahme von Verhandlungen mit Korea gedrängt, so daß man sich in Washington entschloß, der Gesandtschaft in Peking — man hatte mehr Vertrauen in China wie in Japan — Kommodore Shufeldt als Marine-Attaché beizugeben, um auf alle Fälle eine geeignete Persönlichkeit für Unterhandlungen bei der Hand zu haben. Demselben gelang es, sich mit Li Hung chang über den mit Korea abzuschließenden Vertrag zu verständigen, so daß er sich von einem chinesischen Bevollmächtigten und chinesischen Kriegsschiffen begleitet in der amerikanischen Korvette Swatara nach Chemulpo zu begeben im stande war, in dessen Nähe er nach kurzen Verhandlungen am 22. Mai den ersten Vertrag einer fremden Macht mit Korea abschloß. Die getroffene Vereinbarung war kurz, aber sie erfüllte den Zweck der Eröffnung Koreas für fremden Handel und Schifffahrt und damit Einfluß vollständig, und man konnte es der Zeit überlassen, weiteres zu schaffen und zu ermöglichen. Ein Punkt verdient indessen besondere Bemerkung, und zwar der, daß die Koreaner vor Beginn der Verhandlungen die schriftliche Erklärung abgaben, daß durch den Abschluß des Vertrages nichts in den alten Beziehungen Koreas zu China geändert werde. Den Amerikanern

folgten die Engländer auf dem Fuße. Am 30. Mai traf Vice-admiral Willes, den ich 1861 auf der Chesapeake bei Gelegenheit der Strandung S. M. S. Arcona vor Wusung kennen gelernt und 1881 in Peking wiedergesehen hatte, in Korea ein und zeichnete nach wenigen Tagen einen mit dem amerikanischen gleichlautenden Vertrag.

Ich war den Verhandlungen, die Kommodore Shufeldt mit Li Hung chang geführt hatte, mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt und war so in der Lage gewesen, das Auswärtige Amt von dem, was sich vorbereitete, zu unterrichten und um die Erlaubnis zu bitten, auch meinerseits einen Vertrag mit Korea abschließen zu dürfen, sobald die Gelegenheit sich dazu böte. Sowie ich die Nachricht von dem amerikanischen Erfolg erhielt, begab ich mich nach Shanghai, um mit dem dort befindlichen Geschwaderchef, Kommodore von Blanc, Rücksprache zu nehmen und womöglich Kommodore Shufeldt zu sehen. Letzterer war ziemlich zugeknöpft, aber ich erfuhr doch genug, um mich in der Überzeugung zu bestärken, daß auch ein deutscher Versuch zum Abschluß eines Vertrags mit Korea nicht erfolglos sein würde. Ich eilte also wieder nach Peking zurück, erhielt dort die erbetenen Vollmachten und Weisungen und begab mich nach Tientsin, um mich mit den chinesischen Behörden dort in Verbindung zu setzen. Li Hung chang war wegen der schweren Erkrankung seiner Mutter beurlaubt, und ich fand dort als seinen Stellvertreter Chang Shu sheng, mit dem ich mich leicht über das einzuschlagende Verfahren verständigte. Er verlangte nur, daß ich denselben Vertrag wie die Amerikaner und Engländer abschlösse und nichts dagegen einwende, daß die Koreaner wie bei dem Abschluß der früheren Verträge von einem chinesischen Beamten assistiert würden, womit ich mich selbstverständlich einverstanden erklären konnte. Chang versprach mir darauf, daß ein mir wohlbekannter Sekretär Li Hung changs, Ma Kie chang, in Begleitung eines kleinen Geschwaders sofort nach Korea abgesandt werden und dort gleichzeitig mit mir oder sehr bald nach mir eintreffen solle, um den Koreanern beim Abschluß des Vertrages zur Seite zu stehen.

Am 16. Juni kam ich in Chefoo an, wo ich S. M. S. „Stosch“ und das Kanonenboot „Wolf“ fand. In meiner Begleitung befanden sich der Dolmetscher Arendt und der später in so trauriger Weise berühmt gewordene damalige Dolmetschereleve Freiherr von Ketteler. Da ich nur einen der auf der Gesandtschaft befindlichen Eleven mitnehmen konnte, hatte ich die Freiherren von Seckendorff, jetzt Generalkonsul in Prag, und von Ketteler losen lassen, und der letztere war der Gewinner gewesen. Wir wurden auf dem Stosch in der freundlichsten Weise aufgenommen und untergebracht und traten am Abend des 18. unsere Fahrt an. Am 20. morgens mußten wir wegen dicken Nebels ankern und konnten erst um drei Uhr nachmittags unsere Fahrt fortsetzen, immer noch in unklarem Wetter, „Wolf“ lotend langsam voran. In der Nacht ankerten wir wieder bei Nebel; als Abendunterhaltung dienten die vergeblichen Versuche, uns vermittelst eines mit Spiritus arbeitenden Blitzapparats mit dem „Wolf“ in Verbindung zu setzen. Als es am nächsten Morgen hell wurde, sahen wir die mit Klippen besäten Gewässer der koreanischen Küste vor uns. Die Fahrt bis nach der Roze-Insel, bei der wir bald nach zwei Uhr nachmittags ankerten, war entzückend; das himmelblaue Meer und die vielfach mit Wald bedeckten Berge der Küste, in deren Thälern man Spuren fleißigen Anbaues sah, standen in einem solchen Gegensatz zu den öden, sonnenverbrannten Bergen Shantungs und den gelben Fluten des chinesischen Meers, daß man sich in eine neue Welt versetzt glaubte, während die direkte Entfernung bis zur chinesischen Küste doch nur wenig mehr als zweihundert und einige Meilen betrug. Die ganze Szenerie erinnerte lebhaft, besonders in Vegetation und Färbung, an Japan. Gegen Abend kamen untergeordnete koreanische Beamte, eine ziemlich schmutzige Gesellschaft in langen weißen Röcken aus baumwollenem Stoff und großen schwarzen, aus dünngespaltenen Bambusstreifen geflochtenen Hüten, an Bord, die sich nach unserer Herkunft und unserem Begehren erkundigten. Am nächsten Morgen trafen Admiral Ting und Ma Kie chang mit zwei Schiffen ein, denen am 25. zwei weitere folgten, so daß ein chinesisches Geschwader, aus vier

Schiffen, zwei hölzernen Korvetten und zwei eisernen, zu der sogenannten Alpha-Klasse gehörenden Kanonenbooten bestehend, neben uns ankerte. Am 27. erschien Ma mit den koreanischen Bevollmächtigten Tschang Ning Yih und Kin Hung Tschi, wie sie wenigstens nach ihren Visitenkarten in chinesischer Aussprache hießen, und die Vertragsverhandlungen begannen. Es war ein buntes Bild und eine äußerst komische Szene. Die koreanischen Beamten in hellfarbigen langen Gazekleidern mit weiten Ärmeln und mit bunten Glas und Steinen belegten Gürteln in Tonnenreifenform, die an den Seiten durch Schlaufen gehalten wurden und vorn und hinten weit abstanden, und merkwürdigen Kopfbedeckungen sahen aus wie aus einem chinesischen Buche geschnittene Bilder von Männern aus alter Zeit; sie waren es auch in der That, denn sie trugen das Kostüm der chinesischen Beamten aus der Zeit der Ming-Dynastie, also aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, das sich in Korea erhalten hat; eine Verständigung war nur auf schriftlichem Wege möglich, denn wenn auch die Koreaner, Chinesen und meine Dolmetscher die chinesischen Zeichen lesen konnten, verstanden sich doch die beiden letzteren mit den ersteren nicht, wenn die Aussprache nach chinesischer, resp. koreanischer Weise erfolgte. Glücklicherweise waren die Hauptpunkte des Vertrages vereinbart und festgesetzt worden, so daß die schließliche Verständigung weder sehr mühsam, noch sehr zeitraubend war. Die Schwierigkeit der Verständigung mit den Koreanern, die selbst für die Chinesen bestand, gab mir aber die Veranlassung, bei Ma, der selbst vortrefflich Französisch, aber nicht Deutsch sprach, anzuregen und durchzusetzen, daß ein dritter Text, ein französischer, in den Vertrag aufgenommen werde, der bei Streitigkeiten als der maßgebende gelten solle. Auch die Annahme einer zweiten Bestimmung, nach der Deutschland und Deutsche von dem Augenblick der Unterzeichnung des Vertrages an, ohne auf die Ratifikation desselben durch die deutsche Regierung warten zu müssen, alle Vorteile desselben genießen sollten, gelang es mir zu erreichen. Als ich nach Abschluß des Vertrages nach Tientsin zurückkehrte, schüttelten meine chinesischen Freunde sehr den Kopf über diese Neuerungen,

aber die Sache war einmal verbrieft und besiegelt und ließ sich nicht ändern. Die von mir eingeschaltete Bestimmung erwies sich für die deutschen Interessen und Interessenten um so günstiger, als der von mir abgeschlossene Vertrag, obgleich man mit demselben in Berlin sehr zufrieden war, schließlich auf den Wunsch der englischen Regierung nicht ratifiziert wurde und die Ratifikationen des neuen im Winter 1883 abgeschlossenen Vertrags erst 1884 ausgetauscht wurden. Am folgenden Tage machte ich in Begleitung des Kommodores und mehrerer Offiziere den koreanischen Bevollmächtigten in dem etwa dreiviertel Stunden entfernt gelegenem Hause eines kleinen Beamten meinen Gegenbesuch; man hatte uns Pferde und Sänften zur Verfügung gestellt, aber die ersteren waren kleine, schmutzige und bissige Tierchen mit unmöglichen Sätteln; sie waren von so kleiner Statur, daß ein Reiter mit mäßig langen Beinen ganz gut die Erde mit den Füßen berühren konnte; die Sänften waren viereckige, zwischen zwei Stangen getragene Kasten von so diminutiven Verhältnissen, daß ein ausgewachsener Germane in ihnen überhaupt nicht Platz finden konnte. Wir machten den Weg also zu Fuß, mit Ausnahme von einigen der Offiziere, die der Versuchung, ein Pferd zu besteigen, bekanntlich eine sehr große für jeden Seemann, nicht widerstehen konnten. Die Gegend, durch die wir kamen, war sehr hübsch und gut angebaut, namentlich fielen uns wunderschöne große Kakibäume (Diospyros Kaki) auf, die mit ihrem dunklen, glänzenden Laube Nußbäumen sehr ähnlich sahen. Das Häuschen, in dem wir empfangen wurden, war klein und ziemlich sauber und erinnerte mit seiner Veranda, den ineinander gehenden Räumen und dem mit groben Matten bedeckten Fußboden an die japanischen. Die Unterhaltung war keine übermäßig belebte, sie drehte sich nach der Erledigung der Höflichkeitsphrasen im wesentlichen um die Schwierigkeiten der Beschaffung von frischem Fleisch und Kupfergeld zur Bezahlung von sonstigen Lebensbedürfnissen, für die die Koreaner ihre Unterstützung zusagten, aber die Ochsen, die wir schließlich bekamen, waren klein und zähe und einige Pferdeladungen kupferner Scheidemünze, die wir schließlich mit vieler Mühe für unsere Dollars er-

hielten, langten auch nicht weit. Ich hatte noch einen besonderen Wunsch, der den Herren viel Kopfzerbrechen machte; ich wollte unserm Völkermuseum etwas von diesem Besuch in Korea mitbringen, und da ich bereits herausgefunden hatte, daß in der Umgegend des Ankerplatzes der Schiffe nichts aufzutreiben sein würde, erkundigte ich mich nach der Möglichkeit, mir eine Sammlung der eigentümlichen aus Bambus, Pferdehaaren oder Pappe bestehenden Kopfbedeckungen der Beamten und des Volks zusammenzustellen; die erste Antwort war ein allgemeines Schütteln des Kopfes, da man von dem Vorhandensein solcher Dinge überhaupt keine Kenntnis habe; dann kam die Erklärung, daß sie käuflich nicht zu beschaffen seien, und schließlich, als ich in freundlicher Weise darauf hinwies, daß ein Besuch der japanischen Gesandtschaft in Söul, den ich unter andern Umständen freilich nicht unternommen haben würde, mir vielleicht Gelegenheit geben könnte, mir die gewünschten Sachen selbst zu besorgen, das Versprechen, sie für mich zu beschaffen, ein Versprechen, das auch erfüllt wurde, aber nicht ohne daß die verschiedenen bei der Frage beteiligten Unterbeamten die Gelegenheit benutzt hätten, ihr Schäfchen, Schaf wäre vielleicht richtiger, ins Trockne zu bringen. — Den Nachmittag benutzte ich mit dem Kommodore zu einem weiteren Spaziergang im Lande, der wieder viel landschaftlich Schönes bot; an einer Stelle, an der Reisfelder an mit dichtem Unterholz bewachsene Hügel und ein stattliches Wäldchen stießen, traf ich einen Koreaner, der auf die durch den Dolmetscher an ihn gerichtete Frage, ob hier gute Jagd sei, erwiderte: „Ja wohl, im Winter.“ „Und was denn?“ „Fasanen und Tiger.“ Daß es viele Tiger in Korea giebt, unterliegt wohl keinem Zweifel, obgleich sie nach den Fellen, die ich dort gesehen habe, kleiner als die manschurischen zu sein scheinen, aber es geht den Leuten dort wohl mit den Tigern, wie den Chinesen mit den Wölfen. Wo einmal, sei's vor zwanzig Jahren, ein Wolf gesehen worden ist, sind angeblich immer welche vorhanden, und alle Häuser und Ställe werden mit großen weißen Kreisen, Bildern der aufgehenden Sonne bemalt, vor denen die Wölfe sich fürchten sollen. So wird es sich

in Korea wohl auch mit den Tigern verhalten. In der Jahreszeit, in der wir Korea besuchten, war von Wild natürlich nichts zu sehen; auf dem Meere trieben sich einzelne Schwärme von Enten und in der Nähe unserer Schiffe zahlreiche Albatrosse umher, die letzteren übelriechende, verlauste Tiere, die wir anfänglich für Kormorane gehalten hatten, da sie meistens auf dem Wasser trieben und nur selten aufflogen. Sehr fischreich schien das Meer in der Gegend und Zeit auch nicht zu sein, denn ein von unsern Schiffen aus unternommener Versuch ergab nur wenig Beute, dafür aber mußten die Leute die ganze Nacht in den Böten zubrigen, denn sie fanden es unmöglich, gegen die Flut, die gewöhnlich zwanzig Fuß, unter besonderen Verhältnissen vierzig steigt, anzukommen. Am Abend aßen wir bei Ma und Admiral Ting auf einem der chinesischen Kriegsschiffe, das Kommodore von Blanc am Tage vorher besichtigt und besser, als er erwartet, aber nach deutschen Begriffen doch weder ganz sauber, noch absolut gefechtsbereit gefunden hatte. Ting, den ich öfter gesehen, und für den ich, wie alle die, die ihn kannten, viel übrig hatte, war ein früherer Taipingführer, der zu Li übergegangen war und unter demselben gegen seine früheren Genossen mit Erfolg gedient hatte. Vom Seewesen verstand er nicht viel, aber darauf wurde und wird in China kein Wert gelegt. Der Präsident des Opferamts wird morgen Oberbefehlshaber irgend eines Truppenteils oder Geschwaders, um übermorgen Finanz- oder Justizminister zu werden. Ting, der sich, wie bekannt, vor der Übergabe von Wei hai wei entleibte, hatte viel von seinem alten Freibeutertum behalten; er war ein leidenschaftlicher Spieler, der von Zeit zu Zeit in Tientsin erschien und die Stadt nicht eher verließ, bis er seinen letzten Dollar los geworden war. Es wurde von ihm erzählt und allgemein geglaubt, daß er an Löhnungstagen und besonders während der Neujahrsfeiertage, die in China zum mindesten immer zwei, manchmal drei Wochen dauern, in seiner Admiralskajüte offene Bank halte und dort seiner Mannschaft das Geld abnehme, um es nachher in Tientsin wieder an den Mann zu bringen. Trotzdem war er selbst nach fremden Begriffen nicht der schlechteste, und wenn

während der Jahre ihres Bestehens nichts Besseres aus der chinesischen Marine geworden ist, so lag die Schuld nicht an ihm, der guten Rat gehört haben würde und persönlich brav war, sondern an den Fukien-Leuten, die die Mehrzahl der Marineoffiziere bildeten und mit der Unwissenheit ihrer Landsleute die ganze Überhebung derselben besaßen. Sie sind es gewesen, die den Bemühungen jedes fremden Instrukteurs und ganz besonders des sehr tüchtigen englischen Kapitäns Lang entgegentraten und auch den letzteren zwangen, schließlich seine Stellung aufzugeben. In ihrer Arroganz wurden sie durch die Unwissenheit und den Dünkel des Tsungli Yamen unterstützt. Ich erinnere mich noch eines Gesprächs, das ich einige Jahre nach meiner Ankunft auf demselben hatte. China hatte durch den General-Zollinspektor eine Anzahl größerer und kleinerer eiserner Kanonenbote in England bauen lassen und dachte daran, seine maritime Rüstung durch eine Anzahl größerer Schiffe zu vervollständigen: bei einer Gelegenheit fragten mich die Minister, wie lange Zeit nach meiner Ansicht nötig sein werde, bis China eine brauchbare Flotte haben könne. Ich erwiderte, daß sie sich an keinen besser als an einen Deutschen hätten wenden können, da Deutschland sich soeben in der Periode der Schaffung einer Flotte befände. Als ich aber zwanzig Jahre als die Zeit angab, die zum mindesten dazu notwendig seien, kannte die Heiterkeit der Minister keine Grenzen. Sie erklärten, daß wenige Jahre dazu hinreichen müßten, da China willig und bereit sei, zu kaufen und zu bezahlen, was notwendig erscheine. Daß Zeit erforderlich sei, um Offiziere und Mannschaften auszubilden, Docks, Werfte, Reparaturwerkstätten und Fabriken zu errichten und die Befestigungswerke zum Schutz der letzteren herzustellen, war den Herren einfach unfaßlich, ebenso wie sie später nicht verstehn konnten, daß der Platz für eine Marine-Akademie an der Seeküste und nicht an dem See von Wan shau shan sei, auf dem die Kadetten manövrierten, um dem Hofe das Schauspiel einer Seemacht zu geben.

Am 30. Juni fand die Unterzeichnung des Vertrages an derselben Stelle statt, an der die der früheren vorgenommen worden

war. Als wir an der angegebenen Stelle mit den Böten anzulegen versuchten, stellte sich heraus, daß für dieselben nicht genug Wasser vorhanden war; unsere Matrosen mußten also mit aufgekrempelten Hosen oder ohne sie ins Wasser, und wir, in Gala, ritten auf ihnen ans Land. Dort angekommen fanden wir, daß der auf den ziemlich hohen Uferrand heraufführende Pfad so schlecht und schlüpfrig war, daß er eigentlich nur auf allen Vieren benutzt werden konnte; wir erklommen also die Höhe, so gut es eben gehn wollte, und es war eigentlich nur zu bedauern, daß der allanwesende Photograph diesmal fehlte, um das Bild aufzunehmen, das sicher Bekannten und Fremden gleiches Vergnügen bereitet haben würde. Nach einer halben Stunde kamen wir an ein großes Zelt, das innen und außen mit Fahnen geschmückt war und vor dem eine deutsche und eine chinesische Ehrenwache standen. Im Zelt selbst waren die koreanischen Bevollmächtigten mit einem zahlreichen Gefolge, sowie Ma und Ting und eine ganze Schar chinesischer Offiziere, die mit unsern Offizieren zusammen eine bunte Menge bildeten, die zu dem orientalischen Anstrich des Ganzen paßte. Im letzten Augenblick drohte der ganze Vertrag an der Frage der Stelle, wo die Bevollmächtigten zu zeichnen hätten, zu scheitern. Der erste koreanische Bevollmächtigte, ein Vetter der Königin, lang und dürr, Don Quichote, war der Krakehler, während der zweite, kurz und dick, Sancho Pansa, die gemütliche Seite der koreanischen Kultur vertrat; schließlich gelang es den Bemühungen Mas, den langen Herren zu überzeugen, daß seine Ansprüche weder seinen Rechten noch dem allgemeinen Gebrauch entsprächen, die verschiedenen Exemplare des Vertrags, sechs, wurden unterzeichnet und untersiegelt, die Ehrenwachen präsentierten, der Stosch durch Winken einer Postenkette benachrichtigt, salutierte, und damit der Feierlichkeit nichts fehle, wurde der neue Freundschaftsbund in schlechtem Champagner gefeiert und der Zahlmeister Riemers des Stosch nahm verschiedene Bilder auf. Der Rückweg war weniger romantisch als der Hinweg; der Pfad war genug abgetrocknet, um uns zu erlauben, ihn anders als sitzend herabzusteigen, und die einkommende Flut gestattete uns, direkt in die Böte zu ge-

langen. So erreichten wir den Stosch ohne weitere Schwierigkeiten und feierten am Abend die Unterzeichnung des Vertrags beim Kommodore zusammen mit Ting und Ma und hinterher noch lange in der Offiziersmesse, bis die späte Stunde uns daran erinnerte, daß wir am Morgen früh aufzubrechen hätten.

Wir hatten Korea nicht verlassen wollen, ohne den Versuch zu machen, das so oft genannte Kang-wa zu besuchen, und so brachen wir am 1. Juli in der von der Dampfbarkasse geschleppten Gig auf, um den Fluß, oder richtiger den Meeresarm, hinaufzufahren, der nach der Stadt führt. Admiral Ting hatte uns seinen Flaggleutnant mitgegeben, um uns den Weg zu zeigen, aber der brave Chinese hatte von nichts eine Ahnung, und so mußten wir uns auf uns selbst verlassen. Wir hatten, um Zeit zu haben, unsere Fahrt während der Ebbe antreten müssen, und dieselbe lief in dem engen Kanal, der sich durch ein mit Felsblöcken angefülltes Feld von schwarzem Schlick wand, so stark, daß wir mit unserer Dampfbarkasse, die acht Knoten machte, kaum dagegen aufkommen konnten. An einer Stelle, an der Felsenriffe den Kanal in der Mitte teilten, gab uns der Chinese die falsche Seite an, in der wir aufliefen; wir kamen allerdings, da gegen den furchtbaren Strom unsere Barkasse nur sehr langsam vorwärts kam, gleich wieder los, aber das Wenden war in dem reißenden Strom nicht leicht, und für einen Augenblick schien es, als ob wir kentern könnten, aber alles lief glücklich ab. Die Stelle, an der wir diesen Zufall hatten, muß dieselbe gewesen sein, an der 1871 das amerikanische Kanonenboot Palos strandete. Wenn man die jetzt nicht armierten Batterien sah, die die Hügel an beiden Seiten des schmalen Kanals bedeckten, so war es absolut unverständlich, wie die amerikanischen Fahrzeuge und Böte unter dem Feuer derselben die enge Fahrstraße hatten passieren können, ohne in Grund und Boden geschossen zu werden. Die einzige Erklärung, und sie ist wahrscheinlich die zutreffende, ist, daß die Geschütze der Batterien auf einen bestimmten Punkt gerichtet waren, — eine Anzahl derselben hatte keine Lafetten, sondern waren auf Blöcken angebracht, während andere zu zwanzig oder dreißig, wie

die Rohre einer altmodischen Mitrailleuse, in einer Reihe befestigt waren und anscheinend mittels einer gemeinsamen Zündschnur abgefeuert wurden — und daß die Koreaner den richtigen Augenblick verpaßten, oder die Geschütze zu hoch oder zu niedrig gerichtet waren. Als wir nach siebenstündiger Fahrt die Stelle erreichten, wo der Fluß unter dem Hügel, auf dem das sogenannte Ellenbogen-Fort lag, eine scharfe Biegung machte, packte der Strom die Barkasse mit solcher Gewalt, daß er sie wie einen Ball fast über die ganze Breite der hier engen Fahrstraße schleuderte, die gerade an dieser Stelle mit Klippen gespickt ist. Es war fast ein Wunder, daß wir mit keiner derselben in unangenehme Berührung kamen, aber der Kommodore hatte genug von der Fahrt, und da uns auch die Zeit sehr kurz zu werden drohte, liefen wir auf der gegenüber liegenden Seite in einen von der Insel, auf der die Monocacy 1871 gestrandet gewesen war, gebildeten kleinen Hafen, landeten, stiegen einen kleinen Hügel hinan und setzten uns zu dem mitgenommenen, leckerbereiteten Mahle nieder. Es war ein eigentümlicher Picknickplatz, wie man ihn in der Welt wohl nicht zum zweiten Male finden dürfte. Wir saßen am Fuß einer der steinernen, auf Befehl des Tai wen kun errichteten Denktafeln, auf der in chinesischer Schrift eingehauen war: „Die westlichen Barbaren werden kommen, um in unser Land einzudringen; Korea hat nur die Wahl zwischen Krieg und Frieden. Sich friedlich unterwerfen, heißt das Land verkaufen, darum müssen wir Koreaner zu den Waffen greifen“; zu unsern Füßen lag der reißende Strom, auf dem jetzt, in dem Augenblick, in dem die Flut umsetzte, Hunderte von Dschunken und Fischerböten mit geschwellten Segeln dahinglitten, und rings um uns auf grünen, zum Teil angebauten, zum Teil mit Busch und Wald bedeckten Hügeln sahen wir die zerfallenden Wälle der Forts, mit denen das Land der Morgenröte vergeblich versucht hatte, die herandringende Flut westlicher Kultur, denn auch die Japaner waren Träger derselben, zurückzuhalten. Es war für denjenigen, der mit offenen Augen im Buche der Geschichte zu lesen versucht, eine unvergeßliche Stunde. Als wir gegen Abend die Rückfahrt antraten, brachten uns zwei und eine

halbe Stunde schnellster Fahrt an Bord der Schiffe zurück; die Schlickebene hatte sich in eine schäumende See verwandelt, in der Inseln und Klippen lagen, und die Felsen im Flußbett waren von der eindringenden Flut hoch bedeckt.

Am nächsten Morgen, 2. Juli, gingen wir früh in See, aber schon nach dreiviertel Stunden kam so dichter Nebel auf, daß wir ankern mußten; die Lage war nicht angenehm, denn wir wußten, daß die Chinesen die Absicht gehabt hatten, bald nach uns ihren Ankerplatz zu verlassen, und wir hatten kein übermäßiges Vertrauen in ihren Ausguck und ihre Vorsicht; wir fühlten uns erst beruhigt, als sie nach einer halben Stunde im dicksten Nebel mit voller Fahrt bei uns vorbei getobt waren. Nach einer Stunde wurde es wieder hell; wir konnten unsere Fahrt fortsetzen und kamen am 3. um vier Uhr nachmittags auf der Rhede von Chefoo an. Ich schiffte mich dort am nächsten Tage aus und kehrte nach Peking zurück, voll der angenehmsten Erinnerungen an die genuß- und erfolgreiche Fahrt und voll Dankbarkeit für die auf dem Stosch mir und meinen Begleitern in liebenswürdigster Weise zu teil gewordene Gastfreundschaft. Ich will hier gleich erwähnen, daß Kommodore von Blanc mich mit einigen seiner Offiziere am 1. Oktober d. J. in Peking besuchte, wo der ebenfalls in seiner Begleitung befindliche Marinepfarrer Heims in der Gesandtschaft die erste deutsche Predigt abhielt. Am 21. April traf ich dann Herrn von Blanc, der am 1. d. M. seine Ernennung zum Kontreadmiral erhalten hatte, mit „Stosch", „Elisabeth", „Wolf" und „Iltis" in Hongkong, und verlebte dort zwei frohe Tage mit ihm und den Kommandanten und Offizieren der Schiffe.

In Korea sollte indessen nicht alles so glatt verlaufen, wie dies nach dem schnellen Abschluß der Verträge den Anschein gehabt hatte. Eine lang anhaltende Dürre, und infolge derselben eine Reismißernte, die Unzufriedenheit der Soldaten, die nach fremder Art ausgebildet werden sollten, Unvorsichtigkeiten der Japaner, und der alte Haß gegen alles Fremde und alle Fremden, die der Tai wen kun sorgfältig geschürt hatte, riefen am 23. Juli 1882 einen Aufstand hervor, der mit der

Plünderung der Reismagazine begann und sich dann gegen die Japaner wendete, die vergeblich versuchten, sich in ihrer Gesandtschaft zu verteidigen; schließlich schlugen sie sich, den japanischen Vertreter Hanabusa an der Spitze, durch den sie belagernden Pöbel durch und erreichten vollständig erschöpft Ninsen, wo sie von dem Gouverneur freundlich aufgenommen und untergebracht wurden. Aber auch hier wurden sie in der Nacht vom Pöbel und den Soldaten angegriffen; mit Mühe gelang es ihnen nach Chemulpo zu entkommen und sich dort einer Dschunke zu bemächtigen, mit der sie in See stachen. Schließlich wurden sie von dem englischen Vermessungsschiff Flying Fish aufgenommen. Gleichzeitig mit diesem Angriff gegen die Japaner versuchten Verschworene sich der Person des Königs zu bemächtigen und die Königin zu ermorden. Dem ersteren gelang es zu entkommen, und die letztere wurde durch eine Dienerin gerettet, die sich für sie opferte, aber sie wurde während lange genug tot gesagt und geglaubt, daß Landestrauer für sie angeordnet werden konnte; sie kehrte erst, als die Unruhen ganz unterdrückt waren, in den Palast zurück. Von seiten des Königs geschah sobald als möglich alles, um einen Konflikt mit Japan zu vermeiden, und bereits Ende August wurde mit Hanabusa ein Abkommen getroffen, durch das den Japanern volle Genugthuung und Entschädigung gewährt und ihnen das Recht zur Unterhaltung einer Schutzwache auf der Gesandtschaft eingeräumt wurde. Das größte Verdienst an der Wiederherstellung der Ruhe hatten aber die Chinesen, die sofort nach dem Eintreffen der Nachricht von den Vorfällen in Söul in Tientsin eine ansehnliche Truppenmacht nach Korea schickten und sich dort durch List des Tai wen kun — er war zu einem Besuch des chinesischen Lagers eingeladen worden und wurde dort verhaftet — bemächtigten und ihn nach China deportierten. Derselbe blieb während einer Reihe von Jahren als Gefangener in Paotingfu und wurde schließlich, anscheinend auf die Bitten seines Sohnes, des Königs, der nach den Vorschriften der konfuzianischen Moral nicht anders als so handeln durfte, noch mehr aber wohl, weil Li glauben mochte, in ihm einen Bekämpfer japanischen Einflusses zu besitzen, wieder

nach Korea zurückgesandt. Er starb dort, nachdem er die Seele weiterer Verschwörungen gewesen war und großen Anteil an der Ermordung der Königin gehabt hatte, 1897. Der Führer der chinesischen Truppen war Admiral Wu Chang ching, der 1884 starb; bei derselben Gelegenheit wurde auch der Name Yuan Shi kais zum ersten Male weiteren Kreisen bekannt, der später oft als derjenige genannt wurde, der das Reformprojekt Kang Yu weis zum Scheitern gebracht und als Gouverneur von Shantung Beziehungen zu den deutschen Behörden in Tsingtau zu unterhalten gehabt hat.

Der Abschluß der Verträge zwischen Korea und einigen fremden Mächten legte auch China nahe, eine Abänderung in seinen bisherigen ausschließlich auf den Landgrenzhandel und den durch die Tributmissionen betriebenen, beschränkt gewesenen Handelsbeziehungen zu demselben eintreten zu lassen. Zu dem Zweck wurden zwischen Li Hung chang und der Koreanischen Regierung zwei Abkommen abgeschlossen, von denen das erste vom September 1882 sich mit dem Seeverkehr und der Stellung der beiderseitigen Unterthanen in beiden Ländern beschäftigte, während das zweite vom März 1883 sich auf den Landverkehr bezog. Charakteristisch für beide Schriftstücke war das Bemühen, die alten politischen Beziehungen zwischen China und Korea als unberührt durch diese kommerziellen Abmachungen darzustellen und jede Möglichkeit fern zu halten, daß dritte Mächte für sich die Vorteile in Anspruch nehmen könnten, die die Vertragschließenden sich untereinander zugestanden; noch charakteristischer aber war, daß, während der eine Kontrahent der König von Korea war, als der andere der Handelssuperintendant in den nördlichen Häfen d. h. Li Hung chang figurierte, der auf dem Fuße vollständiger Gleichheit mit dem Könige verhandelte und dem u. a. das Recht zur Ernennung von Handelskommissaren in den geöffneten Häfen Koreas zugestanden wurde. Es entsprach dies vollständig der chinesischen Auffassung, durch die der amtliche Verkehr mit den Außen — d. h. tributpflichtigen — Ländern den zunächst an der Grenze befindlichen Generalgouverneuren übertragen

wurde; so für Korea dem von Chili, für Annam und Siam dem der beiden Kwangs, für Burma dem von Yünnan und Kweichau, für Tibet und Nepal dem von Szechuen. Die Zentralregierung und der Kaiser hatten nur mit dem zeremoniellen Teil der Sache zu thun, während dem betreffenden Generalgouverneur die Arbeit und die Verantwortlichkeit zufiel. Das sind Zustände, die man bei der Beurteilung der Entwicklung der Beziehungen Chinas zu seinen Außenländern, wie zum Auslande überhaupt, nicht aus den Augen verlieren darf, denn sie spielen eine wichtige, die wichtigste Rolle in denselben. Des Abschlusses eines andern deutsch-koreanischen Vertrages Ende 1883 habe ich bereits gedacht; derselbe wurde zugleich mit einem englisch-koreanischen verhandelt, bei dem Sir Harry Parkes als englischer Unterhändler thätig war, während für den deutschen der Generalkonsul in Yokohama, Zappe, als Bevollmächtigter ernannt worden war, einer der tüchtigsten Beamten in Ost-Asien, der dem Dienst leider durch einen zu frühen Tod entrissen worden ist. Mir war er von der Zeit gemeinschaftlicher Arbeit in Japan her eng befreundet. Die beiden Verträge waren nach dem Muster der zwischen China und dem Auslande abgeschlossenen gemacht; sie haben weder eine größere Entwicklung der Handelsbeziehungen herbeiführen können, noch sind sie im stande gewesen, den Ausbruch weiterer schwererer Unruhen zu verhindern; beides hängt gewöhnlich mehr von äußeren Umständen und der Handhabung des Erreichten ab, als von dem Inhalt der Verträge.

Der engeren Beziehungen der sogenannten liberalen Partei, d. h. einzelner in Japan erzogener oder mit japanischen Ideen vertraut gewordener Persönlichkeiten, zu Japan sollte 1884 zu neuen Unruhen in Söul führen. Am 4. Dezember d. J. wurde während eines in dem neu errichteten Postgebäude gegebenen Festes ein Mordanfall auf einen Vetter der Königin, Min Yong Ik, gemacht; drei der Verschworenen, die an dem Feste teilgenommen hatten, Hong Yong Sik, Kim Ok Kiun und Pak Yong Hio, eilten nach dem Palast und überredeten den König, sich unter ihren Schutz zu stellen; gleichzeitig wurden die die Schloßwache befehligenden

Generäle und andere hohe Beamte nach dem Palast gerufen, und dort zum Teil vor den Augen des Königs ermordet. Der japanische Gesandte wurde aufgefordert, mit seiner Schutzwache nach dem Palast zu kommen, und er that dies, nachdem die Aufforderung dreimal wiederholt worden war; der deutsche, englische und amerikanische Vertreter, die ebenfalls aufgefordert wurden, sich nach dem Palast zu begeben, lehnten dies ab. Inzwischen wuchs die Aufregung in der Stadt, einige Japaner wurden in den Straßen ermordet, und als am 6. die chinesischen Truppen vor dem Palast erschienen und der Kommandant derselben Zutritt zum König verlangte, räumten die japanischen Truppen, es ist nicht recht ersichtlich, ob mit oder ohne Kampf, ihre Stellung und zogen sich in die Gesandtschaft zurück, wo ihre Lage indessen eine so bedrohliche wurde, daß der Gesandte, Takezuye, sich am 7. morgens entschloß, dieselbe und die Stadt zu verlassen und sich nach Chemulpo zurückzuziehen. Mit dem Eingreifen der chinesischen Truppen war für die Verschworenen jede Aussicht auf Erfolg verloren; einer der Rädelsführer wurde auf Befehl des chinesischen Generals auf der Stelle hingerichtet, ein anderer von dem wütenden Volke zerrissen, und nur Kim Ok Kiun — man wird sich erinnern, daß derselbe 1894 von einem Koreaner in Shanghai ermordet, und sein Leichmam an die koreanische Regierung ausgeliefert wurde — und einigen andern von geringerer Bedeutung gelang es, im Gefolge der Japaner nach Japan zu entkommen. Japan, obgleich sein Einfluß, und der Glauben an seine eventuelle Unterstützung die Hauptveranlassung zu der Verschwörung und den mit denselben verbundenen Greuelthaten gewesen war, säumte nicht, Genugthuung zu fordern; Inouye erschien mit einer Flotte vor Chemulpo, und die koreanische Regierung beeilte sich, auch auf den Rat der chinesischen, sich den an sie gerichteten Forderungen zu unterwerfen.

Die Sache hatte indessen auch noch zwischen China und Japan ein diplomatisches Nachspiel. Im März 1885 kam der japanische Staatsminister Ito nach China und unterzeichnete nach längeren Verhandlungen mit Li in Tientsin am 18. April ein Abkommen,

durch das beide Mächte sich verpflichteten, ihre in Korea befindlichen Truppen zurückzuziehen und für den Fall, daß sie durch die Verhältnisse genötigt werden sollten, wieder Truppen dorthin zu senden, dem andern Kontrahenten davon Mitteilung zu machen, dem es dann freistehen solle, dasselbe zu thun. Charakteristisch für die Haltung der chinesischen Regierung war, daß, als ich den Ministern des Yamen von dieser Konvention sprach, die bestimmt sein sollte, für Japan den Vorwand zum Kriege von 1894 zu geben, dieselben mir erklärten, daß die Regierung nichts von derselben wisse, da die Sache ausschließlich Li angehe.

Ein ernsthafter Konflikt drohte sich aus einem Zusammenstoß zwischen chinesischen Kriegsschiffsmatrosen und japanischer Polizei, der in Nagasaki im August 1886 stattfand, zu entwickeln; es gelang aber der von dem damaligen deutschen Vertreter in Tokio, jetzigem Botschafter in Washington, Dr. von Holleben ergriffenen Initiative und unsern gemeinschaftlichen Bemühungen, dort und in Peking im Januar 1887 eine Verständigung zwischen den beiden Regierungen herbeizuführen, die der zu einer Zeit nicht unbegründeten Besorgnis, daß der Zwischenfall weitere Folgen haben könnte, ein Ende machte.

In Vorstehendem ist der Liukiufrage nicht Erwähnung geschehen, die zwischen beiden Regierungen, China und Japan, zu einer ernsten Verstimmung geführt gehabt hatte, aber an anderer Stelle habe ich auf das Vorgehen Japans gegen diese Inseln aufmerksam gemacht. Als der frühere Präsident der Vereinigten Staaten, General Grant, im Frühsommer 1879 China besuchte, wurde er von Li Hung chang, wie von den Ministern des Yamen dringend ersucht, seinen Einfluß in Japan, wohin er sich demnächst begeben wollte, geltend zu machen, um eine Erledigung dieser Frage, die Chinas Interessen und Würde nicht verletze, herbeizuführen; aber seine Interzession, wenn sie überhaupt stattfand, wie die von den Abgesandten der Liukiuinseln an den amerikanischen Gesandten in Tokio, Mr. Bingham, gerichteten Bitten um eine Intervention der Vereinigten Staaten, blieben gleich erfolglos; 1880

war die Annexion der Liukiuinseln durch Japan eine vollendete Thatsache.

Wer mit einiger Aufmerksamkeit den die Beziehungen Chinas zu Japan behandelnden Teil meiner „Erinnerungen" gelesen hat, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß Japan bei allen Gelegenheiten der angreifende Teil gewesen ist und China sich stets in der Defensive befunden hat. Das hat sich auch, nachdem ich China verlassen hatte, fortgesetzt, aber die in der Geschichte ewig thätige ausgleichende Gerechtigkeit hat auch in diesem Falle dafür gesorgt, daß dem Angreifer die Folgen seiner Thaten nicht erspart geblieben sind. Die Last der Rüstungen, die Japan zu tragen hat, ist für das Land fast schon zu schwer geworden, und an Stelle des Klotzes China ist in Korea der Storch Rußland getreten, der den Japanern ein viel gefährlicherer Gegner als das ungefüge Friedensreich der Mitte sein dürfte. Die Geschichte schreitet langsam, zu langsam für unsere mit Telegrapheneile dahinsausende Zeit, aber wer nicht nur auf den Augenblick, sondern auch auf die Vergangenheit zu schauen gewohnt ist, wird ihr vergeltendes Walten oft erkennen. Über dreihundert und fünfzig Jahre waren hingegangen, seitdem Cortez das eroberte und mit Schwert und Feuer verwüstete Mexikanische Reich einem spanischen Habsburger, Karl V., zu Füßen gelegt hatte, ehe ein anderer Habsburger in Queretaro sein Leben lassen mußte. Der Sieger aber, Juarez, war der Sohn indianischer Eltern.

Ich sollte, ehe ich Ost-Asien verließ, Korea noch einmal wiedersehen. Es war im Jahre 1893, als ich mich dorthin begab, um mich zu verheiraten; ich blieb lange genug in Söul, um mich ziemlich eingehend über die politische Lage zu informieren und manches zu sehn, was ich bei meiner früheren Anwesenheit unter andern Umständen nicht zu beobachten im stande gewesen war. Ich fand die Beziehungen zu Japan sehr gespannt, weniger wegen thatsächlicher Verhältnisse, als weil der damalige Vertreter Japans in Korea, Oishi, ein Mitglied der radikalen Partei des japanischen Parlaments, mit großer Rücksichtslosigkeit auf einen Bruch hin-

arbeitete; nur der Ruhe und den verständigen Ratschlägen Li Hung changs war es zu verdanken, daß die Krisis, die ein Jahr später einsetzte, nicht bereits 1893 zum Ausbruch kam. Zugleich war die Luft voll von Gerüchten von Aufständen der Tonghaks, derselben religiösen Sekte, die 1894 die chinesische Intervention, und damit alle Folgen derselben hervorrufen sollte. In Korea waren eine Anzahl amerikanischer militärischer Instruktoren thätig, aber was ich von den durch sie ausgebildeten koreanischen Truppen sah, konnte mir keine besonders hohe Meinung von den letzteren geben; auch die politischen und sonstigen amerikanischen Berater der Regierung, so tüchtige Leute sie sonst sein mochten, hatten, wie das kaum anders der Fall sein konnte, nicht den genügenden Einfluß auf die Regierung, um dieselbe vor Thorheiten bewahren, oder auf den rechten Weg leiten zu können. Es wird in orientalischen Ländern einem Fremden stets unmöglich sein, sich in die Verhältnisse zu finden und die tausend und aber tausend Fäden der Intriguen zu entwirren, die am Hofe, in den Harems und zwischen den einzelnen Familien und Individuen gesponnen werden, und man darf niemandem einen Vorwurf daraus machen, wenn er in einem solchen Spiel der Gemeinheit und der Lüge unterliegt. Ich hatte Gelegenheit, den König zu sehn, der seitdem den Kaisertitel angenommen hat — König, Wang, schloß immer den Gedanken an die politische Abhängigkeit von einer stärkeren Macht ein —; er machte den Eindruck eines unbedeutenden, wohlwollenden Mannes, was seine persönliche Geschichte, wie die seines Reiches vollauf bestätigt hat. Der Kronprinz, von dem ich gleich nach seinem Vater empfangen wurde, schien geistig sehr unentwickelt; er sah sich während unseres kurzen Gesprächs fortwährend hilfesuchend nach den beiden Eunuchen um, die rechts und links von ihm standen und ihm jede Antwort soufflieren mußten. Die Königin, die interessanteste Person der Familie, habe ich nach der Etikette des koreanischen Hofes leider nicht sehen können; aber als ich von der Audienz beim König zurückkehrte, fand ich, daß sie meine Frau hatte rufen lassen, um ihr persönlich Lebewohl zu sagen und eine glückliche Reise zu wünschen. Sie hatte die Gnade,

ihr besonders für sie nach europäischem Muster angefertigte Schmucksachen als Andenken zu überreichen, und als wir abends beim Thee zusammensaßen, kam eine ganze Karrenladung von Geschenken des Königs und der Königin für meine Frau und mich. Die Königin war der einzige Mann der Familie, und sie ist den Tod eines Mannes gestorben, ermordet von ihren politischen Feinden, den Japanern, auf Anstiften und mit Beihilfe ihres Schwiegervaters, des Tai wen kun.

X.

Die Audienzfrage.

Allgemeine Betrachtungen. — Das Taihotien. — Eine chinesische Gratulationscour. — Die Skala der chinesischen Begrüßungen. — Eine Audienz eines holländischen Gesandten. — Der Vertrag von 1858. — Chinesische Überhebung. — Lord Elgins Auffassung, Lage und Schwierigkeiten. — Seine Nachgiebigkeit in Shanghai. — Die fremden Vertreter vor Taku zurückgewiesen. — Niederlage der Engländer. — Mr. Ward nach Peking. — Forderung des Kotau seitens der Chinesen. — Das Abkommen von 1860. — Ruhen der Audienzfrage. — Kaiser Tungchih. — Verhandlungen über die Audienzfrage. — Empfang der Gesandten. — Aussetzungen an dem beobachteten Zeremonial. — Der Tse Kwang ko. — Tungchihs Tod. — Minderjährigkeit seines Nachfolgers. — Der Prinz von Chun. — Seine Reise nach Tientsin und Port Arthur. — Berührung desselben mit Fremden. — Meine Forderung, gleichfalls empfangen zu werden. — Fest und Empfang auf dem Yamen. — Die Persönlichkeit des Prinzen. — Seine Liebenswürdigkeit. — Kaiser Kwangsüs Regierungsübernahme. — Note des Yamen vom 14. Februar 1890. — Meine Auffassung der Lage. — Verhandlungen. — Das Protokoll vom 23. Februar 1891. — Die Audienz. — Beschreibung derselben. — Die Halle. — Die Umgebung. — Der Kaiser. — Beurteilung der Audienz. — Oberst Denbys Bericht. — Das Protokoll vom 18. Februar 1891. — Wahl einer neuen Halle. — Der Chang Kuang Tien. — Russisch-französische Forderungen. — Weigerung des Yamens. — Gewährung einer Räumlichkeit im Palast 1894. — Stand der Audienzfrage.

Die Frage des Empfangs fremder Gesandten durch die Herrscher orientalischer Länder oder orientalischen Ursprungs, ist stets eine ganz besonders schwierige gewesen, sie wird es aber in noch höherem Maße da, wo die Fremden sich nicht der an dem betreffenden Hofe gebräuchlichen Etikette unterwerfen wollen. Die europäischen Regierungen haben im allgemeinen wenig Wert auf die Frage gelegt, so lange es sich um ihrer Ansicht nach ganz oder

halbbarbarische Staaten handelte; es ist nicht zwei Jahrhunderte her, daß die Gesandten von Mächten, die bereit waren das Schwert zu ziehen, wenn es sich darum handelte, wer von ihren Vertretern dem andern einen Schritt mehr oder weniger entgegen gehen solle oder welchem Staat bei der Korrespondenz oder sonst königliche Ehren zu erweisen seien, nichts dagegen einzuwenden hatten, daß ihre Vertreter Stunden und Tage lang vor der Hohen Pforte, umgeben und verhöhnt von den Janitscharen warten mußten, bis der Sultan den Befehl gab, — die wirklich gebrauchte Form war kaum so höflich — sie zu füttern und zu kleiden. In Marokko empfing bis vor kurzem, vielleicht noch heute, der Sultan die fremden Vertreter zu Pferde im Hofe seines Palastes, und die Äußerung Napoleons I., als er den Mißerfolg der Mission Lord Amhersts in Peking erfuhr: „Wenn ich etwas von dem Kaiser von China wollte, würde ich meinem Gesandten befehlen den Kotau zu machen", ist bekannt. Vertreter, welche die Frage praktisch zu behandeln hatten, mußten daher stets die Abneigung ihrer Regierungen, wegen Zeremonialfragen Schwierigkeiten zu haben, im Auge behalten und berücksichtigen. Über die Art und Weise, wie fremde Vertreter, die den Kotau zu machen bereit waren, früher in China behandelt worden, liegen besonders ausführliche holländische Berichte vor. Die Zeremonie ging in oder richtiger vor dem Taihotien vor sich. Diese große Halle steht auf einem massiven Unterbau von sechs Meter Höhe und ist selbst fünfunddreißig Meter hoch; ihr mit gelben glasierten Ziegeln gedecktes Dach ruht auf sechs Reihen von je zwölf hölzernen Säulen, deren jede aus einem einzigen Stamme gefertigt ist. Der Thronsaal selbst mißt ungefähr 65 Meter in der Breite und 28 in der Tiefe. Drei Reihen marmorner, mit reich ausgeführten Reliefs von Tieren und Vögeln verzierter Balustraden umgeben ihn, und fünf Marmortreppen führen zu ihm hinauf. Zwischen den Balustraden stehen — standen wäre heute nach dem Besuch der fremden Truppen in Peking vielleicht richtiger — achtzehn bronzene dreifüßige Gefäße, als Symbole der Herrschaft des Kaisers über die achtzehn Provinzen des chinesischen Reichs, und

zwei ebenfalls bronzene Kraniche auf Schildkröten, als Symbole der Kraft und des langen Lebens, eine Sonnenuhr aus Marmor als Symbol des Maßes der Zeit und ein ebensolches Scheffelmaß als Symbol des Maßes der Menge. Oben im Thronsaal, in der Mitte der halbdunklen Halle, auf einem Thron sitzt der Kaiser nach manchurischer Art mit untergeschlagenen Beinen, rechts und links von ihm stehen die höchsten Hofbeamten, fast alle Manchus, an ihrer Spitze die Herzöge mit der eisernen Mütze, Nachkommen der Führer bei der Eroberung Chinas, in deren Familien der Herzogtitel dauernd erblich ist, und die meistens den Rang als Oberstkämmerer haben. Auf den Treppen nehmen die Prinzen des kaiserlichen Hauses erster bis vierter Klasse und diejenigen Beamten Aufstellung, die zu den fünf höchsten Adelsklassen gehören; alle anderen audienzfähigen Beamten stehen in achtzehn Reihen im Hofe, je nach ihrem Range geordnet. Ihre Plätze sind durch besondere, mit kupfernen Deckeln versehene Steine angegeben, bei denen sie auf Kommando den Kotau d. h. das dreimalige Niederwerfen und neunmalige Aufschlagen mit dem Kopfe vollziehen.*) In diesen Hof wurden die holländischen Gesandten lange vor Sonnenaufgang geführt und auf der linken Seite des Throns aufs die

*) Dr. Morrison giebt die folgende Beschreibung der acht in China gebräuchlichen Begrüßungsarten, die auch in Wells Williams „Middle Kingdom“ übergegangen ist. 1. Die Hände (richtiger die Fäuste) zusammenlegen und sie bis zur Brust erheben; 2. sich in der Stellung verbeugen; 3. das Knie beugen, als wenn man niederknieen wolle; 4. ein wirkliches Niederknieen; 5. der Kotau, d. h. niederknieen und mit dem Kopf einmal auf den Boden schlagen; 6. dies letztere dreimal wiederholen; 7. niederknieen und den Kopf dreimal aufschlagen, dann aufstehen und die ganze Zeremonie wiederholen, und endlich 8. die vorige Zeremonie dreimal wiederholen, d. h. dreimal niederknieen und neunmal mit dem Kopfe aufschlagen. Einige Götter des chinesischen Pantheons haben ein Anrecht darauf, mit den unter 6 und 7 aufgeführten Zeremonien begrüßt zu werden; der Kaiser und der Himmel allein auf Nr. 8. Der Kaiser macht Anspruch auf göttliche Ehren, die Zeremonien, die in seiner Gegenwart vollzogen werden, haben daher einen unzweifelhaft religiösen Charakter und sind nicht einfache Formen der Etikette, die nach Belieben geändert werden können. Die Herrscher der manchurischen Dynastie sehen die unter 8 angeführte Form als in der schärfsten Weise die Unterthänigkeit und Huldigung eines Staats gegenüber dem andern ausdrückend an.

Erde gesetzt. Nach einer Weile wurde mit einer Glocke ein Zeichen gegeben, worauf eine Stimme in tartarischer — Manchurisch ist die Hofsprache — Sprache etwas rief, worauf eine Anzahl von Beamten sich zwischen den vorher angeführten Steinen aufstellten und auf das Kommando eines Zeremonienmeisters dreimal niederknieten und neunmal „mit Biegung des Hauptes ihre Ehrerbietung bezeugten," wie es in dem Bericht über die Audienz heißt. Nach der Vorschrift soll das Aufschlagen des Kopfes hörbar sein. Dann wurden der Gesandte und seine vier Begleiter vorgerufen und verrichteten dieselbe Zeremonie; nachher wurden der Gesandte, sein Sohn und einer seiner Begleiter auf einem Umweg eine der steinernen Treppen hinauf in den Saal des Thrones geführt, wo sie den von Gold glänzenden Thron und den Kaiser in goldenem (gelbem?) Gewande auf demselben sitzen sahen. Hier wurde ihnen ein Becher mit Bohnensaft (Bohnensuppe) gereicht. Nachdem sie denselben geleert, stand der Kaiser von dem Thron auf und ging hinaus.

Der englisch-chinesische Vertrag vom 26. Juni 1858, der den Krieg von 1857 beendete, enthielt in seinem zweiten Artikel die Bestimmung, daß die Herrscher Englands und Chinas gegenseitig übereinkämen, in Übereinstimmung mit dem Gebrauche großer und befreundeter Mächte, Botschafter, Gesandte oder andere diplomatische Agenten bei den Höfen bezüglich von Peking und St. James zu ernennen. In dem zweiten wurde sodann festgesetzt, daß der englische diplomatische Vertreter das Recht haben solle, sich dauernd oder zeitweilig mit seiner Familie und seinem Stabe in Peking aufzuhalten und dort ein Grundstück und Haus zu kaufen oder zu mieten, wobei die Chinesische Regierung ihm behülflich sein werde. Es solle nicht von ihm verlangt werden, daß er irgend eine Zeremonie vollziehe, die herabwürdigend für ihn als den Vertreter des Herrschers einer unabhängigen, mit China auf demselben Fuße stehenden Nation sei. Dagegen solle er dem Kaiser gegenüber dieselben Formen des Zeremonials und der Achtung gebrauchen, die von den englischen Vertretern den Herrschern anderer unabhängiger und gleichstehender Staaten gegenüber gebraucht würden. Endlich

wurde bestimmt, daß jede wörtliche oder thätliche Beleidigung gegen den englischen Vertreter oder ein Mitglied seiner Familie oder seines Stabes schwer geahndet werden solle.

Mit der Aufnahme dieser Artikel in den Vertrag war der Wunsch aller derer erfüllt worden — und es war dies die große Mehrzahl aller sich in China aufhaltenden, mit den Verhältnissen des Reichs bekannten Personen, Kaufleute und Beamte — die von der Aussicht ausgingen, daß nur der direkte Verkehr mit der Zentralregierung die Ausführung der Vertragsbestimmungen sichern könne. Diese Auffassung war durch die Auffindung einer großen Anzahl von Schriftstücken in den Archiven des Generalgouverneurs von Kanton bestärkt worden; so hatte man dort u. a. die Originalratifikation des Vertrages von 1842 gefunden, die als ein Schriftstück von untergeordneter Bedeutung nicht nach Peking geschickt worden war, und zahllose Berichte und Erlasse, aus denen hervorging, daß die Provinzialbehörden bemüht gewesen waren, die Erfolge der Engländer möglichst zu verkleinern, und man in Peking bereitwilligst auf diese Darstellung der Sachlage eingegangen war, die der Unwissenheit des Hofes entsprach und seiner Eitelkeit und seinem Hochmut schmeichelte. Lord Elgin ist vielfach vorgeworfen worden, daß er nicht darauf bestanden habe, selbst in Peking vom Kaiser empfangen zu werden, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er dann sofort Gelegenheit gehabt haben würde, sich zu überzeugen, wie wenig Ernst es den Chinesen mit den in dem Vertrage gemachten Zugeständnissen gewesen war. Die Forderung schloß also die Fortsetzung des Krieges ein, die man in England höchst ungern gesehen und wahrscheinlich — ein Ministerium hatte schon in der chinesischen Frage gegen eine feindliche Abstimmung im Unterhaus zu kämpfen gehabt — um so mehr gemißbilligt haben würde, als England allem Anschein nach dabei von seinem französischen Bundesgenossen im Stich gelassen worden wäre. Man übersieht bei dem Urteil über Lord Elgin, das auch in kürzlich erschienenen Werken über diese Zeit wiederholt worden ist, daß es nur seiner Entschlossenheit zu verdanken gewesen ist, wenn die betreffenden Artikel überhaupt

Aufnahme im Vertrage gefunden haben. Lord Elgin schreibt darüber selbst unter dem 29. Juli 1858: „Ich habe während einiger Tage nicht geschrieben, aber es sind sehr beschäftigte gewesen. Wir stritten und drohten und brachten die armen (chinesischen) Kommissare dazu, einen Punkt nach dem andern zuzugestehen, bis wir endlich am Freitag, dem 25., soweit waren, daß alles fertig schien und wir glauben konnten, daß der Vertrag am nächsten Tage unterzeichnet werden würde. Freitag Nachmittag erschien indessen Baron Gros (der französische Botschafter) bei mir mit einer Mitteilung von dem russischen und amerikanischen Gesandten, um mich zu ersuchen, von zweien meiner Forderungen abzustehn, 1. von der eines in Peking residierenden Gesandten und 2. von der Erlaubnis für unsere Leute, im Innern von China Handel zu treiben; weil wie sie sagten, die chinesischen Kommissare ihnen gesagt hätten, daß sie ein kaiserliches Edikt erhalten hätten, des Inhalts, daß sie es unvermeidlich mit ihren Köpfen büßen würden, wenn sie in diesen beiden Punkten nachgäben.

„Der in Peking residierende Gesandte war für mich der wichtigste in dem Vertrage erreichte Punkt, die Möglichkeit im Innern Handel zu treiben, war es kaum weniger. Für mich standen nicht nur diese beiden wichtigen Punkte des Vertrags in Frage, um die ich so hart gestritten hatte, sondern ich wußte auch nicht, was noch dahinter sein könnte. Denn die Chinesen sind solche Narren, daß es unmöglich war zu sagen, daß sie, wenn wir in diesen Punkten nachgäben, nicht Schwierigkeiten in allen andern erheben würden. Ich schickte also nach dem Admiral und gab ihm zu verstehen, daß hier eine große Gelegenheit für England sei; daß alle Mächte mich in einem Punkt im Stiche ließen, den sie alle in ihren ursprünglichen Forderungen in Peking verlangt gehabt hätten und den sie alle verlangen würden, wenn es mir gelänge, ihn zu erhalten; daß wir es daher jetzt in der Hand hätten, für uns den Platz als Vormacht im Osten zu erlangen, indem wir das durchsetzten, worauf andere nicht beständen. Ob er mich unterstützen wolle? Das war am Nachmittage von Sonn-

abend dem 26. und der Vertrag sollte am Abend unterzeichnet werden!

„Ich kann hier zum Beweise, wie die Leute dachten, anführen, daß Admiral Seymour mir sagte, daß der französische Admiral ihn eingeladen habe, bei ihm zu essen, da der Vertrag an dem Tage nicht unterzeichnet werden würde. Ich schickte Frederick (Mr., später Sir Frederick Bruce, Lord Elgins jüngerer Bruder) zu den kaiserlichen Kommissaren, um ihnen zu sagen, daß ich so entrüstet sei, wie ich gar nicht ausdrücken könnte, weil sie versucht hätten, mit mir durch dritte Personen zu verkehren; daß ich bereit sei, den Vertrag so wie er stände sofort zu unterzeichnen, aber daß ich, wenn sie zögerten oder zurückzögen, die Verhandlungen als abgebrochen betrachten, nach Peking gehen und viel mehr verlangen würde. Frederick führte die sehr schwierige Aufgabe vortrefflich aus, und um 6 Uhr nachmittags unterzeichnete ich den Vertrag von Tientsin. Ich erwarte jetzt mit Sehnsucht Nachrichten aus Peking. Bevor der Kaiser nicht den Vertrag angenommen hat, fühle ich mich kaum sicher. Gebe Gott, daß er ihn ohne Zeitverlust ratifizieren möge. Ich bin sicher, daß ich diesen Wunsch ebenso sehr im Interesse Chinas ausspreche, als in unserm eigenen, denn obgleich ich mich genötigt gesehen habe, beinahe brutal zu handeln, bin ich Chinas Freund in dem allen."

Wenn so Lord Elgins Verhalten in Tientsin vollständig logisch und richtig erscheint, ist es weniger klar, warum er, als er im Oktober des Jahres wiederum mit chinesischen Kommissaren, es waren deren fünf und unter ihnen als die bedeutendsten Kweiliang und Hwashana, in Shanghai zusammenkam, um die Frage des Zolltarifs zu regeln, den Bitten derselben nachgab und mit ihnen ein Übereinkommen traf, durch welches die englische Regierung vorläufig von dem dauernden Aufenthalt eines englischen Gesandten in Peking Abstand nahm. Es war das ein verhängnisvoller Fehler; Lord Elgin mochte geglaubt haben, daß die Chinesen unter den Umständen dem zeitweiligen Aufenthalt eines Gesandten weniger oder keinen Widerstand entgegensetzen würden, aber er hätte aus

seinen eigenen Erfahrungen wissen können, daß Nachgiebigkeit den Chinesen nie als freundliche Rücksicht, sondern nur als Schwäche erscheint. Die Folgen seines Mißgriffs sollten nicht lange ausbleiben. Als der englische, französische und amerikanische Vertreter am 20. Juni 1859 vor Taku erschienen, um sich zur Auswechselung der Ratifikationen des Vertrags von Tientsin nach Peking zu begeben, welcher Platz in dem englischen und französischen Vertrage besonders als dafür bestimmter Ort erwähnt war, wurde ihnen der Eingang in den Peiho verweigert, und als die Engländer und Franzosen denselben am 24. zu erzwingen versuchten, wurden sie mit einem Verlust von 89 Toten und 345 Verwundeten zurückgewiesen, während von den in Aktion getretenen dreizehn Kanonenböten vier in den Grund geschossen wurden. Der amerikanische Gesandte Mr. Ward begab sich darauf nach dem nördlich von den Takuforts belegenen Pehtang, wo, wie ihm mitgeteilt worden war, der Generalgouverneur von Chili sich befinden sollte. Er landete dort am 8. Juli und setzte seine Reise nach Peking am 20. fort; am 27. traf er mit seiner Begleitung in der Hauptstadt ein. Von amerikanischer Seite ist der Versuch gemacht worden, dem ganzen Unternehmen eine gute Seite abzugewinnen, aber es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß die amerikanische Gesandtschaft als die eines tributären Staats angesehen und behandelt, d. h. an jedem Verkehr mit der Bevölkerung verhindert wurde. Einen wie großen Fehler Mr. Ward begangen, als er sich an der Mündung des Peiho von seinen Kollegen trennte, mußte ihm klar werden, als die chinesischen Kommissare, diesmal wieder Kweiliang und Hwashana, die Frage der von dem Gesandten verlangten Audienz erörterten und in viertägigen Konferenzen auf der Vollziehung des Kotau's bestanden. Nach amerikanischen Quellen würden die Chinesen sich schließlich bereit erklärt haben, sich mit einer Kniebeugung seitens des Gesandten zu begnügen, aber die Äußerung Kweiliangs am Schluß der Debatten: „Warum der Gesandte denn überhaupt nach Peking gekommen sei?“ scheint für den ganzen Verlauf der Verhandlungen

charakteristisch. Schließlich mußte Mr. Ward Peking unverrichteter Weise verlassen und die Auswechselung der Ratifikationen des Vertrags am 15. August in Pehtang vornehmen. Das Ganze war eine Episode, die besser unterblieben wäre.

Der Krieg von 1860 und der Abschluß der Abkommen, welche denselben beendeten, in Peking, brachte nur insofern einen Fortschritt, als die Ratifikationen der Verträge von 1858 nunmehr in der Hauptstadt ausgewechselt wurden und durch Art 2. des englisch-chinesischen Vertrags vom 24. Oktober 1860 das zwischen Lord Elgin und den chinesischen Kommissaren im Oktober 1858 in Shanghai getroffene Üereinkommen in Betreff der nur zeitweiligen Dauer des Aufenthalts des englischen Vertreters in Peking aufgehoben wurde. Der Audienzfrage wurde weiter keine Erwähnung gethan; sie hatte durch die Abwesenheit des Kaisers von seiner Hauptstadt — er war nach Jehol geflohen — jede praktische Bedeutung verloren. Allerdings hätte eine längere Besetzung Pekings durch die vereinigten Truppen vielleicht zu einer Aufrollung und Erledigung der Frage führen können, aber die englische und französische Regierung hatten es so eilig, das Gros der Expedition Nordchina verlassen zu sehen, daß daran gar nicht zu denken war. So kam es, daß die Audienzfrage fast dreizehn Jahre ruhte. Kaiser Hienfeng starb im August 1861 und die Unmündigkeit seines Sohnes Tungchih machte es doppelt unangezeigt, der Frage näher zu treten, da die doch erforderliche Anwesenheit der Kaiserinnen-Regentinnen zu den bereits vorhandenen Schwierigkeiten weitere, unüberwindliche gefügt haben würde.

So kam es, daß die Frage erst im Frühjahr 1873 wieder aufgenommen wurde, nachdem der Kaiser am 22. Februar d. J. seinen Regierungsantritt öffentlich verkündet hatte. Auf die Mitteilung der Thatsache erwiderten die Vertreter Deutschlands, Großbritanniens, Frankreichs, Rußlands und der Vereinigten Staaten am nächsten Tage, daß sie den Prinzen von Kung ersuchten, die Befehle des Kaisers in Betreff der den fremden Gesandten zu bewilligenden Audienz entgegenzunehmen. Es war im wesentlichen

die französische Regierung, die Wert auf die Bewilligung einer Audienz legte, weil sie wünschte, daß ihr Vertreter, Mr. de Geoffroy, in die Lage gesetzt würde, das Antwortschreiben des Präsidenten Thiers auf das Schreiben des Kaisers, das den Ausdruck des Bedauers über die Vorgänge in Tientsin enthielt, und das der Präsident aus den Händen Chunghaus entgegengenommen hatte, dem Kaiser persönlich zu überreichen. Die Verhandlungen zwischen den fremden Vertretern, General Vlangaly für Rußland, von Rehfues für das Deutsche Reich, Low für die Vereinigten Staaten, Wade für England und de Geoffroy für Frankreich, von denen sich später Herr von Rehfues, der China verließ, trennte, während der niederländische Ministerresident M. Ferguson und der japanische Botschafter Soyesima dazu kamen, drehte sich anfänglich um die Frage des Kotau, und als die Forderung von den fremden Vertretern energisch zurückgewiesen wurde, um andere Einzelheiten des Empfanges. Am 29. Juni 1873 endlich fand der Empfang der Gesandten durch den Kaiser nach langen, zum Teil sehr mühsamen Verhandlungen statt. Er erfolgte im Tse Kwang Ko, der Halle des purpurnen Glanzes, und verlief programmmäßig; der japanische Botschafter wurde zuerst allein, dann die fünf Vertreter Frankreichs, Großbritanniens, der Niederlande, Rußlands und der Vereinigten Staaten zusammen empfangen, die der Senior der Dolmetscher, Bismarck, begleitete, und zum Schluß überreichte Herr de Geoffroy allein das Schreiben des Präsidenten Thiers. In China sprach sich die öffentliche Meinung, wie sie in den englischen dort erscheinenden Zeitungen vertreten war, nicht sehr vorteilhaft aus; man behauptete, daß der Tse Kwang Ko zum Empfang der Abgesandten tributpflichtiger Völkerschaften benutzt werde, was nicht richtig war, da die letzteren nur manchmal eingeladen wurden, den vom Kaiser dort abgehaltenen Prüfungen im Reiten und Bogenschießen beizuwohnen; daß der Kaiser die fremden Vertreter habe zu lange warten lassen, sie wurden um 6 Uhr morgens von Pehtang abgeholt und um 9 Uhr empfangen, und daß sie ihre Beglaubigungsschreiben auf einen weit vom Kaiser entfernten Tisch nieder-

zulegen gehabt hätten. Die frühe Stunde entsprach den chinesischen Gebräuchen, der Kaiser erteilt seine Audienzen bei Sonnenaufgang, und in Japan wurde der erste feierliche Neujahrsempfang des diplomatischen Korps auf 6 Uhr morgens angesetzt. Auf die Beschwerde desselben, wegen der ungewöhnlichen Stunde, wurde erwidert, daß der Kaiser die Prinzen des kaiserlichen Hauses um 5 Uhr morgens empfange und geglaubt habe, den fremden Vertretern eine besondere Ehre dadurch zu erweisen, daß er für sie die Stunde unmittelbar hinter denselben bestimmt habe. Die Zeit, welche zwischen dem Eintritt der Gesandten in die Gärten des Palastes — die Empfangshalle lag in den sogenannten westlichen Gärten — und ihrem Empfange verstrich, war in der That eine lange, zu lange, aber sie entsprach ebenfalls asiatischer Etikette: thatsächlich ist sie bei späteren Empfängen bedeutend verkürzt worden. Was die Entfernung anbetrifft, bis auf welche die Gesandten sich dem Kaiser nähern konnten, so war dieselbe nach asiatischen Begriffen eine ganz ungewöhnlich geringe, eine viel geringere z. B. als die, bis auf welche die fremden Vertreter bei ihrem ersten Empfang durch den Taikun in Japan sich demselben nähern konnten. Alle diese Aussetzungen ändern nichts an der Bedeutung der Thatsache, daß der Kaiser von China die Abgesandten fremder Mächte nicht in einer dem Chinesischen, sondern dem fremden Zeremonial entsprechender Weise empfangen hatte; dieselbe gewann auch noch dadurch an Bedeutung, daß im Laufe des nächsten Jahres weitere Empfänge neu eintreffender Gesandten unter Befolgung des vereinbarten Zeremonials stattfanden, so der Vertreter Belgiens (M. Serruys), Rußlands (M. de Bützow), der Vereinigten Staaten (M. Avery) und Japans (Yanagiwara). Auch die Regierungen der verschiedenen Vertragsmächte waren vollständig mit den von ihren Vertretern getroffenen Vereinbarungen einverstanden.

Der Tod des Kaisers Tungchih im Januar 1875 ließ in dem Empfang der Gesandten eine neue Pause bis zur Mündigkeitserklärung seines Nachfolgers Kwangsü und Übernahme der Regierung durch denselben eintreten.

In die Zwischenzeit fiel ein Ereignis, das, wenn es erkennen ließ, daß man sich am Hofe von Peking gewissen Anforderungen der Zeit nicht ganz verschloß und bereit sei, denselben weiter als früher entgegenzukommen, bewies, daß für den amtlichen Verkehr eine solche Auffassung am allerwenigsten bei denen bestand, die, wie das Tsungli Yamen, berufen gewesen wären, sich die Pflege guter Beziehungen zu den Vertragsmächten und ihren Vertretern ganz besonders angelegen sein zu lassen. Für den Hof lag es nahe, den Versuch zu machen, den Prinzen von Kung, der, wie schon erwähnt, im Laufe des Konflikts mit Frankreich in Ungnade gefallen war, durch seinen Bruder, den Prinzen von Chun, den Vater des Kaisers, zu ersetzen. Es war dies ein Gedanke, der in sofern mit den alten chinesischen Auffassungen im Widerspruch stand, als der Vater, dem der Sohn als solchem Ehrfurcht schuldet, dem Kaiser gegenüber nicht in die Rolle eines Beamten treten kann. Man suchte und fand daher eine Art Zwitterstellung, indem man den Prinzen einmal zu einer Art vertraulichen Beraters machte und ihn andererseits an die Spitze einer neugeschaffenen Admiralität stellte, einer Behörde, die mit altchinesischen Begriffen nichts gemein hatte und daher eher ein Abweichen von alt hergebrachten Anschauungen und Gebräuchen gestattete. Es war wohl hauptsächlich auf Li Hung changs Anregung gewesen, daß man dem Gedanken dieser neuen Behörde näher getreten war, wie es in sachlichem und seinem eigenen persönlichen Interesse lag, die ersten Personen im Reiche für seine Ideen und Unternehmungen persönlich zu interessieren. Die Idee, dem Prinzen das, was er geschaffen, zu zeigen, ihn für die Erhaltung und Fortführung zu interessieren, und ihn bei der Gelegenheit der Atmosphäre des Hofes zu entreißen, und ihm mehr von der Außenwelt zu zeigen, als selbst Kienlung, der Reisekaiser der manchurischen Dynastie, gesehen hatte, war unzweifelhaft eine hoch staatsmännische, selbst wenn man zugeben muß, daß Li an alledem ein persönliches Interesse hatte. So wurde bestimmt, daß der Prinz sich nach Tientsin und Port Arthur zur Inspektion der Truppen, Flotte und Befestigungen begeben solle.

Gerüchtweise verlautete außerdem, daß ihm dabei Gelegenheit geboten werden würde, mit einer Anzahl von Fremden in persönliche Berührung zu treten. Da ich alle Veranlassung hatte, an die Zuverlässigkeit dieser Nachrichten zu glauben, benutzte ich die erste Gelegenheit, die sich bot, den Ministern des Yamens zu sagen, daß mir nichts größere Genugthuung bereiten würde, als den Prinzen aus seiner bisherigen Abgeschlossenheit heraustreten zu sehen, und ich namentlich auch davon überzeugt sei, daß die Berührung mit Fremden für den Prinzen, und damit für die Beziehungen zwischen China und dem Auslande nur vorteilhaft sein könne; mir läge daher nichts ferner, als einem solchen Verkehr irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen; auf der andern Seite dürfte ich aber nicht außer acht lassen, daß diejenigen Personen, die in erster Linie das Recht hätten, dem Prinzen vorgestellt zu werden, die Vertreter der Vertragsmächte seien. Ich sei für den Augenblick allerdings nicht in der Lage, im Namen meiner Kollegen zu sprechen, aber ich machte das Yamen bereits jetzt darauf aufmerksam, daß ich sofort nach der Rückkehr des Prinzen nach Peking an dasselbe das Verlangen richten würde, dem Prinzen vorgestellt zu werden. Das Yamen möge daher die Sache nicht aus den Augen verlieren, da ich eine ablehnende Antwort nicht annehmen würde.

Die Reise des Prinzen fand 1885 statt und war nach jeder Richtung hin ein Erfolg; in Tientsin wurde ihm das Konsularkorps vorgestellt, in Port Arthur der englische Admiral und, wenn ich nicht irre, in Chefoo der französische. Das Meer, der Donner der Geschütze und die fremden Ehrenwachen sollen allerdings auf den solcher Dinge nicht gewohnten und in der mit Mißtrauen und Argwohn erfüllten Luft eines orientalischen Hofes aufgewachsenen Prinzen anfänglich einen etwas beängstigenden Eindruck gemacht haben, er gewöhnte sich aber bald an diese fremden Dinge und Ehren und setzte die Reise nicht allein mit Vergnügen, sondern auch mit Nutzen fort, wie sich namentlich auch aus einer nach seiner Rückkehr nach Peking ausgearbeiteten Denkschrift ergab. Als der Prinz sich wieder in der Hauptstadt befand, stellte ich dem Yamen

gegenüber die demselben vorher angekündigte Forderung, nunmehr ebenfalls der Ehre des Empfangs durch Seine Kaiserliche Hoheit teilhaftig zu werden, und stieß dort auf den Widerstand, den ich erwartet hatte, aber zu brechen fest entschlossen war. Auch bei meinen Kollegen fand ich anfänglich nicht die allgemeine und entschiedene Unterstützung, auf die ich gewünscht gehabt hätte rechnen zu können; namentlich von englischer Seite wurden mir mancherlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Ich ließ mich dadurch aber nicht beirren und bestand auf meinem Verlangen; schließlich wendete sich Prinz Ching in der schon früher angegebenen Weise an die Kaiserin-Regentin, die sich sofort dahin aussprach, daß der gewünschte Empfang dem diplomatischen Korps selbstverständlich zu gewähren sei. Nun wurde über die Form desselben beraten und auf Vorschlag des Yamen die eines von demselben zu gebenden Festes angenommen, bei dem der Prinz als Ehrengast anwesend sein werde. Das Fest verlief in der angenehmsten, angeregtesten und würdigsten Weise; der Prinz, dem die fremden Diplomaten, ehe man sich zu Tische setzte vorgestellt wurden, machte einen vortrefflichen Eindruck, er war schlank und gut gewachsen und sah aus und betrug sich wie ein auch nach fremden Begriffen höchst wohlerzogener, vornehmer Mann; bei Tisch beteiligte er sich lebhaft an dem Gespräch und, wenn es ihm nicht angenehm gewesen sein sollte, die Fremden zu sehen, legte sein Benehmen davon nicht Zeugnis ab. Ich saß neben ihm und litt sehr von der wahrhaft erdrückenden Hitze des heißen Julitages vielleicht noch mehr, als die anderen Anwesenden, denn ich hatte meinen Fächer im Tragstuhl liegen lassen: als der Prinz dies bemerkte, bot er mir den seinen an, den ich mit Dank und den Worten annahm: „E. K. H. laufen aber Gefahr, daß ich bitte, denselben als ein Andenken an den heutigen Tag behalten zu dürfen." Der Prinz erwiderte lachend, daß ich ihn nur behalten möge, er wisse schon von den Ministern des Yamen, daß, wenn ich etwas haben wolle, ich doch immer meinen Willen durchzusetzen wüßte. Ich revanchierte mich übrigens später durch die Übersendung eines von einer Dame für den Zweck gemalten

Fächers. Als einer meiner Kollegen die Äußerung that, wie sehr es zu bedauern sei, daß die Damen des diplomatischen Korps die wunderhübsche Ausschmückung des Tisches, die aus in Pyramidenform aufgebautem chinesischem Zuckerwerk bestand, nicht auch bewundern könnten, befahl der Prinz sofort, daß die Sachen den Damen der verschiedenen Gesandtschaften überbracht werden sollten. Leider hatte dieses sehr hübsche und erfolgreiche Zusammensein mit dem Prinzen keine weiteren Folgen, da die Krankheit, die denselben etwas später befiel und 1890 zu seinem für China viel zu frühen Tode führte, ihn verhinderte, den Anteil an den Staatsgeschäften zu nehmen, der im besonderen chinesischen wie im allgemeinen Interesse wohl erwünscht gewesen wäre. Ich hatte später durch den Marquis Tseng und einen Beamten seines Gefolges, mit Namen En, noch mancherlei indirekte Beziehungen zu dem Prinzen, die mir eine ebenso vorteilhafte Meinung von seinem Verstande wie von seiner persönlichen Liebenswürdigkeit gaben. So sandte er mir durch den letzteren, als ich an einem heftigen Ischiasanfall daniederlag, eine angebliche aus Tigerknochen angefertigte Salbe, die als ein souveränes Heilmittel gegen das Leiden angesehen werde. Die Wärme, die das Pflaster wie jedes andere verbreitet, mag manchmal von Erfolg sein, ich weiß nur, daß ich die größte Mühe hatte, mich von demselben wieder zu befreien.

1888 vermählte sich Kaiser Kwangsü und übernahm die Regierung des Reichs. Die Frage, ob dies Ereignis von den fremden Vertretern zur Wiederaufnahme der Audienzfrage benutzt werden solle, wurde erörtert und von der Mehrheit verneint, da dieselbe der Ansicht war, daß es besser sei, einen etwaigen Vorschlag von seiten der Chinesen zu erwarten, der nicht ausbleiben könne und die Stellung der fremden Vertreter wesentlich verbessern müsse. Diese Auffassung wurde durch die nachstehende Notiz des Tsungli Yamen bestätigt, welche den fremden Vertretern am 14. Dezember 1900 zuging.

„Der Prinz und die Minister haben die Ehre E. E. davon in Kenntnis zu setzen, daß am 12. d. M. das nachstehende Edikt von S. M. dem Kaiser erlassen worden ist.

„Seitdem China in Vertragsbeziehungen zu fremden Mächten getreten, ist es eine immer andauernde Sitte der diplomatischen Vertreter gewesen, den Häuptern der Regierung, bei denen sie beglaubigt sind, ihre Achtung durch Überreichung ihrer Beglaubigungsschreiben zu bezeigen.

„Die freundlichen Beziehungen zwischen den fremden Mächten und China haben im Laufe der Jahre einen immer engeren und festeren Charakter angenommen. Die fremden Gesandten in Peking sind alle mit ernstem Bemühen bestrebt gewesen, die guten Beziehungen zu verstärken und zu pflegen und das Band eines freundlichen Verkehrs zwischen China und den Mächten, die sie vertreten, herzustellen. Uns ist das eine Quelle großer Befriedigung und Freude gewesen.

„Bei Gelegenheit der nationalen freudigen Ereignisse, die im Februar und März des vergangenen Jahres stattfanden, befahl J. M. die Kaiserin durch ein Edikt dem Yamen der Auswärtigen Angelegenheiten, ein den diplomatischen Vertretern zu gebendes Fest zu bereiten. Dann waren die Vertreter der Mächte jenseits des Meeres zusammen in freundlichem Verein versammelt, zu Ehren der glücklichen Veranlassung.

„Es sind jetzt ungefähr zwei Jahre, daß wir die Zügel der Regierung ergriffen haben, und es gehört sich und ist recht, daß die diplomatischen Vertreter in Peking von Uns in Audienz empfangen werden sollten. Dem geben wir unsere Zustimmung, und soll die Audienz wie die abgehalten werden, die im 12. Jahre der Regierungszeit Tungchihs stattfand. Ferner sollen Vorkehrungen für die Abhaltung jährlicher Audienzen getroffen werden, als ein Beweis unseres Wunsches, höflich und zuvorkommend zu sein. Darum sollen alle diplomatischen Vertreter fremder Mächte, Gesandte und Geschäftsträger, im zweiten Monat des chinesischen Jahres von uns in Audienz empfangen werden. Das Yamen der Auswärtigen Angelegenheiten soll Uns einen Bericht über den zu wählenden Tag abstatten. Am Tage nach der Audienz soll das Yamen ein den fremden Vertretern zu gebendes Fest veranstalten. In Zukunft sollen eine jährliche

Audienz und Fest im ersten Monat stattfinden. Fremde Vertreter, die im Laufe des Jahres ernannt werden, sollen bei der jährlichen Audienz empfangen werden.

„An allen nationalen Feiertagen, an denen Fremde und Chinesen gleichmäßig teilnehmen, soll das Yamen Uns berichten und bitten, daß dem Ereignis zu Ehren den fremden Vertretern ein Fest gegeben werde, damit auf diese Weise der Wunsch des Hofes, freundliche Beziehungen mit fremden Mächten zu unterhalten, einen Ausdruck finde.

„In Betreff des zu beobachtenden Zeremonials soll das Yamen Uns zuerst Bericht erstatten.

„Jetzt, nachdem wir eine Abschrift des obigen Edikts den im Auslande befindlichen chinesischen Vertretern mit dem Ersuchen haben zugehen lassen, dasselbe den Regierungen, bei denen sie beglaubigt sind, mitzuteilen, haben der Prinz und die Minister die Ehre, dasselbe E. E. zur Kenntnisnahme mitzuteilen.“

Mit dieser Note des Yamens war die Audienzfrage wieder in den Vordergrund gerückt worden. Für mich stand von vornherein fest, daß den fremden Vertretern nur zwei Wege offen wären: entweder die in der Weise angebotene Audienz abzulehnen und unter bestimmter Formulierung unserer Wünsche, von denen dann aber nicht abgewichen werden durfte, abzuwarten, bis die Chinesen sich bequemten, denselben nachzukommen, oder die Audienz im Prinzip anzunehmen und auf dem Wege der Verhandlungen mit dem Yamen die Anerkennung des Rechts der fremden Vertreter auf eine Audienz beim Kaiser und die bestmöglichsten Bedingungen für das bei derselben zu beobachtende Zeremonial zu erlangen. Die erste Alternative, für die manches sprach, hatte den Nachteil, daß ein augenblicklicher Erfolg von ihr nicht zu erwarten war, daß sie unzweifelhaft zu einer sehr großen Mißstimmung zwischen dem Yamen und den fremden Vertretern führen mußte und schließlich, und das war das ernsteste Bedenken, daß einer oder der andere der Vertreter die Bedenken seiner Kollegen nicht teilen und dadurch eine bedauerliche Spaltung im diplomatischen Korps hervorrufen werde. Die

zweite gewährte den Vorteil, die angebotene Hand nicht auszuschlagen und einen den Vertretern und den Regierungen annehmbaren modus vivendi zu schaffen, bis die Zeitumstände erlauben würden, besseres und vollständigeres zu verlangen und zu erreichen. Ich legte die Frage meinen Kollegen vor, und sie entschieden sich für die zweite Alternative, die auch ich für die richtige hielt, die mir aber viel Arbeit und eine nicht geringe Dosis Ärger verschaffen sollte. Ein heftiger Anfall von Grippe, dessen ich schon Erwähnung gethan, machte es mir unmöglich, die Verhandlungen von Anfang an zu führen; die Aufgabe fiel vielmehr dem Vertreter der Vereinigten Staaten, Oberst Denby, zu, und es war erst am 23. Januar 1891, daß ich die Leitung der Verhandlungen wieder übernehmen konnte. Nach einem Monat führten dieselben zu der nachfolgenden Verständigung zwischen dem Yamen und dem diplomatischen Korps.

Vereinbartes Zeremonial.

„Fremde Vertreter, die im Besitz von Beglaubigungsschreiben in Peking eintreffen, werden von S. M. in besonderer Audienz empfangen werden, nachdem sie Abschriften ihrer Beglaubigungsschreiben dem Tsungli Yamen mitgeteilt und um eine Audienz nachgesucht haben, um das Original desselben zu überreichen. Sie werden bei der Gelegenheit von ihren eigenen Dolmetschern begleitet sein.

„Dieselbe Regel wird bei der Überreichung von Abberufungsschreiben, sowie von allen Handschreiben von Herrschern und Staatschefs befolgt werden.

„Da Gründe vorhanden sind, welche die Benutzung des Tse Kwang Ko als eine Audienz- oder Empfangshalle unerwünscht erscheinen lassen, wird ein anderer passender Platz für künftige Audienzen oder Empfänge beschafft werden. Da die Minister des Yamens aber erklärt haben, daß der Tse Kwang Ko bereits von S. M. bezeichnet und alle Vorbereitungen für den Empfang der fremden Vertreter in demselben getroffen worden seien, so sind die letzteren bereit, für dieses eine Mal ihre Einwendungen gegen den Tse Kwang Ko aufzugeben.

„Die fremden Vertreter sollen nicht lange zu warten haben, nachdem sie an Ort und Stelle angekommen sind, bevor sie von S. M. empfangen werden.

„Die fremden Vertreter und ihr Gefolge werden durch das Thor zur Rechten (das höchste nach dem mittelsten, nur für den Kaiser bestimmten) des Mittelthores, von außen gesehen, eintreten."

In Betreff der besonderen Audienzen.

„Kein Tisch wird in die Audienzhalle gestellt werden.

„Der fremde Vertreter wird sich das erste Mal verneigen, nachdem er durch das Thor der Audienzhalle eingetreten ist, ein zweites Mal auf dem halben Wege zwischen dem Thor und den Drachenpfeilern, wo er stehen bleiben wird, und ein drittes Mal zwischen denselben.

„Er wird dann seine Ansprache verlesen, von der, wie von seinem Beglaubigungsschreiben er dem Yamen vor der Audienz eine Abschrift hat zugehen lassen, worauf der Dolmetscher, welcher ihn begleitet, eine Übersetzung der Ansprache verlesen wird.

„Er wird darauf mit seinem Beglaubigungsschreiben bis an die Stufen der mittleren (auf den Hautpas führenden) Treppe vortreten, das er dem Prinzen Ching übergeben wird, der auf einer der Seitentreppen von dem Hautpas herunterkommen wird, um es in Empfang zu nehmen. Prinz Ching wird dann auf demselben Wege auf den Hautpas zurückkehren und das Beglaubigungsschreiben stehend auf den kleinen Tisch legen, der vor dem Throne steht; in dem Augenblick wird der fremde Vertreter sich verneigen, und S. M. wird das Gleiche thun, um dadurch zu bestätigen, daß Er das Beglaubigungsschreiben empfangen habe. Der Gesandte wird dann auf seinen früheren Platz zwischen den Drachensäulen zurückkehren, wo er die Antwort S. M. abwarten und solche Fragen beantworten wird, die S. M. Allerhöchst selbst an ihn zu richten geruhen werden. Nachdem die Audienz beendigt ist, wird der Gesandte sich zurückziehen, indem er sich an denselben Stellen wie bei seinem Eintritt verneigt. Der Dolmetscher wird sich etwas

links hinter seinem Chef halten und mit ihm zusammen in die Halle eintreten und dieselbe verlassen."

Besondere Vereinbarung für den allgemeinen Empfang.

„Die fremden Vertreter werden nach ihrer Seniorität mit ihrem Gefolge in die Halle eintreten. Die Mitglieder des diplomatischen Korps werden sich gegenüber vor dem Thron zwischen den Drachenpfeilern aufstellen, in drei Reihen, die erste aus den Missionschefs, die zweite aus den Sekretären, Militär-, Marine- und sonstigen Attachés und die dritte aus den Dolmetschern bestehend. Prinz Ching wird dann einzeln und namentlich die vier Geschäftsträger S. M. vorstellen. Wenn diese Vorstellung vorbei ist, wird Herr von Brandt als Doyen des diplomatischen Korps etwas vortreten und die Glückwunschansprache verlesen, deren Übersetzung von Mr. Popoff als dem ältesten der anwesenden Dolmetscher verlesen werden wird.

„Nachdem dies geschehen ist, wird H. von Brandt auf seinen Platz zurückkehren, worauf S. M. Allergnädigst auf die Adresse zu antworten geruhen werden, der Text welcher Antwort durch Prinz Ching in H. von Brandts Hände gelegt werden wird.

„Nach einer Verbeugung S. M., die Beendigung des Empfangs andeutend, werden die Vertreter und ihre Gefolge sich in derselben Weise zurückziehen, in der sie eingetreten sind.

„Beim Betreten der Halle und Begeben auf ihre Plätze werden die Mitglieder des diplomatischen Korps sich eben so oft und an denselben Stellen verbeugen, wie bei den besonderen Audienzen. Dieselbe Regel wird beim Verlassen der Halle beobachtet werden.

„Nachdem die Mitglieder des diplomatischen Korps ihre Plätze eingenommen haben, werden sie sich zusammen vor S. M. verneigen, der ihre Begrüßung durch eine Verbeugung erwidern wird.

„Die vorstehenden Abmachungen sind zwischen den Mitgliedern des Tsungli Yamen und den fremden Vertretern vereinbart und von ihnen am 23. Februar 1891 unterzeichnet worden."

Die Audienz selbst fand am 5. März statt und verlief programmmäßig, wie ein von den fremden Vertretern am 7. unterzeichnetes Protokoll bestätigte. Bereits am 23. Februar hatten dieselben mir ihren Dank für meine Mühewaltung und ihre Anerkennung für die bei der Führung der Verhandlungen bewiesene Geschicklichkeit ausgesprochen.

Der viel umstrittene Tse Kwang ko lag in den westlichen Gärten, die sehr hübsch und namentlich ganz besonders sauber gehalten waren, in der Nähe eines der in den Palastgründen befindlichen Sees. Es machte einen merkwürdigen Eindruck, daß dicht an der Halle ein Schienenstrang vorbeilief, der für eine im Palast gebrauchte Miniatureisenbahn benutzt wurde, die aber angeblich von Eunuchen geschoben werden sollte. Die Halle selbst, wie alle chinesischen Gebäude auf rotgelackten Holzpfeilern ruhend, mit großen mit Papierfenstern versehenen Flügelthüren zwischen denselben und einem gewaltigen mit gelbglasierten Ziegeln bedeckten Dache, stand auf einem mit weißem Marmor eingefaßten Unterbau, der mit einer marmornen Balustrade versehen war und auf den fünf marmorne Treppen von je 6 bis 8 Stufen führten. Das Innere unterschied sich wenig von dem anderer chinesischer Paläste und Tempel; die Wände waren mit Inschriften in chinesischer und manchuricher Sprache geschmückt, die Decke war kassettiert, die Felder mit gemalten goldenen Drachen auf blauem Grunde verziert; das Schnitzwerk an den Thüren und Fenstern war teils rotgelackt, teils vergoldet, aber weder von besonderer Arbeit, noch besonders reich; der Boden war mit einem recht mäßigen Brüsseler Teppich bedeckt. Wie erzählt wurde, hatte die Kaiserin-Regentin die Einrichtung der Halle selbst überwacht. Vor der niedrigen Estrade, auf der der Thron stand, der in Form und Ausführung wie in dem den Rückenteil bildenden ausgebreiteten Pfauenschweif dem gleicht, der sich im Berliner Königlichen Kunstgewerbe-Museum befindet, nur daß die Farbe schwarz war, standen auf schlanken Untersätzen zwei dreifüßige Cloisonnévasen mit Deckel; auf dem Tisch vor dem Thron befanden sich eine anscheinend aus Gold gefertigte Thee-

kanne und eine ebensolche Tasse, und neben dem Throne stand als Symbol der Macht des Kaisers mit der Spitze auf einem Untersatz ruhend ein gerades in seiner Form an das kurze römische erinnerndes Schwert, um dessen Klinge sich von oben nach unten ein goldener (vergoldeter?) Drache schlang.

Vor der Halle waren eine große Anzahl Eunuchen und Beamte versammelt, auch einige Leute von der Leibwache des Kaisers mit Lanzen, von deren Spitze Tigerschweife herabhingen, befanden sich dort. Die Halle selbst war im Innern auf beiden Seiten von Beamten und Offizieren der Palastwache in zwei Reihen besetzt, auf der Estrade befanden sich außer dem Kaiser nur zwei Oberstkämmerer, Herzöge mit der eisernen Mütze, und Prinz Ching; diese drei waren die einzigen, wenigstens soweit ich sehen konnte, die Säbel trugen. Alle Anwesenden, auch der Kaiser, waren in dunkelblaue Gewänder gekleidet und trugen die gewöhnlichen viereckigen gestickten Rangabzeichen auf Brust und Rücken und die einem Rosenkranz gleichende Amtskette, und auf den mit roten Behängen versehenen Winterhüten die spitzen Rangknöpfe, die bei Audienzen getragen werden. Das Ganze machte einen würdigen Eindruck, bot aber nichts von dem, was man orientalische Pracht hätte nennen können; ich glaube im Gegenteil, daß das Publikum des Theaters einer größeren deutschen Provinzialstadt sehr enttäuscht sein würde, wenn Turandots Vater seine Schwiegersöhne in spe nicht in einem reicher ausgestatteten Saale empfinge. Der Kaiser selbst saß mit gekreuzten Beinen auf dem Throne. Ich war als der älteste der anwesenden Missionschefs der erste, der in die Halle geführt wurde, und ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, als ob die Sache dem Kaiser doch nicht recht sicher und gemütlich vorkäme, während, als ich, nachdem die sechs Einzelempfänge vorbei waren, mit dem gesamten diplomatischen Korps wieder die Halle betrat, der etwas besorgte Ausdruck im Gesicht des Kaisers einem vergnügtneugierigen Platz gemacht hatte. Ich glaube, daß S. M. nicht unzufrieden war, als die Geschichte glücklich vorbei war, und ich möchte annehmen, daß die chinesischen Minister dieses Gefühl teilten.

Auch an dieser Audienz hat die Presse in China allerhand auszusetzen gehabt, eine Auffassung, die von keiner der in Frage kommenden Regierungen geteilt wurde, die sich im Gegenteil alle mit dem Erreichten durchaus einverstanden und befriedigt erklärten. Welche Schwierigkeiten in Aussicht standen und zu überwinden waren, mag sich aus zwei Stellen aus amtlichen Schriftstücken ergeben. Oberst Denby, der Gesandte der Vereinigten Staaten, berichtete am 28. Januar 1891 an den damaligen Staatssekretär M. Blaine: „Bei den Beratungen mit meinen Kollegen habe ich immer auf das entschiedenste darauf bestanden, daß jeder Gesandte seine besondere Audienz haben und von seinem eigenen Dolmetscher und Sekretären begleitet sein solle. Ich bestehe auf diesem Verfahren nicht allein weil es das in der ganzen Welt gebräuchliche ist, sondern auch weil es die Anerkennung der internationalen Gleichheit aller Nationen mit China betont, die das hauptsächlichste moralische Element der Audienz ist. Ich ziehe auch deswegen eine besondere Audienz vor, weil dies mir das alleinige Recht giebt zu entscheiden, welche Formen ich annehmen will. Es ist möglich, daß, da ich eine republikanische Regierungsform vertrete, die Vertreter monarchischer Regierungen im Gegensatz zu mir verschiedener Ansicht über das zu beobachtende Zeremonial sein können. Ich hoffe, daß sich keine solche Meinungsverschiedenheit ergeben wird, aber ich würde es vorziehen, eine unabhängige Stellung einzunehmen.“ Oberst Denbys Haltung ist während der ganzen Frage eine durchaus loyale und korrekte gewesen, aber die Schwierigkeiten, die sich aus seiner nicht als unberechtigt anzusehenden Auffassung ergeben konnten, wenn es nicht gelang, das diplomatische Korps zusammenzuhalten, liegen auf der Hand. Die andere Stelle ist dem Protokoll einer Sitzung der fremden Vertreter vom 18. Februar 1891 entnommen. Im letzten Augenblick hatten sich Meinungsverschiedenheiten darüber herausgestellt, ob bei der Erwähnung einer andern für den Tse Kwang ko zu wählenden Halle besonders hervorgehoben werden solle, daß dieselbe im eigentlichen Palaste liegen müsse, und die Mehrzahl der Vertreter schien dieser Auffassung zuzuneigen. Ich erklärte, daß meiner Ansicht nach

damit alles bisher Erreichte umgestoßen werden und wir
ganz entschiedenen Weigerung der Chinesen gegenüber finde
und fügte hinzu, daß ich nicht beabsichtige, mich von meine
zu trennen, aber in dem Falle bitten müsse, jemand ande
Führung der Verhandlungen zu beauftragen, da ich nich
könne, daß mir bei dem meiner Ansicht nach unvermeidlic
Mangel an Interesse, Eifer oder Geschicklichkeit vorgewor
könne. In dem erwähnten Protokoll heißt es dann weit
einer längeren Unterhaltung über diesen Punkt schlug A
(der Gesandte Italiens, jetzt Botschafter in Konstantinopel)
um sich über die Ansichten der Versammlung zu vergewisser
abgestimmt werden möge, ob der eigentliche Palast als
für zukünftige Audienzen und Empfänge dem Yamen geg
wähnt werden solle oder nicht. Dies geschah und der
den Palast zu erwähnen, wurde einstimmig abgelehnt."

Meiner Ansicht nach lag die Bedeutung und der
Audienz darin, daß einerseits das, was von seiten der C
ein Akt der Gnade und des Entgegenkommens angebot
war, im ganzen Laufe der Verhandlungen als ein de
Vertretern zustehendes Recht bezeichnet und schließlich er
den war, und andererseits vor Hunderten von Zeugen d
in einer Form stattgefunden hatte, die bei keinem derse
Zweifel darüber bestehen lassen konnte, daß die von de
Vertretern dem Kaiser gegenüber eingenommene Stellu
toto verschiedene von der sei, welche derselbe Chinesen u
Asiaten gegenüber beanspruche und einnähme. Ich so
Monate später einen Beweis für die Richtigkeit dieser
erhalten. Auf einem Ausfluge in der Nähe der Stadt k
ein mir ganz unbekanntes neues, halb tempelartiges Gebä
meiner Diener, den ich vorausschickte, um sich zu erkund
dasselbe sei und ob ich es besichtigen könne, kam mit de
zurück, es wäre ein für niemanden zugänglicher Kaiserli
palast. Ich war inzwischen mit der Dame, die ich beg
an das Thor des Gebäudes gekommen und war im Beg

kehren, als ein Mann aus demselben herauskam, unzweifelhaft mit der Absicht, die unwillkommenen Besucher scharf zurückzuweisen. Kaum sah mich derselbe, als er ausrief: „Ah Patajen, — Exzellenz Pa, Brandt, Palante, wie mein chinesischer Name lautete, — Sie sind es; Sie dürfen natürlich herein.“ Auf meine Frage, woher er mich kenne, erwiderte er, daß er mich bei der Audienz gesehen habe, und nun wurde mir und meiner Begleiterin der kleine Palast, der als Rasthaus zwischen Peking und Wan shau shan für den Kaiser und die Kaiserin-Mutter errichtet worden war, bis in die kleinsten Einzelheiten gezeigt, wobei ich Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen, daß auch dort nichts von orientalischer Pracht vorhanden sei, sondern alles „gut bürgerlich“ eingerichtet war. Die Polster auf Stühlen und Kangs, — den flachen Öfen, die als Sitze und Betten benutzt werden — waren mit einem in Nordchina wohlbekannten leichten gelben Seidenstoff mit in Reihen eingewirkten kleinen bunten Drachen bezogen, und die Theetassen der Majestäten waren — englisches Steingut.

Der nächste Vertreter, der mit der Audienzfrage zu thun hatte, war noch in demselben Jahre der österreichische Freiherr von Bigeleben. Das Yamen machte Schwierigkeiten in Betreff einer neuen Halle, aber schließlich wurde der Chang Kuang Tien, ein aus der Zeit der mongolischen Dynastie stammendes Gebäude im östlichen Teil der Palastgründe, gewählt und benutzt. Aber auch damit sollte die Audienzfrage nicht zur Ruhe kommen. Als einige Zeit darauf der neuernannte russische Gesandte Graf Cassini eintraf und mit ihm zugleich der frühere französische Gesandte M. Lemaire auf seinen Posten zurückkehrte, erklärten sich diese beiden Vertreter nicht durch die Abmachungen ihrer Vorgänger gebunden und verlangten in einer in dem eigentlichen Palast gelegenen Räumlichkeit empfangen zu werden, was, wie vorauszusehen war und vorausgesagt worden war, vom Tsungli Yamen abgelehnt wurde. Eine Drohung, daß im Falle fortgesetzter Weigerung die chinesischen Gesandten in Paris und Petersburg ebenfalls nicht empfangen werden würden, hatte weder dort noch in Peking den gewünschten Erfolg.

Während die beiden Vertreter auf ihrer Weigerung bestanden, überreichte der neu ernannte englische Gesandte Mr. O'Conor im Dezember 1892 sein Beglaubigungsschreiben in dem Chang Kuang Tien, in dem ich im April 1893 ebenfalls meine Abschiedsaudienz hatte. Der Weg zu der Audienzhalle führte diesmal durch eins der Hauptthore des Palastes. Erst 1894 gelang es, während des chinesisch-japanischen Krieges, von den Chinesen das Zugeständnis einer Räumlichkeit im eigentlichen Palast zu erlangen. Wenn ich meinen eigenen Beobachtungen und den Mitteilungen zuverlässiger Augenzeugen Glauben schenken darf, so sind die Empfangshallen immer weniger schön geworden, und die nächste hat sich immer in weniger gutem baulichen Zustande befunden, als die vorhergehende; ich möchte daher zu der Ansicht neigen, daß, wenn die chinesische Regierung ursprünglich den Tse Kwang ko gewählt hat, dies nicht gewesen ist, weil sie damit irgend eine Nebenabsicht verband, sondern weil derselbe thatsächlich das beste Gebäude war, das ihr zur Verfügung stand, und das einzige, von dem sie hoffen konnte, daß dasselbe einen vorteilhaften, den Ansprüchen Chinas entsprechenden Eindruck auf die fremden Vertreter machen würde.

Gelöst ist die Audienzfrage in ihrem wirklichen Sinne und Bedeutung auch heute noch nicht durch die Zuweisung einer bisher, wenn ich nicht irre, als Bibliothek benutzten Räumlichkeit innerhalb des aus einer Menge von Baulichkeiten und Höfen bestehenden eigentlichen Palastkomplexes; sie kann ihre endgiltige Lösung nur dadurch erfahren, daß der Empfang der fremden Gesandten nach europäischer Weise in der großen Empfangshalle bei Gelegenheit der Anwesenheit des ganzen Hofes stattfindet. Ob es der Mühe lohnt, den Druck anzuwenden, der selbst nach den Ereignissen von 1900 und 1901 notwendig sein dürfte, um dies herbeizuführen, wird die Zukunft lehren; es ist aber immer gefährlich, Zeit und Einfluß auf die Erledigung von Zeremonialfragen zu verwenden, die meistens im Lauf der Jahre ihre Lösung von selbst zu finden pflegen.

XI.

Allgemeine Beziehungen.

Meine Thätigkeit. — Die Aufgabe des modernen Diplomaten. — Die China Merchants Co. — Die Exklusionspolitik der Vereinigten Staaten und der englischen Kolonien. — Das Recht der Fremden, in China Industrie zu treiben. — Vertragsbestimmungen. — Schwierigkeit der Frage. — Chinesische Versuche, die Vertragsbestimmungen zu umgehen. — Vorgehen der Provinzialbehörden. — Haltung des Yamen. — Landfrage in Swatau. — Ein verspätetes Telegramm. — Pfannenfrage in Amoy. — Telegramm des Fürsten Bismarck. — Meine Rückkehr nach Deutschland. — Befriedigende Erledigung. — Der Himmelstempel; eine Episode. — Marquis Tseng. — Charakteristik desselben. — In Potsdam. — Die Marquise. — Max und Moritz. — Tseng und Li. — Rivalität. — Kampf um das Monopol der Großen Nordischen Telegraphengesellschaft. — Li Hung changs Beziehungen zu Rußland. — Chinesische Bestechlichkeit. — Der chinesische Bismarck. — Ein amerikanisches Projekt. — Dr. Martin. — Lis Pläne. — Tsengs Tod. — Chinesische Eigentümlichkeiten. — Sir Robert Hart. — Der fremde Zolldienst. — Französische Intriguen. — Die chinesische Sprache. — Dolmetscherwesen. — Prof. Arendt. — Deutsche Techniker in China. — Die Kalkgrube.

Ich habe versucht, in den vorhergehenden Abschnitten die Fragen zu behandeln, die sozusagen eine internationale Bedeutung besaßen. Bei den meisten derselben galt damals, — und es mußte das unter den Umständen der Fall sein — der Satz, daß das Deutsche Reich in China kommerzielle, aber keine politischen Interessen habe; meine Thätigkeit mußte daher für gewöhnlich nur eine beobachtende und berichtende sein, und wo ich eingriff, geschah dies mehr hinter als auf der Bühne. Die Thätigkeit eines Diplomaten en sous-ordre, und heute sind das alle mit Ausnahme der leitenden Männer an der Spitze von Staaten oder wenigstens von Ministerien, ist überhaupt eine verborgene, und je weniger man von ihm hört, desto

besser wird er seine Aufgabe erfüllen; wo sein Name oft und sehr in den Vordergrund tritt, wird seine Eitelkeit meistens mit seiner Diskretion durchgegangen sein und er wird den Interessen seiner Regierung schlecht gedient haben, indem er den eigenen zu gut zu dienen versuchte. Heutzutage beschränkt sich die Aufgabe eines Diplomaten darauf, zu beobachten, zu berichten und die ihm erteilten Aufträge mit mehr oder weniger Geschick und Takt auszuführen; in weit entfernten Ländern, wie China, Japan u. a., von denen in den meisten Auswärtigen Ämtern nur sehr schattenhafte Begriffe zu herrschen pflegen — wie sollte das auch anders möglich sein — muß dem Vertreter natürlich eine größere Freiheit gelassen werden, obgleich auch dorthin der Telegraph seine Fäden gesponnen hat und die in ihnen gefangene diplomatische Fliege auf den elektrischen Strom warten muß, der ihr sich zu bewegen gestattet. Aber neben den großen Fragen gab es unzählige andere, die mehr die eigenen nationalen, als die allgemeinen Interessen berührten, oder, wenn sie das thaten, wenigstens nicht geeignet waren, Meinungsverschiedenheiten zwischen den Gesandten und Mächten hervorzurufen. Es waren das aber zugleich gewöhnlich die Angelegenheiten, die am ehesten geeignet waren, zu einer Differenz mit der chinesischen Regierung zu führen, und die deshalb die vorsichtigste Behandlung erforderten, wenn man nicht an ihnen Schiffbruch leiden wollte. Während meiner Thätigkeit in China bin ich zweimal in der Lage gewesen, mich für derartige Fragen ganz einsetzen zu müssen.

Mit der im Reiche hergestellten Ruhe und noch mehr mit der Möglichkeit, durch die im Auslande beglaubigten chinesischen Gesandten der Thätigkeit der fremden Vertreter in Peking die Spitze abbrechen zu können, so wie wohl auch nicht zum wenigsten durch den durch die erste chinesische Gesandtschaft nach den Vereinigten Staaten und Europa, die 1868 und 1869 unter Führung des früher in Peking beglaubigt gewesenen amerikanischen Gesandten Anson Burlingame die Runde in den Hauptstädten der Vertragsmächte machte, davon getragenen Erfolg — den Konsuln und Gesandten die Selbsthilfe zu untersagen, denn das war in der That des Pudels

Kern, — war der chinesischen Regierung der Kamm nicht wenig geschwollen. Dazu kam, daß einerseits der Erfolg der ‚China Merchants Co.‘, die von Li Hung chang gegründet worden war und von ihm und der Regierung nach jeder Richtung hin unterstützt wurde, die Aussicht zu eröffnen schien, den Fremden auf dem Gebiet wenigstens der Küstenschiffahrt erfolgreiche Konkurrenz zu machen, und andererseits durch die Behandlung der Chinesen in den Vereinigten Staaten wie in den englischen Kolonien das Selbst- und Gerechtigkeitsgefühl der Chinesen, und nicht mit Unrecht, stark verletzt wurde. Es war also vielleicht nicht zu verwundern, daß die chinesischen Behörden versuchten, auch auf andern Gebieten dem Einfluß und dem Vorwärtsdrängen der Fremden einen Damm entgegenzusetzen. So lange sich dies Bestreben auf kleinliche Chikanen in Zoll-, Paß- und andern ähnlichen Fragen beschränkte, konnte es wohl Arbeit und Mühe machen, aber kaum als ein ernster Versuch angesehen werden, sich gegen Wort und Sinn der Verträge aufzulehnen. Schlimmer war es, als die chinesische Regierung es unternahm, das Recht der Fremden, in China Industrie zu treiben, zu verneinen. Der französische Vertrag von 1858 enthielt in Art. VII die Bestimmung „que les Français et leur famille pourront ..... se livrer au commerce et à leur industrie en toute sécurité et sans entrave d'aucune espèce dans les ports et villes de l'Empire Chinois .....“ Dieselbe Bestimmung war in den Belgischen Vertrag 1865 unter der Form „se livrer au commerce et à l'industrie“ übergegangen, und der deutsche von 1861 enthielt ebenfalls in Art. 6 die Bestimmung, daß es den Unterthanen der Deutschen kontrahierenden Staaten erlaubt sein solle, sich (in den aufgeführten Häfen) mit ihren Familien niederzulassen, frei zu bewegen und Handel oder Industie zu treiben. Die Frage war auch für die fremden Vertreter eine ganz besonders delikate, denn wenn auch ein industriell entwickeltes Land unzweifelhaft ein besserer Abnehmer als ein unentwickeltes sein dürfte, hatten doch die fremder Mächte und mit ihnen ihre Vertreter gar kein Interesse daran, in China eine gewisse Art Treibhausindustrie groß zu ziehen, die mit fremdem

Kapital und fremder Intelligenz, aber chinesischer billiger Arbeit, nicht eine wirkliche Entwicklung des Landes darstellte, sondern nur dazu berufen schien, zum Vorteil einzelner Kapitalisten den heimischen Industrien Konkurrenz zu machen. Auf der andern Seite war es bei dem bestimmten Wortlaut der Verträge unmöglich, in einem gegebenen Falle die auf Grund derselben verlangte Unterstützung zu verweigern. Ob man sich auf chinesischer Seite dieser Schwierigkeiten bewußt gewesen ist, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls begann sich nach Abschluß der Chefoo-Konvention und noch mehr nach dem mißlungenen Versuch der Gesandtschaften, Abhilfe für die verschiedenen Beschwerden zu erhalten, bei den Provinzial- und Lokalbehörden eine ganz bestimmte Tendenz bemerkbar zu machen, Fremden die Ausübung irgend einer Industrie in China nicht zu gestatten und dazu nach chinesischer Sitte zum Teil recht verwerfliche Methoden in Anwendung zu bringen. So wurde der Versuch gemacht, in Shanghai die dort nach europäischer Methode eingerichteten Seidehaspelanstalten zu unterdrücken, und ein chinesischer Kompradore, der sich mit seinem Herrn, einem Amerikaner, zusammen auf die Errichtung einer Baumwollereinigungsanstalt eingelassen hatte, wurde auf Befehl des Generalgouverneurs in Nanking unter der Anklage, bei dem Taipingaufstande beteiligt gewesen zu sein, siebzehn Jahre nach der vollständigen Beendigung desselben, verhaftet, und zwar, was die Sache noch schlimmer machte, auf die Denunziation eines Konkurrenten. Es kam zu langen Korrespondenzen zwischen den beteiligten Gesandtschaften und schließlich allen Vertretern einer- und dem Tsungli Yamen andererseits, aber es blieb alles beim Alten, d. h. das Tsungli Yamen erklärte anfänglich, von nichts zu wissen, behauptete dann, in die Machtbefugnisse der Provinzialbehörden nicht eingreifen zu können, und bestritt endlich, in die Enge getrieben, daß das Wort „Industrie" in den Verträgen nicht die Bedeutung habe, die ihm von den fremden Diplomaten beigelegt werde, sondern nur aufgenommen worden sei, um Fremden zu gestatten, chinesische Kulis für ihre Zwecke zu verwenden. Das Schlimmste bei der Sache war, daß, während von seiten

einzelner hoher Provinzialbeamten, so z. B. Li Hung changs und des Generalgouverneurs von Nanking, einer ganzen Anzahl von Chinesen Monopole für die Ausübung gewisser Industriezweige erteilt wurden, dieselben Beamten gleichzeitig durch scharfes Vorgehen gegen die beteiligten Chinesen jede geschäftliche Verbindung in Form eines gemeinsam unternommenen Geschäfts zwischen Chinesen und Fremden zu verhindern suchten und wußten. Meine Lage der chinesischen Regierung gegenüber war, als diese Erörterungen im Gange waren, schon eine etwas gespannte. In Swatau war der dortige deutsche Wahlkonsul in Konkurs geraten, zum großen Teil wohl durch die Schuld seines Kompradores, der ihm als Sicherheit für verschiedene Forderungen, die sein Herr gegen ihn hatte, die Besitztitel eines Grundstücks ausgehändigt gehabt hatte. Andere Personen hatten ebenfalls Anspruch auf dieses Grundstück erhoben, und ich hatte es unter diesen Umständen für das Richtigste gehalten, mich mit dem Tsungli Yamen dahin zu verständigen, daß das Grundstück überhaupt unbenutzt liegen bleiben sollte, bis die Frage des Besitzes entschieden sei. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich aus Swatau die Meldung erhielt, daß die dortigen Zollbehörden angefangen hätten, auf dem streitigen Grundstück Arbeiten zum Bau eines Hauses vorzunehmen. Eine kurze Rücksprache mit Sir Robert Hart brachte dessen volle Zustimmung zu der von mir mit dem Yamen getroffenen Vereinbarung und den Erlaß der erforderlichen Weisungen nach Swatau. Die Sache schien damit beglichen, aber nach kurzer Zeit nahmen die chinesischen Behörden, wie ich alle Veranlassung hatte anzunehmen, auf den Rat des dortigen Zollkommissars, die Arbeiten auf dem Grundstück wieder auf. Ich ließ nunmehr, um der Sache ein Ende zu machen, von einem unserer Kriegsschiffe eine Wache auf das Grundstück legen und erklärte dem Yamen, daß ich dieselbe nicht eher zurückziehen lassen würde, bis ich Sicherheit dafür hätte, daß das mit ihm getroffene Abkommen ausgeführt werden werde. Über den Vorfall entstand natürlich ein gewaltiger Lärm, und die chinesische Regierung beschwerte sich über mich in Berlin, wo man ihr sagte, daß ich wohl Recht gehabt haben würde zu handeln,

wie ich dies gethan; gleichzeitig befahl aber Fürst Bismarck, mir telegraphisch mitzuteilen, daß augenblicklich ein Konflikt mit China nicht erwünscht sei und ich deshalb vorsichtig sein möge. Dies Telegramm, das nach den bestehenden Vorschriften über Shanghai hätte befördert werden müssen, auf welchem Wege es mich in vierundzwanzig Stunden erreicht haben würde, wurde von dem Telegraphenamt aus unaufgeklärten Gründen über Kiachta befördert, wo damals die transsibirische Linie aufhörte, und von wo die eingehenden Telegramme per Post in durchschnittlich achtzehn Tagen nach Peking befördert wurden. Da das Unglück wollte, daß das für mich bestimmte Telegramm unmittelbar nach Abgang einer Post in Kiachta eintraf, erhielt ich dasselbe erst nach ungefähr dreißig Tagen. In der Zwischenzeit hatte sich in Amoy ein neuer Zwischenfall ereignet, der wiederum einen Beweis von dem bösen Willen der chinesischen Behörden gab. Ein dort ansässiger Deutscher hatte die Fabrikation, von den großen eisernen Pfannen unternommen, die zum Rösten des Thees, zur Theefeuerung, wie man sagt, dienen; die chinesischen Behörden am Orte hatten dagegen als vertragswidrig Einspruch erhoben, und ich war mit dem Tsungli Yamen in Verhandlungen eingetreten, um das unzweifelhafte vertragsmäßige Recht des Deutschen zu wahren. Während diese Verhandlungen in Peking resultatlos verliefen und verlaufen mußten, weil das Yamen behauptete, über die Vorgänge in Amoy nicht informiert zu sein und erst Berichte einfordern zu müssen, erhielt ich auf telegraphischem Wege die Nachricht, daß der dortige Taotai sich der in der Fabrik des Deutschen befindlichen Pfannen bemächtigt und dieselben nach seinem Yamen habe bringen lassen. Auf meine Reklamationen erwiderte das Yamen aufs neue, daß es erst Berichte einfordern müsse; und auf mein Verlangen, den Taotai telegraphisch anzuweisen, für den Fall, daß er die Pfannen mit Beschlag belegt habe, dieselbe dem Konsul auszuliefern, erklärte das Yamen, daß es derartige Weisungen nicht durch den Telegraphen erteilen könne. Als ich bei dem Yamen endlich den Erlaß der von mir verlangten Weisungen durchgesetzt hatte und dieselben per Post in Amoy angekommen waren, ich hatte

eine Abschrift derselben auch das dortige Konsulat gesandt, weigerte der Taotai sich, denselben nachzukommen, da er sie nicht verstände und erst noch einmal deswegen nach Peking berichten müsse. Jetzt war auch meine Geduld zu Ende; ich ließ durch ein Detachement Matrosen die Pfannen aus dem Yamen des Taotai abholen und auf das Konsulat bringen und erkärte dem Yamen, daß derjenige, der es wagte, sie dort anzurühren, dies auf seine eigene Gefahr thun würde. Neue Beschwerde in Berlin und ein Telegramm des Fürsten Bismarck, daß derselbe wünsche, daß ich einen mir bereits seit längerer Zeit bewilligten Urlaub nunmehr antreten möge. Das Telegramm mit der Weisung vorsichtig zu sein, traf erst nach diesem ein. Mir war die Sache um so unangenehmer, als ich die Heimreise nicht gleich antreten konnte, da die Schiffahrt noch nicht eröffnet war und ich mich selbstverständlich den Chinesen gegenüber in einer durchaus falschen Stellung befand. Als ich nach einigen Monaten Hongkong passierte, hatte ich die Genugthuung zu erfahren, daß der Fürst einem sich über den Platz auf seinen Posten begebenden deutschen Diplomaten aufgetragen hatte, mir zu sagen, daß er hoffe, ich würde wieder nach China zurückkehren, und als ich in Berlin ankam, sagte mir der damalige Staatssekretär, Graf Hatzfeldt, daß sich die Sache längst aufgeklärt habe und man sich dem chinesischen Gesandten gegenüber in sehr unzweideutiger Weise über seine und seiner Regierung Quertreibereien ausgesprochen habe; ich hatte dann noch die Freude, daß der Fürst selbst sich mit den in einem kurzen von mir verfaßten und ihm unterbreiteten Memorandum enthaltenen Auseinandersetzungen und Vorschlägen ganz einverstanden erklärte. Als ich 1884, nachdem ich den Winter in Davos zugebracht hatte, wo ich von einem anscheinend sehr schweren Anfall von Lungenschwindsucht Heilung gesucht und gefunden hatte, nach China zurückkehrte, war es bei den dann über China hereingebrochenen Schwierigkeiten ein Leichtes, eine Genugthuung und Entschädigung für die in Swatau und Amoy vorgekommenen Sachen durchzusetzen. Die Frage des Rechts der Fremden, in China Industrie zu treiben, ist aber erst durch den chinesisch-japanischen Vertrag von 1895 zu einer thatsächlichen geworden.

Die zweite Angelegenheit, bei der ich einen scharfen Waffengang mit dem Yamen hatte, war persönlicherer Art. Im Herbst 1888 hatte ein Mitglied einer fürstlichen Familie mit seiner Gemahlin und seinem Gefolge mir die Ehre erwiesen, auf der Gesandtschaft Wohnung zu nehmen, und ich ließ es mir natürlich angelegen sein, denselben den Aufenthalt in der Hauptstadt des chinesischen Reichs so angenehm wie möglich zu machen. Bei einem geschäftlichen Besuch auf dem Yamen erwähnte ich der Anwesenheit der hohen Herrschaften und bat dafür Sorge zu tragen, daß denselben bei dem Besuch der dem Publikum gewöhnlich geöffneten Sehenswürdigkeiten mit besonderer Höflichkeit entgegengekommen werde. „Wollen die Herrschaften denn nicht den Tempel des Himmels besichtigen?“ fragte einer der Minister. „Ich habe denselben nicht genannt,“ erwiderte ich, „weil ich nicht wünsche, dem Yamen irgend welche Unbequemlichkeiten zu machen; meine Gäste wollen nur sehen, was ihnen gern gezeigt wird.“ „General Grant hat den Himmelstempel besuchen dürfen, und es steht nichts im Wege, daß dieselbe Erlaubnis, wenn Sie darum nachsuchen, auch diesmal erteilt werde.“ Ich versicherte mich noch einmal, daß man auf dem Yamen wünsche, daß ich um die Erlaubnis zum Besuch des Himmelstempels einkäme, und erklärte dann, es unter den Umständen thun zu wollen. Zwei Tage darauf erhielt ich als Antwort auf mein Schreiben vom Yamen die Mitteilung, daß die Erlaubnis nicht erteilt werden könne. Ich war noch nicht über den ersten Ärger hinaus, als Marquis Tseng sich bei mir melden ließ. Seine ersten Worte waren: „Sie haben vom Yamen eine abschlägige Antwort bekommen; thun Sie mir den Gefallen, von derselben keine Notiz zu nehmen, ich habe morgen früh eine Audienz beim Kaiser und stehe Ihnen dafür, daß Sie innerhalb vierundzwanzig Stunden die Erlaubnis zum Besuch des Himmelstempels erhalten werden.“ Er setzte mir dann auseinander, daß es sich um eine Intrigue des Opferamts gegen das Yamen und besonders gegen ihn handle, und daß ich ihm und seinen Kollegen, wie der Sache des Fortschritts überhaupt, einen Dienst leisten würde, wenn ich seinen Wunsch erfüllte. Ich versprach zu warten und erhielt in der That

am nächsten Tage eine Mitteilung des Yamens, daß das frühere Schreiben, als auf einem Mißverständnis beruhend, zurückerbeten und ich ersucht würde, einen Tag für den Besuch des Himmelstempels zu bestimmen, dem nichts im Wege stehe. Ich that dies und erhielt die Antwort, daß an dem angegebenen Tage alles zum Empfang meiner Gäste bereit sein werde; als ich dann aber zum Thor des Himmelstempels kam, wurde uns der Eingang verweigert, weil sich Damen in unserer Gesellschaft befänden, obgleich an dem Tage des Besuches des Präsidenten Grant ebenfalls Damen der Zutritt zu den Tempelgründen und in die in demselben befindlichen Gebäude gestattet gewesen war. Ich war wütend, daß mir als altem Chinesen so etwas hatte passieren können, und war fest entschlossen, für meinen Gast und für mich volle Genugthuung zu fordern. Als ich nach ein paar Tagen die Minister des Yamen sah, fand ich dieselben in sehr wenig liebenswürdiger Laune — es mußte im Innern des Kollegiums und vielleicht mit andern Ämtern und Faktoren zu sehr unangenehmen Auseinandersetzungen gekommen sein — und alle meine Bemühungen, die Herren zu überzeugen, daß meinem Gast und mir eine Entschuldigung gebühre, blieben erfolglos. Endlich, nach stundenlangem Reden, bei dem ich keinen Schritt vorwärts kam, bei dem ich aber auch nicht ein Wort lauter als das andere sprach, sagte ich den Herren in demselben ruhigen Tone, den ich mir bei meinen Verhandlungen mit den Chinesen immer zur Regel gemacht hatte: „Sie kennen mich alle seit Jahren, Sie wissen, daß ich nie etwas verlange, was ich nicht für Recht halte, und daß ich nie etwas sage, was ich nicht thue. Wenn bis morgen früh um neun Uhr die beiden Entschuldigungsschreiben des Yamen, die ich verlangt habe, nicht in meinen Händen sind, so geht ein Telegramm an meine Regierung ab, in dem ich um meine Abberufung bitte; die Sache ist meine persönliche Angelegenheit, und ich will, wenn ich nicht die geforderte Genugthuung erhalte, mit Leuten, die mir dieselbe verweigern, nichts weiter zu thun haben.“ Damit empfahl ich mich. Ungefähr eine Stunde später erschien Marquis Tseng bei mir, um mir im Namen seiner Kollegen zu

sagen, daß mir die beiden verlangten Schreiben zugehen würden, ich möchte aber bis 10 Uhr morgens Zeit geben. Ich sagte dies zu und erhielt am nächsten Morgen um halb zehn Uhr die geforderten Schreiben, aber auf rotem Papier, d. h. in offiziöser Form; ich sandte sie zurück und verlangte sie auf weißem Papier, d. h. in offizieller Form, in der sie mir auch nach einer Stunde zugingen. Mir war die ganze Sache sehr peinlich gewesen, da ich mir wohl bewußt war, daß ich meine Regierung in dieselbe nicht verflechten dürfte, und eben so sicher war, daß, wenn ich in ihr unterläge, mein Prestige, denn auch ein Diplomat kann und muß ein solches haben, und damit jede Aussicht auf zukünftige erfolgreiche Thätigkeit verloren sein würde. So setzte ich meine Persönlichkeit ganz ein und habe nie zu bedauern gehabt, dies gethan zu haben; meinen Chefs, dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Herbert Bismarck, der damals die Stelle als Staatssekretär bekleidete, bin ich aber ganz besonders dankbar dafür gewesen, daß sie die Episode, wenn sicher nicht unbemerkt, jedenfalls mir gegenüber unerwähnt gelassen haben.

Ich habe in vorstehendem des Marquis Tseng wiederholt Erwähnung gethan. Derselbe war ein Sohn des berühmten Tseng Kwo fan und im Jahre 1878 als chinesischer Gesandter nach London geschickt worden, hatte dann die Verhandlungen mit Rußland wegen der Rückgabe von Ili erfolgreich geleitet, war wegen seines energischen Auftretens in der Annam Frage von Paris, wo er gleichfalls beglaubigt war, auf Wunsch der chinesischen Regierung abberufen worden und schließlich 1886 nach Peking zurückgekehrt, wo er sofort zum Mitglied der Tsungli Yamen ernannt worden war. Ich hatte seine Bekanntschaft gemacht, ehe er nach Europa gegangen war; er hatte damals gerade die Trauerzeit für seinen Vater und seine Mutter vollendet, die er nach strengster chinesischer Vorschrift in einer Hütte bei ihren Gräbern zugebracht, während welcher Zeit er englisch gelernt hatte, nicht genug um es zur Vollkommenheit in der Sprache zu bringen, aber hinreichend, um ein Gespräch über einen nicht zu schwierigen Gegenstand führen zu können. Er machte

mir damals und später den Eindruck eines im weiteren Sinne wohlwollenden Mannes, mit allen guten Eigenschaften eines Chinesen, aber ohne die Schlauheit und Energie, die manche seiner Kollegen auszeichneten, vielleicht auch ohne die hauptstädtischen Beziehungen, die seine langjährige Abwesenheit von Peking sehr gelockert haben mußten. Dabei besaß er ein starkes Nationalgefühl, wie er in London, Petersburg und Paris bewiesen hatte, und das auch aus einem von ihm vor seiner Rückkehr nach China in der Asiatic Monthly Review veröffentlichten Artikel „Chinas Schlaf und Erwachen" sprach. Auf der Rückreise war er auch in Deutschland gewesen, vom Fürsten Bismarck empfangen und vom Kaiser Wilhelm I. in Potsdam zur Tafel gezogen worden. Als ich ihn einst frug, was ihm in Berlin am meisten aufgefallen sei, machte er anfänglich ein etwas verlegenes Gesicht, kam aber auf einiges Zureden mit der Sprache heraus. Bei der Tafel, bei der auch J. M. die Kaiserin Augusta anwesend gewesen, habe der Kaiser zum zweiten Male vom Eis genommen, aber auf ein warnendes: „Aber Wilhelm!" der Kaiserin es unberührt stehen lassen. Es war charakteristisch für den Chinesen, daß ihm gerade der Einfluß einer Frau auch in einer anscheinend geringfügigen Sache einen solchen Eindruck gemacht gehabt hatte. Als Tseng nach Peking zurückgekehrt war, empfing in der ersten Zeit seine Gemahlin die Damen und Herren der fremden Gesellschaft nachmittags zum Thee ganz nach fremder Art: sie reichte ihren Gästen die Hand, und ihre Tochter, Lady Blüte, die recht gut englisch sprach, machte die Dolmetscherin. Auch Bälle und andere Feste auf den Gesandtschaften wurden von den Damen und ihren Freundinnen besucht, aber dieser freiere Verkehr dauerte nicht lange; allmählich schliefen die five o'clocks ein, und als Lady Tseng mit ihrer Tochter und ihren Freundinnen den letzten Ball auf der deutschen Gesandtschaft mitmachte, that sie das nur unter der Bedingung, daß ihr niemand die Hand reichen oder sich sonst ihr und ihren Begleiterinnen nähern dürfe. Dann verschwand sie aus der fremden Geselligkeit, und der strenge chinesische Formalismus, der der Frau gar keine Berührung mit andern Männern wie ihren nächsten Ver-

wandten gestattet, hatte über die in der Fremde angenommenen Gewohnheiten und vielleicht die eigene Neigung gesiegt. Der Marquis fuhr aber fort, allein die fremden Gesandtschaften in Geschäften, wie bei festlichen Gelegenheiten zu besuchen, wie das nach ihm nur noch der 1900 an dem Orte seiner Verbannung hingerichtete Chang Yin huan zu thun gewagt hat. Die beiden Söhne Tsengs (davon einer ein Adoptivsohn), Lords Königost und Königwest oder Max und Moritz, wie sie von den jüngeren Mitgliedern des diplomatischen Korps getauft worden waren, hatten die schlechten Gewohnheiten, die den meisten Jungen ihres Alters in allen Ländern der Welt eigen zu sein pflegen, besonders wenn sie wegen der Stellung des Vaters oder sonstiger exotischer Eigenschaften wegen stark verwöhnt worden sind. Übrigens war Marquis Tseng trotz seines langen Aufenthalts im Auslande ein echter Chinese geblieben; er war sich nicht ganz klar darüber, ob der chinesische Karren, das exquisiteste Marterwerkzeug aller Zeiten und Länder, nicht doch noch dem englischen Coupé vorzuziehen sei, und er hat mir mehr als einmal erzählt, daß er sich zwar von einem Hausfreunde, dem jetzt auch verstorbenen englischen Arzt Dr. Dudgeon Medikamente verschreiben lasse, um denselben nicht zu kränken, sie aber nicht nähme, da ein fremder Arzt das Innere eines Chinesen doch nie so gut wie ein chinesischer kennen könne. Mit Li Hung chang war er dadurch verschwägert, daß ein Adoptivsohn, Neffe desselben eine von Tsengs Töchtern geheiratet gehabt hatte; die Ehe war aber keine glückliche gewesen, und die Frau lebte meistens im Hause ihrer Eltern. Aber trotz dieser verwandtschaftlichen Bande bestand unzweifelhaft zum mindesten eine gewisse jalousie de métier zwischen den beiden Häusern Li und Tseng, die auch in den Beziehungen zwischen meinen beiden Freunden ihren Ausdruck fand. Tseng war der ehrlichere und nationaler veranlagte von den beiden in dem Sinne, daß er Chinas Rolle, die thatsächliche und mögliche, größer auffaßte, als sie war und sein konnte. Li war stets zu Konzessionen bereit, soweit sie ihn nicht persönlich berührten, und wenn er den ganzen Hochmut des Chinesen besaß, hatte er wenig von dem, was wir den

berechtigten Stolz eines solchen nennen würden. So konnte es nicht ausbleiben, daß sich zwischen Li und Tseng im Laufe der Jahre in vielen Fragen eine Rivalität ausbildete, in der Tseng, wenn er auch einzelne Erfolge davon trug, doch seinem stärkeren Gegner um so mehr unterliegen mußte, als er bei seinen eigenen Kollegen im Yamen wenig Verständnis und noch weniger Unterstützung fand. Es war ein eigenes Schicksal, daß Tsengs schärfster Gegner im Yamen, Hsü Yun yi, der seine liberaleren Anschauungen bekämpfte und unterdrückte, wo er nur konnte, 1900 wegen seiner fortgeschrittenen Fremdenfreundlichkeit schimpflich hingerichtet wurde. Eine der Fragen, in der Tseng Li erfolgreich entgegentrat, war die eines der Großen Nordischen Telegraphen-Gesellschaft thatsächlich zu gewährenden Monopols und der gleichzeitigen Legung einer unter russischer Aufsicht stehenden Telegraphenlinie von Peking nach Kiachta. Es war erst nach Tsengs Tode, daß 1892 das neue Abkommen unterzeichnet wurde, das den Russen einen weiteren Halt über die Mongolei gewährte und die Interessen der fremden Kaufmannschaft ernstlich schädigte.

Es ist hier vielleicht der Ort der mannigfachen Gerüchte zu erwähnen, die in betreff Li Hung changs Beziehungen zu Rußland besonders von englischer Seite verbreitet worden sind. Ob Li von Rußland bestochen worden ist oder nicht, weiß ich nicht und weiß wahrscheinlich auch keiner von allen denen, die den Stein auf ihn werfen. Ich glaube aber, daß die Verhältnisse, wie sie während der letzten fünfzehn Jahre in China gelegen haben, und besonders die Erfahrungen, die Li während seiner Rundreise 1896 gemacht hat, vollständig genügen, um seine Hinneigung zu Rußland zu erklären. Die halbbarbarische ungeheure Pracht, die Li bei den Krönungsfeierlichkeiten in Moskau in dem Jahre gesehen hat, und der Zusammenfluß von der russischen Krone unterworfenen Asiaten bei der Gelegenheit muß Li eine hohe Meinung von der gewaltigen Macht des großen Nachbarn gegeben haben; vielleicht hätte England einen ähnlichen Erfolg erzielen können, wenn es ihn zu einem vizeköniglichen Durbar in Indien eingeladen und ihm die Schaar seiner gold- und juwelenbedeckten indischen Vasallen gezeigt hätte;

da dies nicht geschah und nicht geschehen konnte, mußte der in Moskau erhaltene Eindruck natürlich mit überwältigender Kraft fortbestehen. Dann aber, und dies ist die Hauptsache, hat sich England in allen während der letzten Jahrzehnte, und ganz besonders seit 1894 in Ost-Asien auftauchenden Fragen als ein durchaus unzuverlässiger und mehr als das, als ein gefährlicher Freund erwiesen. Es hat China mehr als einmal durch seine Ratschläge und Anerbietungen schwer kompromittiert, weil es nie den Mut besessen hat, demselben den Schutz zuzusagen und zu gewähren, den es zu fordern berechtigt war, wenn es sich nicht allein einem mächtigeren Gegner gegenüber finden sollte. Die Geschichte der Zeit von 1893 bis 1901 ist noch zu schreiben, aber es unterliegt schon jetzt keinem Zweifel, daß sie im wesentlichen die der englischen Schwäche und Unentschlossenheit sein wird; es kann daher niemanden Wunder nehmen, daß Li sich von England ab- und Rußland, dem Sieger im politischen Schachspiel, zuwendete. Überhaupt wird viel mehr von chinesischer Bestechlichkeit und Geldgier geredet, als wozu die Thatsachen wahrscheinlich berechtigen. Jeder chinesische Beamte ist gezwungen, sich private Einkünfte zu verschaffen, denn sein amtliches Einkommen genügt nicht für seine persönlichen Bedürfnisse, geschweige denn für die Ansprüche, welche eine ungeheure Anzahl von Unterbeamten, seine Familie und seine Klienten an ihn richten. Nimmt man dazu, daß auch die Ansprüche von Vorgesetzten, Freunden und Feinden und von allem was mit dem Hofe in Verbindung steht, vom niedrigsten Eunuchen bis zum Kaiser hinauf, zu befriedigen sind, so wird man begreifen, daß von den ungesetzlichen Einnahmen, selbst wenn sie sehr beträchtliche Summen ausmachen, recht wenig für denjenigen übrig bleibt, der seine Tasche nur zu füllen scheint, damit sie von andern geleert werde. Die Bezeichnung als chinesischer Bismarck ist Li Hung chang durch den Gouverneur von Hongkong, Sir Pope Hennessy, bei einem Besuch in Tientsin gegeben worden; letzterer, einer der irischen Dauerredner im Unterhause, war schließlich, wohl um ihn zu entfernen, in den Kolonialdienst übernommen worden und brachte einen großen Teil seiner Zeit damit

zu, den diplomatischen Vertretern Englands in Tokio und Peking dadurch Schwierigkeiten zu bereiten, daß er bei den eingeborenen Staatsmännern gegen dieselben intriguierte.

Eine andere Angelegenheit, in der Tseng und Li auf verschiedenen Seiten standen und der erste der stärkere blieb, war die eines angeblichen polnischen Grafen, der eines Tags in Tientsin als Agent eines amerikanischen Finanzmannes erschien und sich um ein Monopol bewarb, das den größten Teil der wirtschaftlichen Entwicklung des Reichs in die Hände seines Auftraggebers gelegt haben würde. Der Unterhändler, der, wenn die über ihn in amerikanischen Zeitungen verbreiteten Nachrichten zutreffend waren, eben erst eine längere Gefängnisstrafe hinter sich hatte, sagte eine Anleihe von 50 Millionen Dollars zu niedrigem Zinssatz zu, die dazu dienen sollte, ein System von National-Banken einzurichten, die den Geldverkehr Chinas mit dem Auslande vermitteln sollten. Für Abschluß einer solchen Anleihe wurde dem Unterhändler, resp. seinem Auftraggeber das alleinige Recht zuerkannt, in China Eisenbahnen anzulegen und dieselben während einer langen Reihe von Jahren technisch und administrativ zu leiten. In einem von dem früheren Direktor des Tung wen kwan, Dr. Martin, 1896 veröffentlichten Buche „A Cycle of Cathay or China, South and North" wird über diese mehr komische, als ernste Episode gesagt: „Ein vorläufiger Kontrakt wurde unterzeichnet, und es schien, als ob China mit einem Schlage aus dem Zeitalter der Bronze in das des Eisens und Silbers übergehen solle. Aber die Abmachung mußte in Peking bestätigt werden. Sie fiel dort durch, und die Welt schrieb das Mißlingen der Unfähigkeit des Unterhändlers zu. Nie war eine Beschuldigung ungerechter. Die wahre Erklärung war die Besorgnis, die unter den europäischen Diplomaten durch diesen Ausbruch amerikanischen Unternehmungsgeistes erweckt wurde. „Wissen Sie, warum das Unternehmen des Grafen so glänzend durchfiel?" sagte mir einer derselben bei einem Nachtischgespräch unter vier Augen. Der deutsche Gesandte (Doyen des diplomatischen Korps) kam zu mir und den anderen Gesandten und rief, eine Ab-

schrift des Vertrages in die Höhe haltend, aus: „Hier, meine Herren, sehen Sie, was die Amerikaner bekommen haben. Wenn wir die Sache durchgehen lassen, werden die Yankees reinen Tisch machen. Dann können wir unsere Beglaubigungsschreiben in die Tasche stecken und das Feld räumen.‘ Nichts half, wir mußten mit ihm auf das Yamen, um Protest einzulegen, und so wurde das glänzende Unternehmen erstickt.“ Der deutsche Gesandte, um den es sich in dieser Darstellung handelt, bin ich gewesen, und ich stehe gar nicht an, zu erklären, daß ich gegen jeden Versuch irgend einer Macht, das Monopol des Eisenbahnbaus und Verwaltung in China zu erhalten, falls erforderlich, in der allerschärfsten Weise Protest eingelegt haben würde. Das war in diesem Falle aber gar nicht nötig und ist auch nicht geschehen, da das Tsungli Yamen auf Veranlassung des Marquis Tseng die Ablehnung des schwindelhaften Projekts ganz allein besorgte. Damit fällt die von Dr. Martin geschilderte dramatische Szene ebenfalls zusammen. Der Sachverhalt war ganz einfach der folgende. Wie die Chinesen, und in erster Linie Li, durch die Schaffung der chinesischen China-Merchants-Dampfschiffahrt-Gesellschaft versucht hatten, die fremde Küstenschiffahrt aus China zu verdrängen, oder wenigstens zu schädigen, wie sie bemüht gewesen waren, die Versuche der Fremden, in China Industrie zu treiben, zu vereiteln, so spukte auch schon seit längerer Zeit in Lis und anderer Leute Kopf der Gedanke, durch die Schaffung chinesischer Bankinstitute in den geöffneten Häfen und den hauptsächlichsten Handelsplätzen des Inlandes China von der Notwendigkeit zu befreien, die Vermittlung der fremden Banken bei Geldgeschäften im Inlande und mit dem Auslande in Anspruch zu nehmen. Die angenehme Aussicht, bedeutende Geldbeträge ohne eine andere als eingeborene Kontrolle handhaben zu können, mag gleichfalls mit zu dem Wunsche beigetragen haben, der auch 1893 bis 1895 wieder hervortrat, und in der Gründung einer Art hybriden Bankinstituts einen gewissen, wenn auch sehr mäßigen Erfolg aufzuweisen hatte. Für diesen Zweck sollten durch die Erteilung eines Monopols zum Bau von Eisenbahnen an einen

durchaus nicht zweifellosen Agenten, der weder den Auftrag zum Abschluß eines solchen Geschäfts hatte, noch die Mittel zur Durchführung desselben besaß, die erforderlichen Beträge beschafft werden. Man braucht nur daran zu denken, daß noch 1896, d. h. beinah zehn Jahr nach diesem Vorfall die chinesische Regierung auf das bestimmteste darauf bestand, daß Eisenbahnen in China nur von Chinesen gebaut und Fremden nicht einmal das Recht, Aktien in solchen Unternehmungen zu besitzen, zugestanden werden sollte, um zu verstehen, daß es gar keiner Einwirkung fremder Diplomaten bedurfte, um die chinesische Regierung zur Ablehnung des Tientsiner Entwurfs zu bewegen. Die treibende Kraft bei dieser Ablehnung war Marquis Tseng, er hat sich damit unzweifelhaft ein Verdienst um sein Vaterland erworben, denn er hat demselben die vielfachen Schwierigkeiten erspart, die sich aus dem Abschluß des Vertrages ergeben haben würden, für dessen Ausführung einerseits gar keine Garantien bestanden — man möge sich nur erinnern, daß bei allen späteren Anleiheverhandlungen kein annehmbares amerikanisches Angebot erfolgt und zur Ausführung der seitdem an Amerikaner erteilten Eisenbahnkonzessionen bisher auch nicht ein Spatenstich erfolgt ist — und der andererseits berechtigte Proteste des Auslandes hervorgerufen haben würde. — Trotz dieser einzelnen Erfolge Tsengs konnte für denjenigen, der seine Thätigkeit mit Aufmerksamkeit verfolgte, gar keine Zweifel darüber bestehen, daß sein Einfluß von Jahr zu Jahr sank, und daß, als er 1890 starb, er das war, was man einen fertigen Mann zu nennen pflegt. Es war das um so mehr zu bedauern, als er unzweifelhaft viele Eigenschaften besaß, namentlich auch eine große persönliche Ehrenhaftigkeit und Selbstlosigkeit, die für sein Vaterland hätten von großem Nutzen sein können; er war aber eine zu weich angelegte Natur und wurde zwischen den härteren Steinen des chinesischen Altkonservatismus und des persönlichen Egoismus seiner Gegner zerrieben.

Ich habe bei der Besprechung des Marquis Tseng darauf hingewiesen, wie gering in gewisser Beziehung der Einfluß seines langen

Aufenthalts in Europa auf ihn gewesen war, und ich kann dasselbe nur von den meisten, nein von allen chinesischen Staatsmännern sagen, mit denen ich während meines langen Aufenthalts in China in nähere Berührung gekommen bin. Viele derselben waren im persönlichen Verkehr höflicher und zuvorkommender gegen die Fremden, mit denen sie die amtlichen Geschäfte zusammenführten, als irgend jemand in Europa oder Amerika dies gewesen sein würde, aber der Umgang mit denselben vermochte in vielen Punkten nicht auch nur den geringsten Einfluß auf sie auszuüben. Der alte Mao, einer der bravsten Leute, mit denen ich zu thun gehabt habe, interessierte sich lebhaft für meine Sammlungen chinesischer Gegenstände, und wir hatten, wenn er mit den andern Ministern bei mir war, stets lange Diskussionen über dieselben; ich wußte, daß er eine schöne Sammlung alter Bronzen besaß und als der beste Kenner derselben galt, aber es ist mir nie gelungen, sein Haus zu betreten und die Sammlung zu sehen. Als er im Sterben lag, wendeten seine Söhne sich an den Dr. Dudgeon, einen persönlichen Freund ihres Vaters, der demselben erst vor wenigen Monaten öffentlich dafür gedankt hatte, daß er diese selben Söhne vom Genuß des Opiums entwöhnt hatte, mit der Bitte, ihnen ein Instrument zu senden, mit dem sie den Schleim aus dem Halse entfernen könnten, der ihren Vater zu ersticken drohe; Dr. Dudgeon bot seine Hilfe an, aber obgleich er sich bereit erklärte, von einem Nachbarhause aus über die Verbindungsmauer in das Mao'sche Grundstück zu klettern, lehnten die Söhne seinen Besuch doch ab, um ihren Vater nicht dem nachteiligen Ruf auszusetzen, daß er in seiner Krankheit einen fremden Arzt zugezogen habe. Wie der Bruder Fukuns, der langjährigen Ministers des kaiserlichen Haushalts und des Yamens, sein Augenlicht einbüßte, weil Fukun und mit ihm die ganze Familie sich nicht entschließen konnten, in die operative Entfernung eines bereits erblindeten Auges einzuwilligen, habe ich bereits an anderer Stelle erwähnt. Li ist der einzige chinesische Staatsmann, der eine Ausnahme gemacht hat, aber sein Ruf war beim Volke in dieser wie in mancher anderen Beziehung so schlecht — er wurde spöttisch

der Christ genannt — daß er auf die Meinung seiner Nachbarn keine Rücksicht zu nehmen brauchte und nahm. Aber es war nicht nur bei solchen Fragen, daß die Eigenart der Chinesen hervortrat und sehr vorsichtige Behandlung notwendig machte. Man konnte bei ihnen nie wissen, wo der Punkt war, an dem für sie aus einem oder dem anderen Grunde die Möglichkeit des Nachgebens aufhörte, und es war, meiner Ansicht nach, die Hauptaufgabe eines in Peking beglaubigten Vertreters, in dieser Beziehung ganz besonders vorsichtig zu sein, denn er befand sich in einem solchen Falle vor der Alternative eines nicht gut zu machenden Mißerfolges oder der sich aus demselben für seine Regierung ergebenden Notwendigkeit, weiter zu gehen, als sie ursprünglich beabsichtigt haben mochte. Für denjenigen, der mit offenem Auge die französische Politik in der Tonkinfrage und die englische in der Margary- und andern Fragen verfolgt hat, wird die Richtigkeit dieser Auffassung keinem Zweifel unterliegen können.

Der Persönlichkeit Sir Robert Harts bin ich wiederholt in der Lage gewesen Erwähnung zu thun; er erhielt 1893 von seiner Regierung die Ernennung zum Baronet, nachdem ihm bereits 1885 nach dem Tode von Sir Harry Parkes der Posten als englischer Gesandter in Peking angeboten worden war und er denselben unter der Bedingung angenommen hatte, erst seine Beziehungen zur chinesischen Regierung abwickeln zu dürfen. Schließlich nach sechsmonatlichem Besinnen und Zögern legte er den nicht angetretenen Posten nieder, weil, wie man wohl mit Recht allgemein annahm, die Frage seines Nachfolgers in der Stellung als Generalzollinspektor nicht zu seiner Zufriedenheit hatte gelöst werden können. In chinesischen Kreisen bestand seit lange eine starke Opposition gegen Sir Robert, der allen denen, die gewünscht gehabt hätten, die Kuh des fremden Seezollamts für eigene Rechnung melken zu können, ein Dorn im Auge war; die Minister des Yamen hatten mir selbst gegenüber wiederholt betont, welche Schwierigkeiten sie hätten, ihn gegen die vielfach gegen ihn gerichteten Angriffe zu halten; jetzt mußten diese Gelüste natürlich doppelt scharf hervortreten und fanden

in dem Gedanken, Dr. Martin zum Chef des Zolldienstes zu ernennen und ihm zwei chinesische Kollegen zur Seite zu setzen, ihren Ausdruck. Mit der Ernennung dieser beiden chinesischen Spitzen wäre natürlich jeder Grund und Vorwand weggefallen, Chinesen von den Stellungen als Zollkommissare oder Assistenten in den geöffneten Häfen auszuschließen, und damit wäre chinesischer Unzuverlässigkeit und Bestechlichkeit ein weites Feld eingeräumt worden. Sir Robert Hart, der mir gegenüber früher erwähnt hatte, daß er in der langen Zeit, die er an der Spitze des Zolldienstes zugebracht, unter den vielen Tausenden von Chinesen, die während dieser Zeit in demselben unter ihm gearbeitet hätten, keinen einzigen gefunden habe, dem er eine selbständige Stellung anvertrauen könne, entschloß sich, den ihm von der englischen Regierung angebotenen glänzenden Posten niederzulegen, ehe er ihn angetreten hatte, und in dem schwierigeren und undankbareren das Haupt der Verwaltung der fremden Seezölle zu verbleiben, ein Entschluß, den die fremden diplomatischen Vertreter und die fremde Kaufmannschaft nur dankbar anerkennen konnten und für den die Chinesen hätten ebenso dankbar sein sollen. Daß die chinesischen Minister dies waren, ist allerdings unzweifelhaft, aber es blieben eben noch weite Kreise, die nicht verstanden, welchen Dienst Sir Robert Hart China erwies, indem er in seiner alten Stellung verblieb. Von der Ausdehnung dieses Zolldienstes machen die wenigsten Leute außerhalb Chinas und auch nicht alle innerhalb desselben sich einen richtigen Begriff: 1893 befanden sich in demselben, den innern und äußeren Zolldienst, den Leuchthaus- und Betonnungsdienst und den Tung wen kwan einbegriffen, 719 Fremde und 3181 Chinesen, zusammen 3900 Beamte. Unter den Fremden nahmen die Engländer selbstverständlich den ersten Platz ein, betrug doch der englische Anteil in dem Jahre an dem Schiffsverkehr 51 Prozent, an dem Tonnengehalt 65,5 Prozent und an den gezahlten Zöllen 64,7 Prozent, sodaß die 170 Engländer im Zolldienst eigentlich kaum diesen Zahlen entsprachen. Die andern Fremden gehörten allen Nationen an, mit denen China Verträge abgeschlossen hatte. An der Spitze dieses internationalen

Dienstes, durch dessen Hände 1893 beinah 22 Millionen Taels an Zöllen und Steuern gingen d. h. nach dem damaligen Kurse über 100 Millionen Mark, stand seit 1861 thatsächlich, seit 1863 auch mit dem entsprechenden Titel, Sir Robert Hart, der bald nachdem der Dienst zuerst in fremde Hände gelegt worden war, aus dem englischen in denselben übergetreten war und demselben mit einer Unparteilichkeit und Arbeitskraft vorgestanden hat, die die höchste Anerkennung verdient und von allen Seiten gefunden hat. Nur von den Franzosen, besonders von dem 1893 ernannten M. Gérard, Berliner Angedenkens als Vorleser der Kaiserin Augusta und putativer Verfasser der „Société de Berlin“ ist der glücklicherweise mißglückte Versuch gemacht worden, Sir Robert zu verdrängen und einen Franzosen an seine Stelle zu setzen, der unzweifelhaft viel weniger befähigt und noch weniger willens gewesen sein würde, bei der Erfüllung seiner Aufgabe alle nationalen Interessen und Vorurteile beiseite zu setzen und nur für die Sache selbst zu wirken.

Die Notwendigkeit, alle Verhandlungen mit chinesischen Beamten und Behörden in chinesischer Sprache zu führen, erleichtert dieselben nicht gerade, obgleich dabei viel, wenn nicht alles, von der Tüchtigkeit des dem fremden Unterhändler zur Verfügung stehenden Dolmetschers abhängt. Ich bin oft gefragt worden, ob ich nicht selbst während meines langen Aufenthalts in China Chinesisch gelernt hätte, und ich habe dies stets mit der Bemerkung verneinen müssen, daß es mir dazu an Zeit gefehlt habe. Bei meinem Eintreffen in Peking habe ich mir allerdings die Frage vorgelegt, ob es sich nicht für mich empfehlen würde, die Sprache des Landes wenigstens in der für den amtlichen Verkehr Anwendung findenden Form, dem sogenannten Mandarinendialekt, zu erlernen; ich überzeugte mich aber bald, daß ich die dafür erforderliche unverhältnismäßig lange Zeit besser zum Studium der chinesischen Geschichte, Litteratnr, soweit dieselbe übersetzt war, Verwaltung u. s. w. verwenden könnte. Die fremden Dolmetschereleven sind nach zweijähriger, fast ausschließlich der Erlernung der Sprache gewidmeter

harter Arbeit gerade so weit, einen leichten Brief verstehn oder schreiben und ein nicht zu schweres Gespräch führen zu können; es bedarf dann, besonders begabte Leute ausgenommen, weiterer täglicher, langjähriger Beschäftigung mit der Sprache, um es zu einiger Vollkommenheit in derselben zu bringen, und selbst der beste Dolmetscher dürfte nicht im stande sein, ohne Hilfe seine Lettrés, d. h. chinesischen Schriftgelehrten, ein nach jeder Richtung hin vollkommenes chinesisches Schriftstück abzufassen. Dazu kommt die Schwierigkeit der Aussprache, die selbst unter Chinesen eine sehr große ist, und die manchen fremden recht tüchtigen Sinologen für den Dolmetscherdienst unbrauchbar macht. Ein wirklich tüchtiger Dolmetscher muß aber nicht nur der Sprache, mündlichen und schriftlichen, so weit irgend möglich mächtig sein, er muß auch mit dem chinesischen Denken und Fühlen, mit den klassischen Werken und mit den vielen zur Verhandlung kommenden Fragen hinlänglich vertraut sein, um seinem Chef beratend zur Seite zu stehen, und er muß vor allen Dingen wissen, wo die Antwort auf irgend eine Frage zu finden ist, die derselbe ihm vorlegen könnte. Die Zahl dieser Fragen ist aber Legion, und der Erfolg sehr vieler, wenn nicht der meisten Verhandlungen auf dem Yamen wird davon abhängen, daß man im gegebenen Augenblicke mit einem Zitat aus einem der klassischen Werke, den verschiedenen Gesetzbüchern und Institutionen oder der Kompendien kommen kann, die die Entscheidungen berühmter Richter enthalten. So erinnere ich mich einer Reklamation gegen chinesische Händler in der Mongolei, die nach jahrelangen Erörterungen zu Gunsten des deutschen Klägers entschieden wurde, weil es uns nach vielem Suchen und Stöbern in staubigen chinesischen Scharteken gelungen war, den Richterspruch eines berühmten Mannes zu entdecken, der in dem von uns vertretenen Sinne entschieden hatte. Man sieht, die Anforderungen an einen guten Dolmetscher sind viele und große; ich war daher ganz besonders glücklich, bei meiner Ankunft in Peking auf der Gesandtschaft einen ganz vortrefflichen, wohl den besten, den man sich denken konnte, in der Person des jetzt an dem Seminar für orientalische Sprachen angestellten Pro-

fessors C. Arendt zu finden, der zu allen andern erforderlichen Eigenschaften noch die besaß, mündlich ganz vortrefflich in beide Sprachen und aus denselben zu übertragen. Ich habe mich seiner später oft mit Dankbarkeit und Bedauern erinnert, wenn ich mich für den mündlichen Verkehr mit dem Yamen weniger vortrefflicher Werkzeuge zu bedienen hatte. Der schrecklichste der Schrecken ist allerdings ein Dolmetscher, der glaubt die Sache besser zu verstehen als sein Chef, und der in das, was derselbe sagt, seine eigene Weisheit einflicht; nach kurzer Zeit ergiebt ein solches Verfahren selbstverständlich eine der Sache selbst nicht zum Nutzen gereichende unentwirrbare Konfusion.

Von welcher Bedeutung ein guter Dolmetscher für den Verkehr mit den Chinesen ist, und welche Anforderungen an denselben gestellt werden und gestellt werden müssen, habe ich versucht in Vorstehendem darzulegen, ich kann daher auch hier nur wieder mein Bedauern darüber aussprechen, daß bei uns noch immer das Bestreben vorzuwalten scheint, den Dolmetscher als Subalternbeamten anzusehen und zu behandeln, indem man ihn, vertragsmäßig, während zehn Jahren zum Dolmetscherdienst verpflichtet, anstatt, wie das im englischen russischen und französischen Dienst der Fall ist, ihm von vornherein nicht nur die Möglichkeit, sondern die Gewißheit zu geben, in dem betreffenden Lande, dessen Sprache er mit großer Mühe erlernt hat, in der Konsulatslaufbahn den Lohn für die vergangene und die Anregung zu weiterer Arbeit zu finden. Von welcher Bedeutung die Kenntnis der chinesischen Sprache für diejenigen ist, die bei ihrer Beschäftigung viel mit Chinesen zu verkehren haben, dafür hat die Ausbildung deutscher Techniker in derselben bei der Gesandtschaft in Peking ein überzeugendes Beispiel geliefert. Der Gedanke war dem stets praktischen Sinn des Fürsten Bismarck entsprungen und führte, nach kurzer Zeit, zur Anstellung eines der betreffenden Herrn bei dem Generalgouverneur Chang Chih tung, und nachdem dieser erste nach Deutschland zurückgekehrt war, zu der des zweiten, des in weiten Kreisen, auch durch seine Thätigkeit bei der Shantung-Bahn, rühmlichst be-

kannten Herrn Hildebrand. Graf von Caprivi glaubte den geringfügigen, für den Zweck ausgeworfenen Betrag nicht weiter bewilligen zu sollen, trotzdem von verschiedener Seite auf die Notwendigkeit, daß dies geschehe, wiederholt hingewiesen wurde; sein Nachfolger, Fürst von Hohenlohe, führte die alte Einrichtung, sobald er die Geschäfte übernommen hatte, wieder ein. Nicht nur bei den Bewohnern der „Kalkgrube", wie die Techniker ihre Niederlassung getauft hatten, sondern auch bei vielen alten Pekingresidenten wird eine gute Erinnerung an dieselbe sich erhalten haben.

XII.

Chinesisches und Eigenes.

Charakteristik der Chinesen. — Als Diener, Arbeiter, Kaufmann. — Die Land- und Stadtbevölkerung. — Hundefutter. — Suppenküchen. — Mein Abschied von Peking. — Gesellschaftliche Beziehungen zu chinesischen Beamten. — Abschiedsgaben der Minister. — Wang Wen chao. — Falsche Beurteilung der Chinesen. — Proben chinesischer Lyrik. — Übersetzungen des Dr. Forke. — Chinesische amtliche Veröffentlichungen. — Chinas Schlaf und Erwachen. — Defensio populi ad populos. — National-Ökonomisches. — Chinesische Auffassung solcher Fragen. — Fortschritte Chinas. — Peking. — Das Leben dort. — Meine Kollegen. — In der deutschen Gesandtschaft. — Die Umgegend Pekings. — Meine Thätigkeit. — Englische Angriffe. — Die Frage der Erwerbung eines deutschen Stützpunkts in Ost-Asien. — Meine Denkschrift von 1872. — Die subventionierte Reichspostdampferlinie. — Erstes Projekt 1872. — Erfolg der Maßregel. — Ostasiatisches Kunstgewerbe. — Mein Abschied aus China. — Kundgebungen der Deutschen. — Schluß.

Wenn ich heute die Eindrücke zusammenfassen soll, die mein langer Aufenthalt im Reiche der Mitte und mein langjähriger Verkehr mit den Bewohnern desselben mir hinterlassen haben, so möchte ich dieselben eigentlich als eine Art halb mitleidigen, halb bewundernden Wohlwollens für die immer arbeitsame, ich möchte sagen arbeitsfreudige Rasse bezeichnen, der die Außenwelt nicht gestatten will, nach ihrer eigenen Façon selig zu werden, d. h. nach ihrer eigenen Weise ihr tägliches Brot zu verdienen und zu verzehren. Diese Auffassung dürfte, wenn ich recht berichtet bin, von sehr vielen geteilt werden, die mit den schwarzhaarigen Söhnen Hans in nähere Berührung gekommen sind; auch von Mitgliedern der letzten Expedition gegen China habe ich Ähnliches oft gehört. Als Diener ist der Chinese unübertrefflich, und wenn man ihn gut wählt und gut be-

behandelt, kann man sich keinen bessern wünschen; die meisten meiner Diener sind zehn Jahre und länger bei mir gewesen, und ich glaube sagen zu können, daß sie mich ebenso ungern haben scheiden sehn, wie ich mich von ihnen getrennt habe. Die unbefriedigenden Dienstbotenverhältnisse in der Heimat haben in mir und andern, die mit den betreffenden Zuständen in China vertraut waren, oft die Sehnsucht und den Wunsch nach chinesischen Dienern wachgerufen. — Die Arbeiter, mit denen ich während des Baus der Gesandtschaft und bei anderen Gelegenheiten vielfach zu thun gehabt habe, waren fleißige, willige und bescheidene Leute, die nicht mehr Frühstücks- und Rauchpausen machten, als dies auch bei uns geschieht. Die Händler, die die Gesandtschaften besuchten, oder die man in ihren Läden aufsuchte, waren selbstverständlich zuvorkommend und höflich, wie das ihr Geschäft und ihr Vorteil mit sich brachte; daß sie versuchten, einen über das Ohr zu hauen, konnte man ihnen nicht verdenken, da das von den Antiquitäten- und Kuriositäten-Händlern der ganzen Welt geschieht. Bei den Großkaufleuten herrschten sehr vielfach feste Preise, und man konnte sicher sein, bei ihnen gut und pünktlich bedient zu werden; die Schwierigkeit in der Hauptstadt bestand hauptsächlich darin, den Kaufleuten, die nur an die Wünsche und Bedürfnisse ihrer Landsleute gewöhnt waren, klar zu machen, was man wollte und suchte. Die Landbevölkerung, mit der ich auf meinen Jagdausflügen und während der mehrmonatlichen Landaufenthalte im Sommer oft in Berührung gekommen bin, habe ich bei den größten Anforderungen stets willig und freundlich gefunden; ich habe immer gut bezahlt, dafür aber auch viel verlangt, und kann mich keines Falls entsinnen, in dem mich meine Bootsleute, Träger oder Treiber im Stich gelassen hätten. Von der Neugierde der Landbevölkerung habe ich manchmal zu leiden gehabt, aber einem in Deutschland in der Weise, wie ich das in China that, reisenden Chinesen würde es ganz gewiß eben so, wenn nicht schlimmer ergangen sein. Mit meinen chinesischen Nachbarn in Peking habe ich ebenfalls meistenteils nur gute Erfahrungen gemacht. Ich habe zu ihren Festen

beigetragen, ohne mich darum zu kümmern, ob heidnische Gebräuche oder Ideen damit verknüpft waren, und wo es sich um Unterstützung für Suppenküchen und andere Wohlthätigkeitsanstalten handelte, habe ich nie mein Scherflein verweigert. Als 1877 die furchtbare Hungersnot in Shantung und Shansi ausbrach, die ihre Schatten auch auf Chili warf, erschien eine Abordnung von Bewohnern des Distrikts, in dem die Gesandtschaft gelegen war, bei mir, um sich darüber zu beschweren, daß ich Reis zum Füttern meiner Hunde gekauft habe, während doch so viele Menschen Hunger litten. Ich wies den Leuten die Bescheinigungen über meine Beiträge für die Suppenküchen des Distrikts vor, bewies ihnen, daß ich für meine Diener und deren Familien Reis gekauft und an dieselben verteilt habe, und zeigte ihnen dann den Reis schlechtester Qualität, mit dem ich meine Hunde fütterte, indem ich ihnen zugleich die Frage vorlegte, ob sie es für richtig halten würden, wenn ich die in meinem Besitz befindlichen Tiere nun Hungers sterben ließe, was doch keinem der Notleidenden etwas nutzen würde. Die Leute gaben zu, daß ich vollständig recht habe und damit war die Sache erledigt; ich zweifle aber nicht daran, daß eine schroffe Abweisung, statt einer vernünftigen Auseinandersetzung einen Auflauf oder Schlimmeres hätte zur Folge haben können. Bei einer späteren Gelegenheit erfuhr ich, daß in einer Suppenküche, zu der ich einen erheblichen Beitrag gegeben hatte, mein Name nicht unter den Spendern in dem in dem Lokal aufgehängten Verzeichnis aufgeführt worden sei, ich ließ die Direktoren kommen, übergab ihnen einen neuen Betrag und sprach ihnen mein Bedauern darüber aus, daß sie so taktlos gewesen seien, meiner in der Liste der Betheiligten nicht Erwähnung zu thun. Auf die schüchterne Erwiderung, daß sie gefürchtet hätten, durch die Erwähnung eines Fremden der Sache selbst Abbruch zu thun, lachte ich sie aus und frug, ob der für mein Geld gekaufte Reis schwerer verdaulich als anderer sei; sie machten ein dummes Gesicht, und in der nächsten Liste stand mein Name. Als ich Peking im April 1893 verließ, hatten die freiwilligen Feuerlöschkompagnien des Stadtteils, die mit Recht als

die fremdenfeindlichsten aller Korporationen angesehen werden, von dem Thore der deutschen Gesandtschaft bis zum Thor der Tatarenstadt, dem Hatamen, durch welches ich dieselbe verließ, Spalier gebildet, und alle hundert Schritt standen Gerüste mit großen Massen von Schwärmern, die, als ich an den Stellen vorbeikam, abgebrannt wurden, um alle bösen Einflüsse von meinen Wegen fernzuhalten. Ich weiß, daß ich diese Ehrung, die weder vorher noch nachher einem andern fremden Vertreter zuteil geworden ist, zum großen Teil dem Einflusse eines deutschen Landsmannes und anderer Fremden verdankte, aber ich glaube kaum, daß diese Einflüsse hingereicht haben würden, die Demonstration hervorzurufen, wenn ich nicht eine gewisse Beliebtheit unter den Chinesen besessen gehabt hätte.

Was die Beamten des Tsungli Yamen und die wenigen andern anbetraf, mit denen ich in mehr oder weniger entfernte Berührung gekommen bin, so kann ich nur sagen, daß ich stets bemüht gewesen bin, mit denselben Beziehungen zu unterhalten, wie sie zwischen Beamten europäischer Mächte bestehen; ich bin nach langen Jahren der erste fremde Vertreter gewesen, der chinesische Minister an seinem Tisch gesehen hat, und ich habe die einmal angefangene Sitte mit Konsequenz durchgeführt; und ich kann hinzufügen, daß ich dies nie bedauert habe, wenn manchmal auch Etiketten-, besonders Kleidungsfragen, wie z. B. bei dem Geburtstage S. M. des Kaisers es für mich notwendig machten, schärfer aufzutreten, als mir gerade angenehm war. Es kam aber in solchen Fällen darauf an, Auswüchsen nationaler Eitelkeit und Überhebung zu begegnen, und ich habe es stets für meine Pflicht gehalten, solchen Erscheinungen mit aller Entschiedenheit entgegen zu treten. Manchmal handelte es sich dabei um Fragen, bei denen man den Widerstand der Chinesen kaum begreifen konnte, so als bei Gelegenheit der Neujahrsbesuche die chinesischen Minister sich weigerten, den Gesandtschaftssekretären und Dolmetschern Karten zu senden; die Frage wurde schließlich zu einem vollständigen diplomatischen Zwischenfall, der erst nach längerer, sehr erregter Diskussion zu Gunsten des von dem diplomatischen Korps gestellten Verlangens entschieden wurde. Es war meine Aufgabe

während der langen Zeit, während deren ich der Doyen des diplomatischen Korps war, eine große Anzahl von Fragen mit dem Tsungli Yamen zu verhandeln, die recht zarter und zum Teil unangenehmer Art waren, und den Ministern derselben wird nicht unbekannt gewesen sein, daß ich in den meisten desselben mich nicht damit begnügt hatte, die Weisungen der Gesamtheit der fremden Vertreter auszuführen, sondern daß ich vielfach der treibende Faktor gewesen war, besonders wenn es sich um meiner Ansicht nach unbegründete Ansprüche der chinesischen Regierung handelte. Als ich dann 1893 Peking verließ und die Minister kamen, um von mir Abschied zu nehmen, überreichte mir jeder derselben eine Kleinigkeit, die er bei sich trug, ein Pfeifen=, Fächer=, Brillen= oder Uhrfutteral, eine Brieftasche oder einen Betelnußbeutel zum Andenken, und zwei der Minister, die wegen Krankheit sich nicht hatten persönlich von mir verabschieden können, sendeten mir solche Andenken am nächsten Tage. Es sind das Augenblicke, die für manche Stunde harter und vielleicht erfolgloser und undankbarer Arbeit entschädigen. Ich habe auch sonst und auch noch später Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, welchen guten Klang mein Name bei vielen hohen Beamten hatte, deren persönliche Bekanntschaft wie z. B. Chang Chih tungs ich zu machen nie Gelegenheit gehabt hatte. Ganz besonders angenehm berührte mich einmal ein Besuch Wang wen chao's. Derselbe wird heute geschildert, als wenn er nie eine politische Bedeutung besessen gehabt hätte, was durchaus irrtümlich ist. Als er, der bis dahin Gouverneur von Hunan gewesen war, 1878 nach Peking berufen wurde, um eine Ministerstelle im Kriegsamt und im Tsungli Yamen zu übernehmen, war er einer der frischesten und intelligentesten chinesischen Beamten, die mir je vorgekommen sind, und seitens der fremden Vertreter wurde Großes von ihm erwartet. Ob dies die Ursachen seines Sturzes waren, muß ich dahin gestellt sein lassen; er wurde einige Jahre später in eine Unterschlagungsgeschichte im Kriegsamt, die mit der Unterdrückung des mohamedanischen Aufstandes in Yünnan zusammenhing, verwickelt und verließ den Dienst, um sich der Pflege seiner kranken Mutter zu widmen.

Als er eine Reihe von Jahren später, nachdem er aufs neue einen Gouverneursposten erhalten hatte, nach Peking kam, waren Sir Robert Hart und ich die einzigen Fremden, die er aufsuchte, und ich habe ihm diesen Beweis von Freundschaft und Mut stets hoch angerechnet; er war damals schon nur noch ein Schatten seines alten Selbst, und als ich ihn 1896 in Tientsin traf, wo er an Lis Stelle als Generalgouverneur von Chili residierte, war er ein ganz alter Mann geworden. Er scheint trotzdem, während der Boxerunruhen einen nicht unbedeutenden Einfluß zum Guten ausgeübt zu haben und dürfte dies auch wohl noch während des Rests seiner amtlichen Thätigkeit thun.

Was uns in Deutschland ganz besonders abgeht, ist eine genauere Kenntnis des chinesischen Volks, wie sich dieselbe nur aus einer eingehenden Beschäftigung mit der Geschichte, der Litteratur und den Sitten desselben ergeben könnte. Allgemeine Urteile, wie die, daß der Chinese schmutzig und sittenlos sei oder keine Religion besitze, hört man nur zu häufig, und sie sind im allgemeinen ebenso zutreffend, als wenn man sie über die Deutschen, oder die Angehörigen irgend eines anderen Volks fällte. Man braucht nicht bis nach Italien zu gehen, um eben so übelriechende Plätze und Gassen zu finden, wie sie die olfaktorischen Organe des Europäers in China oft unangenehm berühren, und wenn es auch unsere Eitelkeit verletzt, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß unsere körperlichen Ausdünstungen dem Chinesen gerade so zuwider sind, wie die seinen uns. Die Morallehre des Konfucius steht eben so hoch, wenn nicht höher, als die irgend eines europäischen Philosophen alter oder neuer Zeiten, und man braucht nur einmal einen chinesischen Tempel besucht zu haben, um nach der Zahl der Weihgeschenke und der glimmenden Weihrauchkerzen die Anzahl der Gläubigen beurteilen zu lernen. Wenn wir in dem Bericht eines chinesischen Beamten lesen, daß auf das inbrünstige Gebet einer Verwandten ein Donnerschlag erfolgt, und der Körper einer ermordeten Frau, trotz des Steines mit dem er beschwert gewesen, an die Oberfläche des Wassers gekommen sei, so mag die amtliche

Form uns komisch berühren, aber liegt nicht trotzdem in der Kraft des Gebets, die die Erhörung der Bitte gegen die Gesetze der Natur erzwingt, ein tief religiöser Sinn? Wer sich die Mühe giebt, sich mit den Erzeugnissen der chinesischen Litteratur, von denen recht Vieles in fremde Sprachen, leider mehr ins Englische und Französische als ins Deutsche übersetzt worden ist, zu beschäftigen, der wird in philosophischen Arbeiten, in den Dichtungen aus der Zeit der großen chinesischen Dichter, d. h. vom 18. Jahrhundert v. Chr. bis 901 n. Chr. vieles, sehr vieles finden, das ihm den Beweis zu liefern im stande ist, wenn er dessen bedarf, daß des Menschen Herz in allen Zonen und unter jeder Hautfarbe dasselbe ist. Das Rückertsche reizende, nach einem Liede des Shi-king, des chinesischen Buchs der Lieder, gedichtete „Zeitmaß" ist allbekannt, ist die genauere Nachbildung des chinesischen Texts, wenn auch weniger vollkommen in der Form, weniger zart im Gefühl?

Dort geht er im Frühling,
Bricht Blumen vom Hang,
Und ein Tag ohne ihn
Scheint drei Monde lang.

Dort geht er im Sommer,
Bricht Blätter im Hain,
Und ein Tag ohne ihn
Scheint drei Sommer zu sein.

Dort geht er im Herbste,
Bricht Beeren vom Hag,
Und seh' ich ihn nicht
Scheint drei Jahre ein Tag.

Und die reizende Klage des alternden Mädchens, auch aus dem Shiking:

Reif die Pflaumen fallen von den Zweigen,
Nur sechs Zehntel hängen noch am Baum,
Und für alle, deren Herz mein eigen,
Ist zum Werben jetzt noch Zeit und Raum.

Reif die Pflaumen fallen von den Zweigen,
Nur drei Zehntel hängen noch am Baum,
Alle, die mich wünschen sich zu eigen,
Werben jetzt um mich umsonst wohl kaum.

Keine Pflaumen sind mehr an den Zweigen,
Alle fanden schon im Korbe Raum,
Und wer mich nur wünschen mag sein eigen,
Sprech' das Wort hier unterm Pflaumenbaum.

Ein Franzose hätte das Stück „La complainte de la jeune fille à marier“ genannt, der Chinese, weniger galant, betitelt es „die ängstliche Sorge eines Mädchens einen Mann zu bekommen“. Aber lyrische Dichtungen, einen so tiefen Einblick in das innere Wesen eines Volks sie auch gestatten — und ich möchte in dieser Beziehung allen denen, die sich für solche Fragen interessieren, die unter dem Titel „Blüten chinesischer Dichtkunst“ veröffentlichte Übersetzung chinesischer lyrischer Gedichte und Balladen von Dr. Forke empfehlen — gehören eigentlich nicht in die Erinnerungen eines Diplomaten, obgleich auch für denselben die Erforschung des Herzens und des Gemüts der Nation, mit der er zu thun hat, von besseren Erfolgen als manche andere Beschäftigung begleitet sein dürfte. — Blau-, Gelb- oder Rotbücher werden von der chinesischen Regierung, ich möchte sagen glücklicherweise, nicht veröffentlicht, denn wie Fürst Bismarck sehr richtig sagte, enthalten dieselben selten oder nie den Kern der Sache, sondern sind darauf berechnet, die große Masse der Leser irre zu führen und sie durch die Mitteilung unwichtiger Einzelheiten über das wirklich Wichtige zu täuschen. Dafür hat China seine Peking-Zeitung, die in ihren Berichten und Erlassen, besonders in der teuersten, geschriebenen Form — die gedruckte Ausgabe bringt oft nur sehr verspätet einen Teil der in den geschriebenen enthaltenen Schriftstücke — ein ziemlich getreues Bild des Gangs der inneren und äußeren Politik enthält, besonders wenn man im stande ist, die so gewonnene Kenntnis von Zeit zu Zeit durch die bei Gelegenheit der Beratungen des großen Rats abgegebenen motivierten Voten der Mitglieder desselben zu ergänzen. Auch manche anderen, für die Öffentlichkeit bestimmten Schriftstücke haben wichtige Einblicke in die Anschauungen einzelner Staatsmänner, wie ganzer Klassen der Bevölkerung gewährt. Die beiden interessantesten Schriftstücke der Art waren unbedingt das bereits erwähnte,

1886 veröffentlichte, „Chinas Schlaf und Erwachen“ des Marquis Tseng, das andere das 1891 während der Unruhen im Yangtse-thale erschienene ‚Defensio populi ad populos‘ von einem Beamten aus der näheren Umgebung Chang Chih tungs. Das erstere ist das Werk eines Träumers und Phantasten, der die Sachen nicht sieht, wie sie sind, sondern wie sie sein sollten, und damit vielleicht Leute, die China nicht kannten, geblendet, aber seinem eigenen Vaterlande ganz gewiß einen schlechten Dienst erwiesen hat. Man braucht nur zu lesen, was Tseng über den französisch-chinesischen Konflikt schreibt, der ihm allerdings besonders nahe gegangen sein muß, wegen der schlechten Erfahrungen, die er persönlich im Verlauf desselben in Paris gemacht hatte. „China verlachte die Forderung Frankreichs nach einer Entschädigung, verlangte die Rückgabe des überfallenen Gebiets und schloß Frieden in der Stunde des Siegs. Hat dies China stolz gemacht? Ja, stolz mit einem gerechten Stolze. Hat es seine Haltung geändert oder es unverträglich in seinem Verkehr mit den fremden Mächten gemacht? Nein. Zu keiner Zeit, seitdem seine Beziehungen zu den westlichen Mächten begannen, ist sein Verhältnis zu den Vertragsmächten und besonders zu England ein so offen freundliches gewesen. Zu keiner Zeit sind die gerechten Forderungen derselben mit so viel Rücksicht aufgenommen und mit so ehrlichem Wunsche geprüft worden, in denselben Gründe für eine Verständigung zu finden; China wird die Politik der Mäßigung und Verträglichkeit, welche zu diesem glücklichen Ergebnis geführt hat, fortsetzen. Keine Erinnerung seiner Niederlagen wird es veranlassen, diese Politik zu verlassen, denn es ist keine der Mächte, die ihre Unglücksfälle nicht ohne zu schmollen ertragen können. Welche Macht hat nicht ihr Cannä gehabt? Die Antwort ist: Sadowa, Lissa und Sedan. China hat die seinigen gehabt, aber es ist nicht der Ansicht, daß nur mit Blut ein blutiger Flecken ausgelöscht werden kann. Der Flecken der Niederlage liegt in der Schwäche und den Irrtümern, die ihn veranlaßt haben. Wenn man sich von denselben erholt und sie verbessert, und die Unverletzbarkeit einer Nation anerkannt wird, so hat dieselbe bereits ihren

Schild neu poliert und die Vergoldung ihres Wappens erneuert." Das waren Phrasen, wie damals jedem klar war, der die Verhältnisse kannte, und die auch später durch die Thatsachen ihre Widerlegung fanden. Anders verhielt es sich mit der Defensio populi, die der scharfe starke Ausdruck des Hasses gegen die Missionare und ihr Vorgehen in China war und aus zwei Gründen besondere Beachtung verdiente, einmal, weil es die Arbeit eines hochgebildeten auch mit der europäischen Wissenschaft vertrauten Chinesen war, und dann, weil es die Gefühle wiedergab, von denen Chan Chih tung und mit ihm alle maßgebenden Personen im Yangtsethal gegen die Missionare beseelt waren. Die Veröffentlichung, die, man mag über ihren Inhalt denken wie man will, zu einer Zeit erfolgte, in der sie besser unterblieben wäre, ist von seiten vieler Missionare, katholischen wie protestantischen, und auch von andern Fremden scharf angegriffen worden, an der Thatsache, daß sie die Auffassung des gebildeten Chinesen wiedergiebt, ist nicht zu zweifeln, und sie verdient deswegen auch heute noch Beachtung, denn für die thatsächlichen Beziehungen von Volk zu Volk kommt es viel weniger darauf an, wie der eine Teil sich selbst sieht, als wie er dem andern erscheint.

Die Kämpfe, die der einzelne Diplomat, wie das diplomatische Korps in China zu bestehen hatten, sei es, daß es sich um solche mit der Zentralregierung oder mit den Provinzialbehörden handelte, wurden meistens durch national-ökonomische Fragen hervorgerufen. Die Chinesen sträubten sich gegen ökonomische Vergewaltigungen, deren Zweck ihnen nicht klar gemacht worden war und den sie nicht verstehen konnten. Wenn wir die Kämpfe betrachten, die im Schoße moderner Völker über solche Fragen, geführt werden und sehen, wie weit die Ansichten auseinandergehen und die Gegensätze aufeinander platzen, so können wir uns kaum darüber wundern, daß der Chinese, dessen ökonomische Grundsätze auf tausendjährigen Erfahrungen beruhen, bei deren Befolgung er schließlich nicht schlecht gefahren ist, sich nicht entschließen kann, Neuerungen ohne weiteres anzunehmen, für die kaum eine fünfzig- oder sechzigjährige Erfahrung spricht.

Das chinesische Prinzip ist das des Ausgleichs zwischen den Wünschen, den Bestrebungen und den Interessen des einzelnen und denen der Masse; eine Methode, die den althergebrachten Gang der Arbeit vereinfacht und beschleunigt, wird auf den Widerstand der großen Menge stoßen, und der einzelne wird den Vorstellungen seiner Nachbarn Gehör geben und lieber die bereits bezogenen fremden Maschinen nutzlos verkommen lassen, als sich der Unannehmlichkeit und der Gefahr aussetzen, gegen die althergebrachten Anschauungen des Volks zu verstoßen und den Haß seiner Nachbarn auf sich zu ziehen. An Beweisen für solche Fälle, an denen Aberglauben und das leidige Feng shui, nur eine andere Form des ersteren, keinen Anteil hatten, fehlt es nicht. Eine Abhilfe in dieser Beziehung läßt sich nur auf langsamem, erzieherischem Wege erzielen. Wer mit Chinesen zu thun gehabt hat, weiß, wie unendlich schwer es ist, schnell Entscheidungen, und noch mehr, nachhaltige Sinnesänderungen herbeizuführen; der Chinese will über jede Sache lange reden, vielleicht weniger um sich selbst zu überzeugen, als um Angriffen von Gegnern und Neidern die gründliche Erörterung der Frage oder die lange Dauer seines Widerstandes entgegenhalten zu können, aber ich habe trotzdem bemerkt, daß auch bei dem dickköpfigsten und schwerfälligsten Mandarin manches Korn auf guten Boden fiel und an unerwarteten Stellen, wenn auch oft erst nach längerer Zeit, aufging. 1893 betrug der chinesische Anteil an dem Schiffsverkehr mit und in China in Schiffen fremder Bauart unter chinesischer Flagge 23 Proz. von annähernd 29,3 Millionen Tonnen (der deutsche 5,6 Proz.), 1899 24 Proz. von 39,2 Millionen Tonnen (der deutsche 5 Proz.); 1893 verband ein Telegraphennetz die hauptsächlichsten Städte des Landes bis an die entferntesten Grenzen des Reichs und eine ganze Anzahl von Fabriken waren, allerdings meistens auf Veranlassung der Provinzialregierungen, an verschiedenen Plätzen errichtet worden und brachten zum Teil wenigstens guten Nutzen. Man würde also unrecht thun, von einem Stillstehen der Entwicklung Chinas zu sprechen; ein Fortschritt besteht in der That, wenn er auch ein langsamerer ist, als von vielen Seiten gewünscht und angestrebt wird. Aber Versuche,

diese Entwicklung zu beschleunigen, haben vielfach Rückschläge zur Folge gehabt, die besser vermieden worden wären. Der Chinese steht fremden Forderungen stets mit Bedenken und Argwohn gegenüber, und dieselben werden auf um so größeren Widerstand stoßen, je tiefer sie in die ökonomischen Bedürfnisse und Gewohnheiten des Volkes einschneiden, und gegen die Anschauungen von Regierenden und Regierten verstoßen. Mit Drohung und Gewalt läßt sich vieles erreichen, aber da ein Druck, je stärker er ist, auch von um so kürzerer Dauer zu sein pflegt, folgt auf eine Periode der Anspannung unvermeidlich eine solche der Erschlaffung, die dann von den Chinesen benutzt wird, in der Praxis das ungeschehen zu machen, was sie auf dem Papier zugestanden gehabt hatten. Der ideale Zustand würde, wie der früher schon erwähnte französische Gesandte Mr. Berthémy zu sagen pflegte, der sein, wenn ein Gesandter mit einem Amtsdiener ausgeschickt würde, um die Verträge abzuschließen, und seinem Nachfolger mit einer Armee hinter sich die Ausführung derselben übertragen würde; da das aber nicht möglich ist, wird man wenigstens versuchen müssen, die gestellten Forderungen dem Erreichbaren anzupassen, und dem Erfolgbedürfnis der Regierungen und Vertreter einen möglichst geringen Einfluß zu gestatten. Solche Erfolge pflegen den Äpfeln des Toten Meeres zu ähneln; sie sehen sehr schön aus, aber wer sie genießen will, findet seinen Mund voll Staub und Asche.

Unter andern Verhältnissen wäre ich geneigt gewesen, hier einige Worte über Peking selbst einfließen zu lassen, aber seitdem ich die Stadt verlassen habe, sind die Stürme der Jahre 1900 und 1901 über dieselbe hingegangen, und ich weiß nicht, was heute noch von dem steht, das ich damals bewundern und schätzen gelernt hatte. Das Schönste an Peking war seine Umgebung, wenn man an die wenige Kilometer entfernten Hügel und Berge mit ihren zahlreichen Klöstern und Tempeln gelangte. Dem Frühling fehlte freilich der Reiz des nordischen Erwachens der Natur, den Sommer machten Hitze und Regen zum Teil sehr unangenehm, aber Herbst und Winter waren meistens von idealer Schönheit. Die Ausflüge, die ich in den Jahreszeiten in den Peking zunächst gelegenen Bergen und zu Jagd-

zwecken in die weiter entfernten höheren zu unternehmen pflegte, werden mir unvergeßlich bleiben, und ich glaube, daß dies Gefühl von vielen, sehr vielen Besuchern geteilt worden ist, wenigstens haben Gäste, die auf der Gesandtschaft weilten und von dort aus die Umgegend besuchten, mir oft versichert, daß sie selten Schöneres gesehen hätten. Der Gegend fehlte allerdings das Wasser, dafür waren aber die Linien der Berge von besonderer Reinheit, und die durchsichtige Luft und der wunderbare blaue Himmel verliehen der Landschaft einen Reiz, wie ich ihn selten erreicht und nie übertroffen gefunden habe.

Das Leben der Fremden untereinander in Peking habe ich an anderer Stelle in meinem „Aus dem Lande des Zopfes" geschildert, und ich möchte hier um so weniger auf den Gegenstand zurückkommen, als auch in dieser Beziehung sich manches und nicht zum bessern verändert haben dürfte. Ich kann aber von Peking nicht scheiden, ohne derer zu gedenken, mit denen ich die Jahre der Verbannung, die mir freilich nie als solche erschienen sind, geteilt habe. Von meinen englischen Kollegen haben Sir Thomas Wade und Sir John Walsham am längsten in der Hauptstadt des chinesischen Reichs geweilt; ihrer diplomatischen Thätigkeit habe ich manchmal zu gedenken gehabt, aber sie verdienen auch anders erwähnt zu werden, da sie und ihre Gemahlinnen sehr wesentlich dazu beigetragen haben, das Leben in Peking zu einem höchst angenehmen zu gestalten. Der bedeutendste Vertreter Englands war unzweifelhaft Sir Harry Parkes, der 1883 von Tokio nach Peking kam und am 22. März 1885 dort starb; er war, wie ich an anderer Stelle hervorgehoben, ein Mann von seltener That- und Arbeitskraft, aber er gehörte einer Vergangenheit an, in der der individuellen Initiative des einzelnen ein größerer Spielraum gelassen worden war, als dem modernen, an den Telegraphendraht gefesselten Diplomaten gestattet wird; er that, und mit Erfolg, sein Möglichstes, um sich den neuen Verhältnissen anzupassen, aber er fühlte sich in denselben tief unglücklich und, was schlimmer war, überflüssig. Kurz vor seinem Tode, der vielleicht weniger der Krankheit selbst, als seinem nicht

zu unterdrückenden Arbeitstrieb zuzuschreiben war, — er fuhr trotz des typhösen Fiebers, von dem er befallen war, fort, den Pflichten seines Amts obzuliegen, — hatte ich ein längeres Gespräch mit ihm, in dem er mir erklärte, daß er nur die bevorstehende Beendigung des französisch-chinesischen Konflikts abwarten wolle, um dann seinen Abschied zu nehmen. Er sollte sich der wohlverdienten Ruhe nur im Grabe erfreuen. Von meinen französischen Kollegen war mir der Vte. Brenier de Monmorand der sympathischste; er war ein sehr tüchtiger Beamter, der ohne viel Aufsehen und Lärm zu machen, die Chinesen und auch die katholischen Missionare vortrefflich zu nehmen wußte. Seine Berichte über Chinas Stellung zur Annamfrage sind das beste, was über den Gegenstand geschrieben worden ist, und seine Regierung würde wohlgethan haben, ihnen die Aufmerksamkeit zu schenken, die sie verdienten. Wir waren große Freunde und haben manche Partie Whist zusammen gespielt. Wenn er einmal besonders schlechte Geschäfte gemacht hatte, pflegte er wohl zu erklären, daß er nie wieder eine Karte anrühren würde; am nächsten Morgen erschien er dann aber früh bei mir, um zu versichern, daß diese Erklärung nicht ernst zu nehmen sei. Nur eine schlechte Eigenschaft besaß mein alter Freund; er hatte die Gewohnheit, sich, wenn er seine Gesandtschaft verließ, einige Cash in Papier gewickelt einzustecken und an die Bettler zu verteilen, die er traf; das Ergebnis dieser, ich möchte sagen, Unsitte war, daß er sich nicht auf der Straße zeigen konnte, ohne von einem Haufen dieses schmutzigen zudringlichen Gesindels umringt zu werden; schließlich wurde die Gesellschaft so unverschämt, daß ich mich weigerte, mit ihm auf der Straße zu gehen, und da wir zu gewissen Zeiten fast jeden Nachmittag auf die russische Gesandtschaft gingen, um bei der liebenswürdigen Herrin derselben eine Tasse Thee zu trinken, konnten die Anwohner der Gesandtschaftsstraße sich darüber freuen, daß die Gesandten Frankreichs und Deutschlands, die die besten Freunde waren, die Straße mit fünfzig Schritt Entfernung von einander hinab wandelten.

Mr. Constans, später Boulangerscher Berühmtheit, erwies sich in China als ein vortrefflicher Diplomat. Er war außerdem ein

angenehmer Kollege, liebenswürdiger Causeur und amüsanter Gesellschafter, wir waren sehr gute Freunde, so gute, daß der Figaro sich eines Tages veranlaßt sah, ihn à cause de son ami, Mr. de Brandt" anzugreifen; in dem Artikel wurde ihm u. a. vorgeworfen, von mir als von einem homme charmant zu sprechen. Mr. Constans verteidigte sich seinen Landsleuten gegenüber damit, daß er sagte: Certainement je dis souvent que M. de B. est un homme charmant, mais j'ajoute toujours, quel dommage, qu'il soit allemand! Madame Constans, die ihren Gemahl nach Peking und später nach Saigon begleitete, wo er während kurzer Zeit die Stellung als Generalgouverneur bekleidete, war eine ebenso energische wie kluge Dame, von der ich annehmen möchte, daß sie einen nicht unerheblichen Einfluß auf die Haltung und Geschicke ihres Gemahls ausgeübt hat. Mit meinen russischen Kollegen Mr. de Bützow, M. Koumany und Mr. Popoff und ihren liebenswürdigen Gattinnen habe ich immer, ebenso wie mit den Geschäftsträgern, den Herren Koyander, Ladijenski und Kleiménow, die besten Beziehungen unterhalten; der erste, Mr. de Bützow, war mir aus Japan her bekannt und befreundet, und die Jahre haben, wenn sie unsere Beziehungen seltener gemacht, denselben nichts von ihrer Herzlichkeit genommen. Zwei andere meiner Kollegen, Herr von Schaeffer, der Österreich-Ungarn, und Herr de Luca, der Italien vertrat, waren, der letztere mit seiner Gemahlin und Tochter, oft und gern gesehene Gäste auf der deutschen Gesandtschaft; Herr de Luca starb 1889 in Shanghai, Herr von Schaeffer in seiner Heimat, nachdem er die österreichisch-ungarischen Interessen noch in Ägypten und in den Vereinigten Staaten vertreten hatte. Der Nachfolger Herrn de Lucas, M. Pansa, der mit seiner liebenswürdigen Familie seinen Wohnsitz in Peking nahm, hatte dadurch Gelegenheit, sich dauernder und regelmäßiger an den Verhandlungen im Schoße des diplomatischen Korps und mit der chinesischen Regierung zu beteiligen; Verhandlungen, in denen er seiner Persönlichkeit nach einen über die materiellen Interessen seines Landes in China herausgehenden nützlichen Anteil nahm. Von den amerikanischen Gesandten bin ich mit den meisten

sehr befreundet gewesen; des ersten, den ich in Peking vorfand und der leider dort starb, Mr. Avery, habe ich bereits Erwähnung gethan; M. George Seward mit seiner Gemahlin, die ihre sehr tüchtige musikalische Ausbildung in Deutschland genossen hatte, habe ich die Freude gehabt, bei meinen verschiedenen Besuchen in den Vereinigten Staaten 1896 und 1901 wiederzusehen; Mr. Angell, der vor seiner Ernennung zum Gesandten Präsident der Ann Arbour Universität in Michigan war, hat, nachdem er Peking verlassen, seine frühere Stellung wieder übernommen. Der Vertreter der Vereinigten Staaten, der am längsten in Peking geblieben, und mit dem und dessen Gemahlin ich daher auch die längsten und besten Beziehungen unterhalten, war Oberst Denby. Ich kann von meinen amerikanischen Kollegen hier nur das wiederholen, was ich bei einer früheren Gelegenheit gesagt habe, daß sie, mit seltenen Ausnahmen, ihre Sache vortrefflich machten. Wenn ich die Politik der Vereinigten Staaten in China oft für eine nicht richtige und den allgemeinen Interessen zuwiderlaufende halten und bezeichnen mußte, habe ich mit den Vertretern derselben stets auf dem besten Fuße gestanden und bin oft in der Lage gewesen, mit ihnen gemeinschaftlich die wichtigsten Fragen zu behandeln. Auch mit dem als Diplomaten wie als Reisenden gleich vorteilhaft bekannten Mr. Rockhill waren meine Beziehungen der besten Art; er hat eine seiner Reisen nach Tibet von der deutschen Gesandtschaft aus angetreten. Wenn ich der andern Ländern angehörigen Kollegen nicht näher erwähne, so geschieht das, nicht weil ich ihnen nicht das beste Andenken bewahrt gehabt hätte, sondern nur weil sie der Natur der Sache nach im politischen Leben nicht die Rolle spielen konnten, die den Vertretern größerer und an den chinesischen Verhältnissen mehr interessierter Staaten zufiel; sie haben ihren Anteil an den Mühen, Arbeiten und Erfolgen der andern gehabt und ebensoviel, wenn oft nicht mehr, dazu beigetragen, das Leben in Peking nicht nur zu einem erträglichen, sondern zu einem so angenehmen wie möglich zu machen. Was die japanischen Vertreter anbetraf, so haben dieselben stets Anschluß an das sonstige diplomatische Korps auch in

geschäftlicher Beziehung gesucht und gefunden und sich an den gemeinschaftlichen Arbeiten desselben beteiligt.

In der Gesandtschaft selbst, die durch die Anwesenheit mehrerer Dolmetschereleven oft eine ganze Anzahl von Deutschen beherbergte, bin ich nach Kräften bemüht gewesen, deutschen Sinn und deutsche Gemütlichkeit im Innern, mit der erforderlichen Repräsentation nach außen zu verbinden; wie weit mir das gelungen ist, mögen andere entscheiden; ich habe meinen Mitarbeitern während meines langen Aufenthalts im Reiche der Mitte, nicht nur in Peking, sondern in ganz China, ein freundliches Andenken bewahrt, und ich hoffe und glaube, daß sie dasselbe mir gegenüber ebenfalls gethan haben werden. Eine deutsche Gemeinde gab es in Peking nicht, nur unter den Zollbeamten befanden sich vereinzelt Deutsche, von denen ich Herrn Ohlmer mit seiner vortrefflichen Gemahlin mit besonderer Dankbarkeit erwähnen möchte, und die Verkehrsverhältnisse in Nord-China waren zu meiner Zeit derartige, daß ein Besuch in oder aus dem ca. 130 km entfernten Tientsin schon den Charakter einer nicht oft zu unternehmenden Reise trug. Trotzdem boten einerseits die Urlaubsreisen, bei denen man Tientsin, Shanghai und Hongkong berührte, eine willkommene Veranlassung mit den Mitgliedern der dortigen deutschen und anderen Gemeinden in Verbindung zu treten, während andererseits Besuche von Mitgliedern derselben, sowie von anderen Reisenden in Peking in angenehmster Weise die Einförmigkeit des Lebens dort unterbrachen. So lange es sich bei diesen Besuchen um Vergnügungs- oder wissenschaftliche Reisende handelte, waren dieselben als Gäste auf den verschiedenen Gesandtschaften stets willkommen, etwas anderes war es, als zu denselben später Geschäftsreisende in immer größerer Anzahl kamen. Die Errichtung eines Hôtels in Peking, das mäßigen Ansprüchen genügte, war daher nicht nur eine Annehmlichkeit, sondern in gewissem Sinne eine Notwendigkeit, ebenso wie die einzelner Ladengeschäfte. Das Vorhandensein derselben gab zu meiner Zeit Veranlassung zu Beschwerden der chinesischen Regierung, die sich darauf begründeten, daß Peking für den fremden Handel nicht geöffnet sei. Diese Beschwerden wurden da-

mals, es handelte sich um das Bestehen eines dänischen und eines französischen Geschäfts, mit dem nicht unberechtigten Bemerken zurückgewiesen, daß dieselben für die in Peking ansässigen Fremden unentbehrlich seien. Die Sache schlief dann ein, um wie es scheint in der allerneuesten Zeit von der chinesischen Regierung wieder aufgenommen zu werden, vermutlich mit ebensowenig Erfolg, wie bei der früheren Gelegenheit.

Ich habe versucht, in den vorhergehenden Abschnitten einen allgemeinen Begriff von meiner amtlichen Thätigkeit zu geben, die sich nicht wesentlich von der der Vertreter anderer Großmächte unterschied, aber es würde irrtümlich sein zu glauben, daß dies Verzeichnis der Fragen, mit denen ich und andere zu thun hatten, damit auch nur annähernd erschöpft sei. Wenn meine Thätigkeit als Standesbeamter mich zur Beglaubigung von Geburten und Todesfällen und zur Schließung von Ehen führte, habe ich als Diplomat mit allen nur möglichen Fragen, von der der Heirat eines Deutschen mit einer Chinesin bis zu den wichtigsten, sich auf die Gleichstellung der vaterländischen Industrie mit der anderer Mächte in China zu thun gehabt. Von fremder, namentlich englischer Seite bin ich oft unter dem Vorwande angegriffen worden, meine amtliche Stellung zur Förderung der Interessen der deutschen Industrie benutzt zu haben. Dies entbehrt in dem Sinne, in dem es gesagt und verstanden wurde, als ob ich bei dem Tsungli Yamen, resp. den Provinzialbehörden auf die Erteilung von Aufträgen an deutsche Industrielle und Kaufleute hingewirkt hätte, jeder Begründung. Nicht als ob ich angestanden haben würde, in dieser Richtung zu handeln, wenn ich dies für nötig gehalten hätte, denn ich ging und gehe von der Ansicht aus, daß die Aufgabe eines Diplomaten heutzutage namentlich in Ländern wie China in erster Linie eine nationalökonomische sei, d. h. daß er den Absatz der industriellen Erzeugnisse seines Vaterlandes nach Kräften zu fördern habe; aber es lag für eine solche Thätigkeit von meiner Seite durchaus keine Veranlassung vor. Ich habe derartige Fragen Provinzialbehörden gegenüber nie, dem Tsungli Yamen gegenüber nur

ein einziges Mal zur Sprache gebracht, und in dem letzteren Falle handelte es sich um den zukünftigen Schutz der deutschen Industrie etwaigen monopolistischen Gelüsten und Bestrebungen der Vertreter und Regierungen anderer Staaten gegenüber. Für alle deutschen praktischen Bedürfnisse genügte auf der einen Seite die Thätigkeit der deutschen Kaufleute an Ort und Stelle — ich bedaure, den Fabrikanten und Finanzmännern in der Heimat im allgemeinen nicht dasselbe günstige Zeugnis ausstellen zu können, bei einem größeren Entgegenkommen derselben hätte viel mehr erreicht werden können, — und auf der anderen Seite die Überzeugung, die die chinesischen Behörden aus unserem jahrelangen Verkehr geschöpft hatten, daß, wenn ich mit der größten Konsequenz an dem festhielt, was ich für mein und der deutschen Staatsangehörigen Recht hielt, von meiner Seite ebenso wenig, wie von der der deutschen Regierung ein Eingriff in die Integrität und das Selbstbestimmungsrecht Chinas zu erwarten sei. Mein Verlassen Chinas ist von einem Teil der englischen Presse mit Jubel begrüßt worden, weil man von demselben, leider mit Recht, das Aufgeben des Prinzips der gemeinsamen Vertretung gemeinsamer Interessen sah, das den Fremden in China fünfunddreißig Jahre friedlicher Entwicklung gegeben hat. Ich glaube kaum, daß verständige Engländer mit den Erfolgen der chacun pour soi-Politik, die seitdem inauguriert wurde, besonders zufrieden sein dürften, und ich möchte annehmen, daß auch manche anderen Mächte sich nach der ruhigen Entwicklung vergangener Zeiten zurückgesehnt haben werden. Jedenfalls bin ich von den Beweisen, die die Zeit seit 1893 für die Richtigkeit meiner Auffassung geliefert hat, durchaus befriedigt.

Einem Diplomaten, der dreiunddreißig Jahre seines Lebens in Ost-Asien zugebracht hat und durchschnitlich nur alle fünf Jahre einmal auf wenige Monate in die Heimat zurückzukehren pflegte, ist es im allgemeinen nicht vergönnt, irgend welchen Einfluß auf die Entwicklung heimatlicher Verhältnisse auszuüben. Wenn ich trotzdem in ein oder zwei Fragen vielleicht imstande gewesen bin, zur Entscheidung derselben in einem gewissen Sinne beizutragen,

so lag dies daran, daß diese Entscheidung in eine Zeit der Entwicklung in Deutschland fiel, in der ich mehr und besser als irgend ein anderer imstande war, über die Bedürfnisse des deutschen Handels und der deutschen Industrie in Ost-Asien Aufschluß geben zu können. Die eine dieser Fragen war die des Schutzes der deutschen Interessen in jenen Gegenden, der meiner Ansicht nach von der Frage eines Stützpunktes dort für unsere Marine unzertrennlich war. Freilich gehörte dazu, daß man die Marine nicht als Selbstzweck ansah, sondern nur als einen von den verantwortlichen Leitern der Politik für klar vorgezeichnete Zwecke zu verwendenden Faktor. Wie die Armee nicht Selbstzweck sein darf, darf es auch die Marine nicht sein, und jedes Abweichen von dieser fundamentalen Regel, an der Kaiser Wilhelm I. und sein großer Kanzler unentwegt festhielten, wird sich stets strafen. Die andere Frage war die der Herstellung einer subventionierten Dampfschiffverbindung zwischen Deutschland und Ost-Asien.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so richtete ich bereits am 28. Februar 1872 an den damaligen Chef der Admiralität, General von Stosch, das nachstehende Memorandum über die Frage der Erwerbung eines festen Stationspunktes in Ost-Asien.

„Die Anzahl der Schiffe unter deutscher Flagge, welche chinesische und japanische Häfen anliefen, betrug im Jahre 1868 2561, im Jahre 1870 1551. Diese beiden Zahlen dürften genügen, um zu beweisen, welchen Aufschwung einerseits die deutsche Schiffahrt innerhalb der letzten Jahre in den ostasiatischen Gewässern genommen hatte, und andererseits, welchen bedeutenden Schaden selbst ein kurzer Krieg, und man darf nicht vergessen, daß die Nachricht vom Ausbruch des Krieges Ost-Asien erst um Mitte August erreichte, die Schiffahrt also thatsächlich nur vier und einen halben Monat unterbrochen war, derselben zuzufügen imstande ist.

„Die maritimen Streitkräfte, welche Deutschland bis jetzt in den ostasiatischen Gewässern unterhalten hat, sind in jeder Beziehung nicht nur für die Anforderungen des Krieges, sondern auch für die des Friedens durchaus unzureichend gewesen; mit einem bis höch-

stens zwei Schiffen, die womöglich während der Zeit ihrer Indienststellung, noch die Fidji-Inseln und Australien anlaufen sollen, in den Gewässern zwischen Singapore und den Kurilen, d. h. von 2—45 N. und 105—145 O. die deutsche Schiffahrt auf dem Meere und die deutschen Interessen in den Küstenplätzen zu schützen, ist eben einfach unmöglich. — Die Maßregeln, wie sie bis jetzt ergriffen worden sind, können für eine Periode des Übergangs und der Vorbereitungen genügen, aber die Wichtigkeit und das stete Zunehmen der deutschen Interessen in Ost-Asien erfordern gebieterisch andere, umfassendere Maßregeln. — Verglichen mit der Anzahl der Schiffe, welche die andern Seemächte in den ostasiatischen Gewässern auf Station haben, würden fünf bis sechs deutsche Schiffe immer noch bedeutend in der Minderzahl sein, aber diese Anzahl würde selbst für den Kriegsfall genügen, wenn sie sich auf einen Punkt stützen könnte, der als Arsenal und Dock im Frieden zu diesen Zwecken und als Operationsbasis im Kriege dienen würde.

„Daß die Erwerbung eines solchen Platzes notwendig oder wenigstens wünschenswert sei, scheint allseitig anerkannt zu werden, nur glauben diejenigen, welche die Erwerbung eines Punktes mit Einschluß der Hoheitsrechte als den ersten, gefährlichsten Schritt auf der Bahn der Kolonialpolitik betrachten, alles Notwendige durch Mieten eines günstig gelegenen Platzes erreichen zu können. Was man auch immer über die Vorteile eines solchen Platzes in Friedenszeiten denken möge, so kann es doch kaum einem Zweifel unterliegen, daß ein auf Grund eines Mietsvertrags erworbener Platz in Kriegszeiten sich als vollständig nutzlos erweisen muß. Entweder wird die Macht, in deren Gebiet ein solcher Platz liegt, sich zur Wahrung ihrer eigenen Neutralität genötigt sehen, die Benutzung desselben zur Ausrüstung und Ausbesserung von Kriegsschiffen oder als Operationsbasis zu untersagen, oder die Kriegführenden werden die fiktive Oberhoheit der Landesregierung nicht achten und den Platz einfach als feindliches Gebiet ansehen und behandeln. Ein gemieteter Platz scheint daher in jedem Falle weniger Sicherheit und weniger Vorteile zu gewähren, als ein einschließlich der Oberhoheit erworbener.

„Die Lage eines derartigen Platzes, einmal die Notwendigkeit der Erwerbung vorausgesetzt, muß eine solche sein, daß man die wichtigsten Punkte in Ost-Asien in ein bis zwei Tagen erreichen kann, das Vorhandensein eines guten, mit nicht zu großen Kosten und Arbeiten zu befestigenden Hafens und hinreichender Oberfläche zur Anlage von allen Baulichkeiten, wie gutes Trinkwasser, sind unumgängliche Bedingungen; Bauholz ist aus Yeso und den Amurbesitzungen so leicht zu beschaffen, daß der Mangel an demselben nie Grund zur Verwerfung eines sonst brauchbaren Platzes zu sein brauchte.

„Was die Erwerbung und Behauptung eines solchen Platzes angeht, so kommen dabei erstens die drei ostasiatischen Hauptmächte China, Japan und Korea, und zweitens die anderen Seemächte in Betracht.

„Die Art der Erwerbung könnte durch Kauf oder durch Gewalt sein.

* * *

„Was die fremden Mächte anbetrifft, so würden dieselben sich im Falle friedlicher Unterhandlungen resp. eines Krieges zwischen Deutschland und einer der ostasiatischen Mächte auf allerdings wahrscheinlich sehr eifrige diplomatische Einmischung beschränken . . .

„Im Falle eines Krieges mit den Seemächten, d. h. Rußland, den Vereinigten Staaten, Frankreich und England tritt die Frage in den Vordergrund, ob die neue Erwerbung verteidigungsfähig sei, oder ob man in derselben dem Feinde nur ein leicht zu überwindendes Angriffsobjekt bietet.

„Bei der Wirksamkeit der heutigen Artillerie und der Anwendung von Torpedos scheint es um so weniger einem Zweifel zu unterliegen, daß ein befestigter Platz gegen die Streitkräfte jeder einzelnen der vorerwähnten Mächte mit Erfolg verteidigt werden kann, als einerseits der Angreifer immer nur ein, höchstens zwei Panzerschiffe (bis jetzt haben nur Frankreich und England je ein Panzerschiff auf der ostasiatischen Station) wird verfügen können, und andererseits

der Angriff immer mit großer Vorsicht wird unternommen werden müssen, da Beschädigungen eines oder mehrerer Schiffe des Angreifers den Seestreitkräften der Verteidigung Gelegenheit zu einer Offensivbewegung geben würden, und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, bei dem Mangel an allen Hilfsquellen, den Rückzug des Angreifers auf seine Operationsbasis notwendig machen würde. Jedenfalls dürfte eine deutsche Besitzung keinen größeren Gefahren, als die spanischen, holländischen, russischen und portugiesischen oder selbst die englischen und französischen, im Falle eines Krieges zwischen diesen beiden Mächten ausgesetzt sein.

„Was aber die Bedeutung einer derartigen deutschen Besitzung wesentlich erhöhen dürfte, ist der moralische Einfluß, den ein erfolgreiches Vorgehen Deutschlands auf die Entscheidung der Frage in betreff der Unverletzbarkeit des Privateigentums zur See ausüben würde. Seit Deutschland sich durch Unterzeichnung der Pariser Deklaration, wenigstens den größeren Seemächten gegenüber zur See thatsächlich entwaffnet hat, hat die Frage keine Fortschritte gemacht. Theoretisch schwärmen noch viele für eine Erweiterung der Pariser Erklärung im Sinne der Unverletzbarkeit, praktisch haben bis jetzt nur wenige ihren guten Willen gezeigt. Der Grund, aus dem Frankreich 1870 die Neutralisierung der ostasiatischen Gewässer zurückwies, die von Deutschland angeboten und von England und den Vereinigten Staaten unterstützt wurde, war, daß Deutschland doch keine Mittel habe, seine ausgedehnte Schiffahrt in jenen Gewässern zu schützen, und es scheint vergeblich zu sein, zu hoffen, daß die großen Seemächte in der Zukunft anders wie in der Vergangenheit handeln werden. Das Mittel für Deutschland, die Anerkennung der Unverletzbarkeit des Privateigentums zur See herbeizuführen, ist die Anlage von festen Stützpunkten im Auslande und die Wiedereinführung der Kaperei.“ —

Daß es bis zum Jahre 1898 gedauert hat, bis die in dieser Denkschrift gestellte Forderung ihre Erfüllung gefunden hat, lag zum Teil wenigstens in den Verhältnissen, und wir wollen, statt an der Vergangenheit zu nörgeln, uns der Thatsache freuen, daß

das sich immer stärker fühlbar machende Bedürfnis nach einem solchen Stützpunkt endlich durch die Erwerbung von Tsingtau befriedigt worden ist.

Was den zweiten Punkt anbetrifft, so dürfte wohl den wenigsten bekannt sein, daß bereits 1872 ein Projekt für eine subventionierte Dampferlinie nach Ost-Asien u. s. w. vorlag. Es handelte sich um eine zuerst unter dem Namen Globus, dann Teutonia, gedachte Gesellschaft mit einem Kapital von zehn Millionen Thalern (30 Millionen Mark), für das dreizehn Dampfer zwischen 5000 und 2500 Tonnen Gehalt beschafft werden sollten, die 1) alle vierzehn Tage von Deutschland, England, Gibraltar, durch den Suez-Kanal, Bombay, Galle, Singapore, Hongkong nach Shanghai und zurück, 2) alle vierzehn Tage im Anschluß an die Linie 1 eine Seitenlinie von Galle nach Calcutta und zurück und 3) alle vier Wochen von Hongkong via Yokohama nach San Franzisko und zurück zu fahren bestimmt gewesen sein würden. Die Ausdehnung der Linie nach Australien blieb vorbehalten. Die Regierung sollte während 10—5 Jahren eine Zinsgarantie von 5—4 Prozent des eingezahlten Kapitals übernehmen, dafür gewährte die Gesellschaft 1) die freie Beförderung der deutschen Post (event. mit Postbeamten an Bord), 2) die Beförderung zu herabgesetzten Preisen von a) Beamten, b) Offizieren und Mannschaften der Reichsmarine, c) Provisionen und Ausrüstungsgegenständen für die Reichsmarine. Die Gesellschaft überließ es entweder der Regierung selbst, Verträge über die Beförderung der Post mit fremden Mächten abzuschließen, oder verpflichtete sich, die von fremden Mächten für Ausführung solcher Verträge gezahlten Summen ohne Abzug an die kaiserliche Regierung zu zahlen, um zur eventuellen Deckung der Zinsgarantie verwendet zu werden. —

Der Plan, der den langjährigen Chef des Hauses Pustau et Co., Herrn Wm. von Pustau, zum Urheber hatte, war dem Fürsten Bismarck vorgelegt worden und hatte auch dessen Interesse erregt. Welche Ursachen die Verwirklichung des Projekts damals verhinderten, soll hier nicht erörtert werden, erst 1884 gelangte es, wie bekannt

wenn auch in anderer Form zur Ausführung. Ich kann mir das Zeugnis geben, daß ich damals und später nach besten Kräften für die Einrichtung einer subsidierten Dampferlinie nach Ost-Asien wie für die Umwandlung der monatlichen in eine vierzehntägige gewirkt habe. Ebenso glaube ich nicht unwesentlich zum Aufgeben der Idee, Korea mit in den Bereich der Thätigkeit der Reichspostdampfer zu ziehen, wie später zu der der Linie Brindisi-Alexandrien beigetragen zu haben. Der auf Ost-Asien bezügliche Teil der seiner Zeit mit der Vorlage an den Reichstag gelangten Denkschrift, bestand großen Theils aus Auszügen aus meinen Berichten. Für alle Deutschen in Ost-Asien war die Ankunft des ersten Schiffes unter der Reichspostflagge ein Tag der Freude und des Stolzes, und die vortrefflichen Schiffe und ihre Führer haben die Erwartungen, die nach jeder Richtung hin an sie geknüpft wurden, auf das glänzendste erfüllt und übertroffen. Sie haben, und das ist nicht ihr geringstes Verdienst, dazu beigetragen, das Band zwischen den Deutschen in Ost-Asien und der Heimat fester zu knüpfen und auch den Angehörigen anderer Nationen das Wachstum Deutschlands ad oculos zu demonstrieren. Als Kuriosum will ich hier anführen, daß, als ich 1893 China verlassen hatte, wozu ich selbstverständlich einen der deutschen Reichspostdampfer benutzte, ich auf Veranlassung des Rechnungshofs des Deutschen Reichs für mehrere Tage die erhaltenen Tagegelder zurückzahlen mußte, da ich nach der Ansicht dieser Behörde einen früher von Shanghai abgehenden französischen Postdampfer hätte benutzen sollen. Auch an der endlichen Errichtung eines deutschen Bankinstituts in Ost-Asien, der deutsch-asiatischen Bank, möchte ich einen Anteil beanspruchen. Manches hätte freilich in dieser Beziehung größer und weitblickender gemacht werden können, aber auch so war der Fortschritt ein wichtiger und anzuerkennender.

Eine andere Richtung meiner Thätigkeit, die ich nicht als eine amtliche bezeichnen möchte, obgleich sie mit der Entwicklung eines Zweiges der deutschen Industrie in engem Zusammenhange stand, war die Vermittlung der Kenntnis des ostasiatischen Kunstgewerbes. Ich war in der Beziehung ganz besonders begünstigt, da ich Japan

in einer Zeit kennen lernte, in der es noch nicht von Kuriositätenjägern überlaufen war, und auch früh genug nach China kam, um dort einige Zweige des Kunstgewerbes zu finden, die von anderen Sammlern übersehen oder nicht genügend beachtet worden waren. In dieser Beziehung möchte ich besonders auf das chinesische Glas aufmerksam machen, das, ehe ich die jetzt im Berliner Kunstgewerbemuseum befindliche Sammlung zusammengebracht hatte, auch den Kennern asiatischer Kunst ganz unbekannt war. Meine Beziehungen zum Kunstgewerbemuseum, wie zum Museum der Völkerkunde, sind stets die allerbesten gewesen, und wenn diese Sammlungen mir manches schöne und interessante Stück verdanken, habe ich durch den anregenden Verkehr mit der an der Spitze dieser Institute stehenden Herrn, besonders den Herren Prof. Dr. Bastian und Prof. Dr. Julius Lessing viel gelernt. Meine Ernennung zum Ehrenmitglied des Kunstgewerbemuseums, die bei der Eröffnung desselben erfolgte, ist eine der Auszeichnungen, die mir die größte Freude gemacht haben und auf die ich am stolzesten bin.

Bevor ich von denen Abschied nehme, die genug Interesse an der Entwicklung der deutschen Beziehungen zu Ost-Asien besitzen, um mehr als einen flüchtigen Blick in die drei Bände meiner Erinnerungen geworfen zu haben, muß ich mit kurzen Worten der Gründe meines Scheidens aus China Erwähnung thun. Nach den damals herrschenden Bestimmungen war den deutschen Diplomaten die Verheiratung mit einer Ausländerin nicht gestattet; es war dies eine Idee des Grafen von Caprivi, die mit ihm gefallen ist. Ich kann mich über die Anwendung der Regel auf mich bei der Verheiratung mit einer Amerikanerin um so weniger beschweren, als dieselbe viermal vor mir und einmal nach mir auf andere deutsche Diplomaten angewendet worden ist, aber ich will nicht in Abrede stellen, daß es mich mit einem gewissen Gefühl der Bitterkeit erfüllte, daß ich, der ich während dreiunddreißigjähriger Abwesenheit von der Heimat meinen Vater, meine Mutter und meinen einzigen Bruder verloren hatte, ohne ihnen in das brechende Auge blicken zu können, die Gründung eines eigenen Heims mit dem Aufgeben einer Laufbahn

erkaufen mußte, in der ich, wie ich glaube sagen zu dürfen, mit Aufopferung und vielleicht nicht ohne Erfolg während mehr als einem Menschenalter thätig gewesen war. Im übrigen stehe ich durchaus auf dem Standpunkt des Fürsten Bismarck, der den Hauptwert auf den deutschen Charakter des Hauses der deutschen Diplomaten legte, aber ich war und bin der Ansicht, daß dieser Charakter am besten und sichersten dadurch gewahrt wird, wenn die Sprache des Hauses die deutsche ist. Das zu erreichen, dürfte einem Beamtenkreise gegenüber, dessen Mitglieder in jedem Augenblick ohne Angabe eines Grundes in den zeitweiligen Ruhestand versetzt werden können, kaum unüberwindliche Schwierigkeiten bieten.

Bei meinem Verlassen von China sind mir von seiten meiner, unserer Landsleute so viele Zeichen der Liebe und des Bedauerns über mein Scheiden aus meiner Stellung entgegengebracht worden, daß mir die Tage in Tientsin, Shanghai und Hongkong, in denen ich von den dortigen Deutschen Abschied nahm, stets unvergeßlich bleiben werden. Das mir in Shanghai überreichte Ehrengeschenk aller deutschen Firmen bildet den Hauptschmuck unserer an chinesischen Erinnerungen reichen Wohnung. Es ist eine hohe, aus Ebenholz und Silber gefertigte Ständerlampe, und trägt in Nachahmung des beliebten chinesischen Beamten bei ihrem Scheiden von der Bevölkerung überreichten „Schirms der zehntausend Zeichen“ auf rotseidenem Schirmbehang in goldenen Zeichen die chinesischen Firmennamen sämmtlicher deutschen Kaufmannshäuser. Es ist nicht Eitelkeit, wenn ich aus der Adresse der in Hongkong und Kanton ansässigen Deutschen, die dieselben mir bei einem meiner Frau und mir gegebenen Feste überreichten, einen Satz anführe. „Die sichere Überzeugung in E. E. allzeit einen Anwalt gefunden zu haben, welcher sich im Falle der Bedrängnis unserer gefährdeten Interessen, gleichviel ob groß oder klein, in hingebender Weise annahm, hat uns Deutsche in China zu schaffensfreudiger Thätigkeit und zur steten Erweiterung deutschen Handels und deutscher Schiffahrt angespornt, und besonders dankbar erkennen wir an, wie E. E. als treuer Schützer deutschen Rechts und

deutscher Arbeit uns stets hilfreich zur Seite gestanden haben." Es ist, wie gesagt, nicht Eitelkeit, sondern die Überzeugung, daß die mir nach dieser Richtung meiner Thätigkeit hin gewordene Anerkennung vielleicht einen oder den andern jungen oder älteren Diplomaten veranlassen wird, sich diesen Einzelheiten des Diensts mit größerem Interesse und Aufmerksamkeit zu widmen, als das, leider, recht oft der Fall zu sein scheint. Was Friedrich der Große von den anscheinend unbedeutenden Einzelheiten des militärischen Diensts gesagt hat: „Soignez ses détails, ils ne sont pas sans gloire" paßt auch auf die des diplomatischen.

Die Adresse der Deutschen in Hongkong und Kanton schloß mit den Worten:

„Mit diesen Gefühlen der Dankbarkeit und herzlichen Wünschen für eine glückliche Zukunft bitten wir E. E., auch uns Deutschen in Hongkong und Kanton ein freundliches Andenken bewahren zu wollen."

Und das habe ich gethan, nicht nur den Deutschen in Hongkong und Kanton, sondern auch denen in Tientsin, Shanghai und allen anderen Plätzen gegenüber, mit denen ich in direkter oder indirekter Beziehung gestanden habe. Die Jahre 1875 bis 1893 sind für mich, wie für alle Deutschen in China, Jahre harter Arbeit, ernsten Strebens und, ich freue mich hinzufügen zu können, reicher Erfolge im Kampfe gegen chinesischen Konservatismus und mehr noch gegen die Konkurrenz der Angehörigen anderer Staaten und Länder gewesen. Mir davon mehr als meinen Anteil an der Arbeit zuschreiben zu wollen, entspräche weder den Thatsachen noch meinem eigenen Gefühl. Es war leicht, auf den Folgen und Eindrücken von 1866 und 1870 und gestützt auf den Namen Kaiser Wilhelms I. und des Fürsten Bismarck weiter zu bauen und den Aufschwung auszunutzen, den Handel, Verkehr und Industrie des Vaterlandes seit diesen ereignisreichen Jahren nach jeder Richtung hin nahmen. In allen Kreisen der Bevölkerung, bei den Höchsten wie bei den Niedrigsten begann das Gefühl sich zu regen, daß das große Deutschland die Mutter eines größeren sein müsse. Und was der Traum, die Hoffnung und das Streben meiner Jugend und

die Arbeit meiner Mannesjahre gewesen war, es hat sich herrlich erfüllt. Denen aber, die die Flagge des geeinten Reichs in jene fernen Meere trugen, auf denen früher die Flaggen von einem halben Dutzend Staaten über deutschen Schiffen wehten, und denen, die den Erzeugnissen der deutschen Industrie die Thore des großen Reichs der Mitte geöffnet haben, ihnen allen, ob ihr Anteil an der gemeinsamen Arbeit, an den gemeinsamen Erfolgen ein großer oder ein kleiner gewesen, gebührt der Dank des Vaterlandes. Möge es demselben nie an Söhnen fehlen, die das begonnene Werk fortsetzen zur Ehre Deutschlands und zum Vorteil der Menschheit.

Das walte Gott!

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

